

Jean-Luc Bannalec

BRETONISCHE IDYLLE

Kommissar Dupins zehnter Fall



Kiepenheuer
& Witsch

Jean-Luc Bannalec

Bretonische Idylle

Kommissar Dupins zehnter Fall



Kurzübersicht

- > [Buch lesen](#)
- > [Titelseite](#)
- > [Inhaltsverzeichnis](#)
- > [Über Jean-Luc Bannalec](#)
- > [Über dieses Buch](#)
- > [Impressum](#)
- > [Klimaneutraler Verlag](#)
- > [Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)





Hinweis für E-Reader-Leserinnen und Leser

Wenn Sie sich die Karte in Farbe und zoombar ansehen möchten, dann geben Sie bitte die folgende Internetadresse im Browser Ihres Computers oder Smartphones ein:

<https://www.kiwi-verlag.de/magazin/extras/karte-zu-bretonische-idylle>

Hinweis für Leserinnen und Leser auf dem Smartphone/Tablet oder am Computer

Sie möchten sich die Karte zoombar anschauen? Dann tippen bzw. klicken Sie bitte auf die Karte. Es öffnet sich ein neues Fenster mit der entsprechenden Website-Ansicht.

Inhaltsverzeichnis

[Widmung](#)

[Motto](#)

[Der erste Tag](#)

[Der zweite Tag](#)

[Der dritte Tag](#)

[zurück](#)

À L.

*und in Andenken an meinen Freund Uwe Rosenfeld,
Bretone im Herzen*

[zurück](#)

Neb a fell dezhañ ober fall,
A gav un digarez pe un all.
*Wer Böses tun will,
findet immer eine Ausrede.*

BRETONISCHES SPRICHWORT

Der erste Tag

Kommissar Georges Dupin hatte einen neuen Freund.

Dupin war, wie heute, weit hinausgeschwommen, als sie sich das erste Mal begegnet waren. Der Kommissar mochte es, so ganz allein draußen im Meer zu sein. Es herrschte eine ganz besondere Stimmung, eine wundersam gedämpfte Ruhe. Vor allem mochte er die verrückte Perspektive: die Augen nur knapp über dem Wasser, schienen Himmel und Ozean unendlich. Unendlich weit. Und unendlich blau, nur in den Tönen unterschieden sich das obere und das untere Blau. Heute war der Himmelsstreifen eine Spur lichter. Manchmal war es auch umgekehrt. Unentwegt spielten Himmel und Meer in der Bretagne dieses Spiel: sich untereinander die Blautöne abspenstig zu machen, als lieferten sie sich einen Wettstreit. Und es gab Tage, an denen beide exakt den gleichen Ton annahmen, womit sie den Horizont zum Verschwinden brachten, Tage, an denen sie sich harmonisch ineinander auflösten und die Menschen in einen Taumel versetzten. Dann blieb nichts mehr zu sehen als ein einziges Himmelsmeer, ein einziger Meereshimmel. Und es war unmöglich zu sagen, wo das Eine aufhörte und das Andere begann.

Vor zwei Wochen also war beim Schwimmen plötzlich etwas Graues vor ihm aufgetaucht. Eine Schnauze zunächst, eine beträchtliche Schnauze, eindeutig mit Fell, einzelne lange weiße Schnurrhaare zu beiden Seiten. Nur allmählich hatte sie sich geneigt, bis ein paar glänzende dunkle Augen und ein spitz zulaufender Kopf zum Vorschein gekommen waren.

Eine Robbe.

Eine Kegelrobbe, genauer gesagt, *un phoque gris*, wie ihn Riwal und Nolwenn – sein erster Inspektor und seine »Assistentin«, die ungleich mehr war als eine Assistentin – später aufgeklärt hatten. Zu behaupten, Dupin hätte bei dieser ersten Begegnung Angst gehabt, wäre zu viel gesagt. Respekt hingegen sehr wohl. Selbstverständlich war ihm im ersten

Augenblick etwas mulmig zumute gewesen. Schließlich waren es imposante Tiere, massig und dennoch enorm schnell, Akrobaten des Meeres, hübsch anzusehen, ja, putzig als Babys, aber im Wesentlichen Raubtiere. Was ebenfalls zu bedenken war: Womöglich existierte auch im Meer eine Art Tollwut, jedenfalls zeigte dieses Exemplar kaum Scheu, was, wie man gemeinhin wusste, bei Wildtieren als suspekt galt.

Eine Weile war Dupin so regungslos wie möglich verharrt, hatte sich, die Robbe im Blick, lediglich mit sachten Bewegungen über Wasser gehalten. Glücklicherweise hatte das Meer glatt dagelegen, wie ein gespanntes Laken, ohne auch nur die Andeutung einer Welle. So war es die gesamte letzte Zeit gewesen, seit die große Hitze, *la canicule*, ganz Westeuropa und ausnahmsweise auch die Bretagne fest im Griff hatte, eine Region, die von Hitzewellen für gewöhnlich verschont blieb. *Ce n'est pas normal*, die allgemeine Empörung war nicht zu überhören, im Supermarkt, beim Friseur, beim Bäcker, im Weinladen, im Café, bei zufälligen Begegnungen auf der Straße. In Rennes war dieser Tage der beängstigende Hitzerekord von 40,1 Grad gemessen worden, in Concarneau immerhin noch 34,7 Grad. So etwas hatte es, da war man sich einig, seit Menschengedenken nicht gegeben.

Die Robbe war aufrecht geschwommen, in gewisser Weise hatten sie sich in dem glasklaren Wasser gegenübergestanden. Sie hatte einen neugierigen Eindruck gemacht, verwundert vielleicht, als fragte sie sich, wer da in ihrem Element herumschwamm. Eine Weile hatten sie einander gemustert. Dann hatte Dupin es für das Beste befunden, ruhig und ohne hektische Bewegungen zurück zum Ufer zu schwimmen. In Begleitung der Robbe, wie er feststellte. Einen höflichen Abstand einhaltend war sie ihm bis zum Strand gefolgt. Dupin war auf eine intensive Weise berührt gewesen. Noch eine ganze Zeit hatte er an der Wasserlinie gestanden.

Das war vorletzten Donnerstag gewesen. Seitdem hatte ihn die Robbe jeden Morgen erwartet, wenn er vor der Arbeit, um acht, ein strenges sommerliches Ritual, zum Schwimmen an seinen Hausstrand kam. Um ihn raus aufs Meer zu begleiten. Ausgelassen schwamm sie auf dem Bauch, auf dem Rücken, tauchte unter ihm hindurch und um ihn herum, schoss kreuz und quer durchs Wasser, ohne sich je weit von ihm zu entfernen. Verließ er das Meer und den Strand, blickte sie ihm eine Zeit lang nach, um dann

entschieden abzutauchen und bis zum nächsten Tag anderweitigen Beschäftigungen nachzugehen. Ab und an gab sie beim gemeinsamen Schwimmen einen durchdringenden Klicklaut von sich, beim täglichen Abschied auch eine Art singendes Pfeifen, das, er hatte die Bedeutung noch nicht erfasst, in ein tiefes Dröhnen übergehen konnte.

Auch heute, es war der 7. August, ein Mittwoch, hatte die Robbe auf Dupin gewartet. Geduldig schwamm sie neben ihm her. Dupin bewunderte ihre Langmut, nach ihrem Empfinden musste er sich im Tempo einer Meeresschnecke bewegen. Aus irgendeinem Grund, vielleicht eine veränderte Strömung, hatte sich der Atlantik über Nacht abgekühlt. Das geschah manchmal, selbst bei großer Hitze, und gerade jetzt war die Abkühlung höchst willkommen. Mit 23 Grad war der Atlantik in der *Baie de Concarneau* längst ungewöhnlich warm geworden. Dupin befand sich auf dem Rückweg seiner Schwimmstrecke, als er am Strand eine wild gestikulierende Person bemerkte. Es dauerte ein wenig, bis er die Gestalt erkannte. Es war Riwal.

»Chef! Chef!«

Dupin blickte auf die Uhr. Es war zwanzig nach acht. Wo lag das Problem? Sie hatten Viertel vor neun gesagt. Und es war nicht weit zum Kommissariat. Eigentlich hätte er sogar noch rasch einen *petit café* im *Amiral* trinken können. Nolwenn und Riwal wollten »dringlich und abschließend« über »die große Feier« sprechen: Dupins zehnjähriges Dienstjubiläum. In zwei Tagen war es so weit, Freitagabend. Ausnahmsweise würde die Festivität nicht im *Amiral* stattfinden, die Wahl war nach wochenlangen Abwägungen auf das *Ty Mad* in Douarnenez gefallen.

Hatte Nolwenn den Inspektor geschickt, um sicherzustellen, dass er auch wirklich kommen würde? »Viel Zeit haben wir leider nicht«, hatte sie bereits gestern gemahnt, denn schon um 11 Uhr 30 hatte Dupin einen Termin mit dem Chef der Feuerwehr. Dupin war der ganze Wirbel ohnehin nicht recht, die Diskussionen hatten sich über Wochen hingezogen, irgendwann hatte er der Feier resigniert zugestimmt. Er hatte keinen blassen Schimmer, was sie heute noch so lange besprechen sollten. Nolwenn übertrieb. Und zwar maßlos.

Am Ufer winkte Riwal jetzt immer verzweifelter. Auch die Robbe hatte den Inspektor wahrgenommen. Sie hatte innegehalten und blickte, so

schien es, mit ausgesprochen skeptischer Miene Richtung Strand.

»Chef! Chef, ein Toter!«

Dupin war sich einen Moment unsicher, ob er richtig gehört hatte.

»Was?«

»Ein Toter! Chef, wir haben einen Toten!«

Die Worte hallten durch die gesamte Bucht. Es bestand kein Zweifel.

Ein Toter!

Glücklicherweise war um diese Uhrzeit noch nichts los. Nur Dupins Nachbarin, die alte Madame Claudel, war, ein Baguette unterm Arm, auf der Uferpromenade unterwegs. Natürlich, wie sollte es anders sein, war sie neugierig stehen geblieben und beobachtete die Szene.

»Ich komme, Riwal.«

Dupin begann zu kraulen, so schnell er konnte. Die Robbe schien bemerkt zu haben, dass hier etwas Irreguläres vor sich ging, sie blickte sich alarmiert um und eskortierte Dupin dann fürsorglich bis zum Strand.

»Wo? Wer ist es?«

Dupin rannte noch im Wasser los. Er stürmte auf den Inspektor zu.

»Eine Männerleiche, im Meer. Im Hafen von Doëlan. Wir wissen noch nicht, wer der Tote ist. Ein Fischer hat ihn gefunden.«

»Und er kennt ihn nicht?«

»Nein.«

Dupin war, ohne langsamer zu werden, an Riwal vorbeigelaufen, zu seiner Kleidung, die weiter oben am Strand lag. Riwal folgte ihm.

»Hinweise auf ein Verbrechen?«

»Noch nicht.«

»Wenn der Fischer ihn nicht kennt, ist er nicht von dort.«

Doëlan war ein winziger Ort, der zur kleinen Gemeinde Clohars-Carnoët gehörte.

Der Kommissar war bei seinen Sachen – Handtuch, Jeans, Polo, Schuhe – angekommen.

»Wahrscheinlich nicht, nein.«

»Wird irgendwo jemand vermisst?«

»Nein. Zwei Gendarmen aus Quimperlé sind auf dem Weg, sie müssten bald in Doëlan eintreffen. Der Gerichtsmediziner ist auch schon unterwegs.«

»Gut.«

Es blieb keine Zeit, sich abzutrocknen. Oder die Badehose loszuwerden. Er musste die Jeans einfach drüberziehen.

»Wir nehmen meinen Wagen!«

Dupin spurtete los.

»Meernebel, Chef, *Brume de mer*.«

Nach zehn Jahren Bretagne kannte Dupin das Phänomen, aber es war jedes Mal aufs Neue spektakülär anzusehen. Der Nebel war aus dem Nichts aufgetaucht. Die gesamte Fahrt über hatte der bretonische Himmel sein makelloses atlantisches Blau zur Schau gestellt. Erst als sie zum Hafen hinuntergefahren waren, hatte sich der Nebel gezeigt: ein eigenartiger hellweißer Dunstschleier, der unmittelbar über dem Meer schwebte. Dupin schätzte die Sicht auf vielleicht zehn Meter, darüber hinaus vermochte man bloß noch Silhouetten und Konturen zu erahnen, Boote, Kähne, Felsen, Bojen. Dann verlor sich alles im wabernden Nichts. Die Grenze war scharf gezogen: Wo das Meer endete, endete auch der Nebel. Wie an einer unsichtbaren Wand. Er lag nur über dem Meer. Es war geradezu gespenstisch.

Kadeg, Dupins zweiter Inspektor, war mit Le Menn und Nevou – den beiden Polizistinnen, die Nolwenn vorletztes Jahr zur längst überfälligen Verstärkung des Teams erkämpft hatte – ein paar Minuten vorher eingetroffen. Mit einem Kahn waren sie zur Leiche gefahren, die noch im Wasser lag. Mitten in den Meeresnebel hinein. Von ihnen war nichts zu sehen.

»Maritimer Stratus, Chef.« Auch Riwal und Dupin hatten sich inzwischen einen Kahn genommen, einen abenteuerlich winzigen, fand Dupin, weiß-blau gestrichen und mit zwei einfachen Holzrudern ausgestattet.

»Streng genommen ist das gar kein Nebel, das sind echte Wolken. Die sich über dem Meer bilden, wenn die erhitzten Luftmassen aus dem Inland die Küste erreichen und jäh abkühlen.«

Es war ein ganz und gar unpassender Zeitpunkt für die Erörterung meteorologischer Mysterien. Außerdem war Dupin egal, was genau es war, das ihnen die Sicht nahm.

Doch im nächsten Moment war Riwal wieder ganz bei der Sache: »Einer der Gendarmen schaut sich die Autos am Hafen an und prüft, ob welche von auswärts kommen. Und der Hafenmeister kontrolliert die Boote.«

»Irgendwoher muss er ja kommen«, brummte Dupin mürrisch.

»Wir müssen höllisch aufpassen, Chef, die Ebbe hat fast ihren tiefsten Punkt erreicht. Wir haben es gerade mit einem beachtlichen Koeffizienten zu tun, da fehlt erheblich mehr Wasser als sonst. Rechts und links der Fahrrinne lauern spitze Felsen.«

Das kümmerliche Boot wankte und schwankte bedenklich, auch wenn es weit und breit keine Wellen gab.

»Und die letzten aus der Ria ablaufenden Wassermassen verursachen extrem starke Strömungen«, ergänzte Riwal. »Die machen das Manövrieren nicht einfacher.«

So sehr Dupin das Schwimmen liebte, so sehr hasste er Bootsfahrten. Ganz gleich auf welchen Booten. Riwal ruderte auf Steuerbord-, Dupin auf Backbordseite. Der Inspektor stellte sich alle paar Augenblicke aufrecht hin, um Ausschau nach den anderen zu halten, was die wackelige Angelegenheit nur noch wackeliger werden ließ.

»Hier drüben! Hier!«

Kadegs militärisch-zackige Art. Eine seiner unangenehmen Eigenschaften, von denen es einige gab und die einem dummerweise sofort auffielen. Im Gegensatz dazu dauerte es, bis man seine sympathischen Seiten entdeckte, Dupin hatte Jahre gebraucht.

Kadeg hatte, das musste am Meernebel liegen, zugleich ganz nah und ganz weit entfernt geklungen. Dupin hätte beim besten Willen nicht sagen können, wo sich sein Inspektor befand.

»Okay«, bestätigte Riwal.

Sie waren, wie sie feststellten, etwas zu weit gerudert, Dupin tat ein paar kräftige Schläge allein, das Boot drehte sich. Die Silhouette der sich vom Ufer weit ins Meer ziehenden Kaimauer trat massig und gespenstisch aus dem Dunst hervor.

»Noch ein bisschen weiter, hierher!«

Nevous kräftige, tiefe Stimme leitete sie. Mit einem Mal sahen sie das Boot der Kollegen. Neben Kadeg und Nevou konnte Dupin die hochgewachsene Le Menn mit ihrem Zopf und einen der Gendarmen aus

Quimperlé erkennen. Kadeg und Le Menn knieten im Bug, weit über die schmale Reling des Bootes gebeugt, Nevou und der Gendarm hielten sie an den Beinen fest, es war ein skurriler Anblick.

»Bonjour, Monsieur le Commissaire.« Die schüchterne Stimme gehörte dem Gendarmen.

»Sie haben vermutlich auch keine Ahnung, wer der Tote sein könnte?« Dupin klang unwirsch, obwohl er das gar nicht wollte.

»Ich habe ihn in der Gegend noch nie gesehen«, der Gendarm wirkte nun erst recht eingeschüchtert, »es kann auch ein Fremder sein, jetzt in der Saison wimmelt es hier von Touristen.«

So war es Anfang August. Die meisten Franzosen verreisten in den vier Wochen nach dem Nationalfeiertag am 14. Juli. Dazu kamen die Touristen aus anderen Ländern.

Riwal und Dupin waren noch zwei, drei Meter vom Boot der Kollegen entfernt, allmählich war die Szene zu erkennen. Zwischen zwei großen weißen Bojen war eine Leine gespannt, an der weitere Leinen zum Vertäuen von Booten befestigt waren. Die Leiche hatte sich in ihnen verfangen und wurde von der Strömung gegen eine der Bojen gepresst. Kadeg und Le Menn versuchten, den Körper zu befreien.

»Wir haben es gleich«, schnaufte Le Menn, ihr langer Zopf baumelte im Wasser, »noch einen Moment.«

Dupins Blick haftete auf dem Toten.

Riwal hatte ihr Boot mit ein paar kräftigen, geschickten Schlägen auf die andere Seite der Boje gebracht, jetzt lag es direkt an der Leiche. Der Kommissar hatte sich in den Bug gekniet, ohne das heftige Schaukeln, das er damit ausgelöst hatte, zu bemerken.

Der Tote war hager. Nicht besonders groß, nicht besonders klein. Er trieb auf dem Rücken. Die Strömung drückte den Kopf regelmäßig unter Wasser, dann tauchte er plötzlich wieder auf, es war ein überaus makabres Schauspiel. Der gesamte Körper befand sich unentwegt in Bewegung. Am unheimlichsten aber wirkten die Augen: schmale, starre Schlitze, durch die einen nasse, glasige Pupillen anzustarren schienen. Die Lider waren angeschwollen. Der Mann mochte um die sechzig sein, kurze Haare, ein derbes Gesicht, ein unnatürlich rosiger Ton.

»Er liegt noch nicht lange im Wasser«, konstatierte Le Menn ruhig, die

nach wie vor an den Leinen herumhantierte, »eindeutig.«

»Ein paar Stunden maximal«, präzisierte Kadeg mit gewichtigem Ton.

Der Mann trug eine schwarze Stoffhose und ein grünes kurzärmeliges Hemd, die Strömung hatte den halben Bauch freigelegt.

»Wo bleibt Docteur Lafond?« Dupin war im Begriff, sich wieder zu setzen, als er plötzlich innehielt.

»Er hat sich eben gemeldet«, teilte Le Menn mit, »er kommt gleich zum Hafen. Er hat ...«

»Riwal«, unterbrach Dupin sie, der sich abermals hinkniete, »können Sie uns etwas näher ranbringen?«

Der Kommissar lehnte sich weit über den Rand, das Boot neigte sich.

»Was ist, Chef? Was haben Sie gesehen?«

»Noch näher, Riwal!«

Der Inspektor tat sein Bestes, es war eindrucksvoll, wie er, jetzt stehend, den Kahn mit nur einem Ruder im Griff hatte. Dupin konnte den Körper des Toten beinahe berühren, dann drehte das Boot abrupt ab.

»So ein Scheiß«, entfuhr es Dupin.

»Die Strömung, Chef. Keine Chance.«

Es schien aussichtslos, das Manöver noch einmal zu wiederholen.

»Monsieur le Commissaire, wenn Sie uns sagen würden, was Sie vorhaben?«, ließ Kadeg pikiert vernehmen. Er hielt jetzt das rechte Bein des Toten fest.

»Ich ...«

Dupin brach ab. Kurzerhand kletterte er an Riwal vorbei zum Heck, legte seine Waffe ab – noch wichtiger: sein heiliges Notizheft –, warnte den Inspektor mit einem knappen »Achtung!« und sprang über Bord. Er tauchte kurz unter, um dann mit ein paar kräftigen Zügen zur Boje zu schwimmen.

»Alles okay, Chef?« Riwal wusste, dass weiteres Nachfragen sinnlos war, wenn Dupin sich etwas in den Kopf gesetzt hatte.

»Alles okay.«

Dupin hatte etwas am Hals des Toten gesehen. Zumindest glaubte er, es gesehen zu haben. Der Kommissar hielt sich an der Leine zwischen den großen Bojen fest, er war jetzt direkt beim Toten, griff nach dem Hemdkragen und zog ihn zur Seite. Es war eindeutig. Dupin hatte sich nicht vertan. Am Hals waren deutliche Verletzungen zu erkennen. Und zwar sehr

spezifische. Zeichen einer Strangulation. Der Mann an der Boje war ermordet worden.

Sie hatten die Leiche vor das Hafenbüro gebracht. Jetzt lag sie auf dem Asphalt mitten auf dem Parkplatz, der weiträumig abgesperrt worden war. Der Nebel über dem Meer schien sich weiter zu verdichten, hielt sich aber noch immer strikt an die rätselhafte Grenze: Zum Landesinneren hin war der Himmel frei und blau, auch hier über dem Parkplatz.

Der Tote lag in der prallen Sonne, die sich, obgleich es erst kurz nach neun war, gar nicht wie Morgensonne anfühlte, so stark brannte sie bereits. Der Gerichtsmediziner, Doktor Lafond, war mit zwei Mitarbeitern eingetroffen und hatte den Toten ein erstes Mal in Augenschein genommen. Auch die Kollegen der Spurensicherung waren mittlerweile vor Ort und sahen sich aufmerksam am Hafen um.

Trotz seiner notorischen Abneigung gegenüber vorschnellen Aussagen hatte sich Lafond zu einem »Offenbar erdrosselt, mit einem Seil oder einem Tuch, wahrscheinlich erst vor ein bis drei Stunden« hinreißen lassen. »Eher drei Stunden. Das wäre sechs Uhr heute Morgen. Länger ist es nicht her.« Tonlos hatte Lafond noch hinzugefügt: »Ein brutaler Tod.« Davon zeugten die Wunden, Quetschungen, Striemen und vor allem die Hämatome am Hals auf schaurige Weise, die nun, ohne die Kühlung durch den Atlantik, immer grässlicher hervortraten. Der Mann war, auch das stand für Lafond außer Frage, bereits tot gewesen, als er ins Meer gefallen oder geworfen worden war. Womit Grundlegendes feststand. Damit konnte man arbeiten.

Dupin, Le Menn und Riwal hatten kurz mit dem Fischer gesprochen, der die Leiche bei seiner Einfahrt in den Hafen entdeckt hatte. Er war um kurz vor Mitternacht rausgefahren, genau wie zwei andere Küstenfischer, die sich noch auf dem Meer aufhielten. Sie hatten dem Fischer die Leiche noch einmal gezeigt, aber auch jetzt, bei näherer Betrachtung, kam ihm der Mann nicht bekannt vor.

»Der Mörder hat ganz schön Pech gehabt«, murmelte Le Menn plötzlich. Riwal und Dupin sahen sie fragend an. »Wenn sich die Leiche nicht in den Leinen an der Boje verfangen hätte, wäre sie nie gefunden worden. Sie wäre einfach immer weiter rausgetrieben. Und der Tote für alle Zeiten

verschwunden gewesen.«

So war es.

»Man hätte einen Unfall vermutet. Der Fall wäre zu den Hunderten Akten der Vermissten gekommen.«

Es geschah immer wieder. Menschen gingen im Meer verloren. Aus für immer unbekannten Gründen und unter für immer ungeklärten Umständen. Sie verschwanden einfach. Das Meer nahm sie. So hieß es hier. Das war Teil des bretonischen Lebens.

»Le Menn hat völlig recht«, bestätigte Riwal. »Das war der reine Zufall. Es war extrem unwahrscheinlich, dass der Tote je entdeckt wird.«

»Irgendjemand muss ihn doch kennen.«

Kadeg, Nevou und die beiden Gendarmen waren bereits mit einem Foto des Mannes im kleinen Dorf von Haus zu Haus unterwegs.

»Ich würde ihn jetzt mit nach Quimper nehmen.« Doktor Lafond stand neben der Leiche und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Keine Einwände.« Dupin zuckte mit den Achseln. Er war immer noch triefnass.

Ein Mann kam lässigen Schrittes auf sie zu, beide Hände in den Hosentaschen, ein ausgewaschenes graues T-Shirt, übersät mit dunklen Flecken, Arbeitskleidung. Große, abstehende Segelohren, Mitte vierzig vielleicht.

»Können wir Ihnen helfen, Monsieur?«, wollte Dupin wissen.

»Ich bin der Hafenmeister«, teilte der Mann grußlos mit, lief an Dupin vorbei, nur für einen Moment blieb sein Blick an dem klitschnassen Kommissar hängen, und hielt auf die Leiche zu.

»Ein Inspektor hat gesagt, ich soll ihn mir ansehen.«

Erst kurz vor der Leiche blieb er stehen.

»Ah. Wie ich es mir dachte. Provost. Patric Provost. Ein Bellilois.«

Eine nüchterne Feststellung, keinerlei Emotion. Die Hände immer noch in den Hosentaschen.

»Sie kennen den Mann?« Im Nu stand Dupin neben ihm.

»Er kommt einmal im Jahr. Vom 6. auf den 7. August. Nur dann. Da hat der alte Provost Geburtstag. Sein Onkel. Jean Provost. Die ganze Familie stammt von der Belle-Île.«

»Sind Sie sicher, dass er es ist, Monsieur?«

Ein angedeutetes Nicken.

»Und er kommt von der Belle-Île?«

Abermals nur ein Nicken.

Dupins Blick ging zu Riwal: »Sagt Ihnen der Name Provost etwas?«

Auch Riwal war quasi ein Bellilois. Seine Schwester, die mit ihrem Mann, einem gebürtigen Bellilois, vor ein paar Jahren an die amerikanische Ostküste gezogen war, besaß ein Domizil auf der Insel, das seitdem Riwals Wochenend- und Ferienhaus geworden war. »Das absolute Paradies«, pflegte er zu sagen. Bis zur Fähre in Quiberon waren es von Concarneau aus anderthalb Stunden, dann eine Dreiviertelstunde Überfahrt. Riwal war verliebt in die Belle-Île, die berühmteste und größte der bretonischen Inseln. Ein Mythos.

»Nicht viel. Eine der alteingesessenen Familien, glaube ich.« Der Inspektor schüttelte den Kopf.

Dupin wartete. Aber mehr kam nicht. Riwal wirkte selbst enttäuscht. Er rieb sich die Schläfe und schien angestrengt nachzudenken.

Dupin wandte sich wieder an den Hafenmeister. »Hat er weitere Angehörige? Verheiratet?«

»Keine Ahnung. Der alte Provost hat auf jeden Fall keine Frau. Er lebt allein.«

»Wie ist Patric Provost nach Doëlan gekommen, Monsieur?«, übernahm Le Menn.

»Wie immer, mit seinem Boot. Es liegt da vorne, am Anfang der Ria.« Er deutete Richtung Inland.

Die Ria zog sich hier bei Doëlan bestimmt einen Kilometer ins Inland. Eine urbretonische Landschaftsform: ein durch den Anstieg des Meeresspiegels vor Jahrtausenden überflutetes Tal, ein versunkenes Flussbett, das zu einem mäandernden schmalen Meeresarm geworden war, wie ein Fjord. Im Norden der Bretagne hießen sie *Abers*. Rechts und links des Ufers erstreckten sich flache Hügel mit hübschen alten Fischerhäusern, ein Teil des Dorfes zog sich unten an der Ria entlang, ein anderer Teil lag auf dem Gefälle dazwischen. Zu sehen war der Meeresarm im Moment nicht: Der dichte Nebel verdeckte auch ihn.

»Provost ist gestern Abend angekommen, so um sechs«, fuhr der Hafenmeister fort. »Und wollte heute Morgen wieder zurück. Ihm gehört

eine große Schafzucht. Ein verstockter Geizkragen, er hasst Menschen.«

Eine skurrile Kombination von Informationen.

»Ach ja, Schafe!«, rief Riwal plötzlich aus. »Natürlich! Daher kenne ich den Namen Provost.«

Dupin hatte begonnen, sich Notizen zu machen.

»Es gibt auf der Insel eine berühmte, ganz besondere Schafrasse, Chef«, jetzt sprang die enzyklopädische Maschine an, »sie heißt auch so. Wie die Insel, meine ich. *Belle-Île*-Schafe. Verrückte Geschichte, Chef. Man hielt sie für ausgestorben, ein Tierarzt, der auf der Insel Ferien machte, hat dann zufällig entdeckt, dass auf der Insel noch ein Dutzend davon lebte und ...«

»Wo in Doëlan wohnt Provosts Onkel?«, unterbrach ihn Le Menn, sie war Dupin zuvorgekommen.

»Impasse des Pêcheurs. Nicht weit.«

In Doëlan war nichts weit.

»Haben Sie mit Patric Provost gesprochen, als er ankam?«

»Gesprochen ist zu viel gesagt. Ein mundfauler Typ. Unsympathisch.«

Mitgefühl oder Pietät waren nicht die Sache des Hafenmeisters. Dabei meinte er es nicht böse, Dupin kannte solche Leute.

»Ist Ihnen gestern Abend etwas Ungewöhnliches an ihm aufgefallen?«

Le Menn war berüchtigt für ihr Fragetempo.

»Nein. Er war wie immer.«

»Wie lange haben Sie gestern Abend hier im Hafen gearbeitet, Monsieur?«

»Lange. Bis halb elf. Ich hatte viel zu tun.«

»Haben Sie etwas Ungewöhnliches bemerkt?«

»Nein.«

»Wie viele fremde Boote waren über Nacht hier?«

Im Sommer waren die Häfen entlang der Küste so etwas wie die Campingplätze der Bootsurlauber.

»Zwölf, als ich ging. Aber vielleicht ist ja noch jemand hinzugekommen.«

»Sie verfügen über eine Liste, nehme ich an.«

»Alle registriert.«

»Als Erstes«, Dupin verspürte Ungeduld, »reden wir mit dem Onkel.«

Er wandte sich ab in Richtung der Straße, die zum kleinen Hauptplatz des Ortes führte, den Dupin gut kannte.

»Le Menn, Sie kommen mit mir. Riwal, rufen Sie Kadeg und Nevou an, Sie inspizieren schon einmal Provosts Boot. Le Menn und ich stoßen dann zu Ihnen.«

Dupin zog sein Handy hervor. Das wichtigste Telefonat stand aus. Nolwenn und er hatten bisher noch nicht gesprochen. Riwal hatte sie nach der Bergung der Leiche à jour gebracht. Mehr wusste sie noch nicht. Er drückte die Nummer.

»Ah, Monsieur le Commissaire. Neuigkeiten?«

»Wir wissen, wer der Tote ist. Und dass er von der Belle-Île kam. Und – dass es Mord war.«

Dupin fasste mit knappen Worten zusammen, was sie gerade erfahren hatten.

»Von der Belle-Île? Hm. Riwals Reich.«

»Über Patric Provost weiß er leider nichts. Sagt Ihnen der Name etwas?«

»Auch nicht, nein. Aber das wird sich gleich ändern.«

Dupin hörte sie bereits tippen.

»Und da haben wir ihn schon. Patric Provost. *Moutons bretons* heißt sein Unternehmen, ein bisschen einfallslos, aber gut. Einen Moment ...«

Le Menn hatte Dupin überholt und eilte die Straße zum Platz hinauf. Auch sie hatte das Telefon am Ohr.

»Jetzt bin ich auf seiner Website ...« Eine Pause. »Eine äußerst bescheidene Seite ... Die berühmten *Belle-Île-Schafe*. Eine sehr ansehnliche Zucht ... Er ist Vize-Präsident von *Denved ar Vro*, sehe ich.«

Nolwenn betonte es so, als müsste Dupin Bescheid wissen.

»Eine Vereinigung, die sich speziell um den Bestand und die Vermarktung dieser besonderen Rasse kümmert. Das Lammfleisch gilt als das beste überhaupt. Es ist extrem begehrte. *Agneau de pré salé*. Wie vom Mont-Saint-Michel. Nur heißt das Label auf der Belle-Île anders: *Agneau du large*.«

»Verstehe.«

Es gab tatsächlich nichts Besseres, eine grandiose Köstlichkeit. Die Schafe grasten auf salzig-jodigen Wiesen voller wilder Kräuter direkt am Meer. »Sie würzen sich beim Fressen gewissermaßen selbst«, hatte ihm einmal ein Bretone gesagt. In Dupins kulinarischem Ranking landete dieses Lammfleisch direkt hinter dem Entrecôte. Und das hieß etwas.

»Schauen Sie, was Sie sonst noch über den Mann finden, Nolwenn. Wir sprechen erst mal mit dem Onkel.«

»Damit eines klar ist, Monsieur le Commissaire«, Nolwenns Tonfall hatte mit einem Mal ein bedrohlich ernstes, nahezu dramatisches Timbre angenommen, »Freitagnachmittag müssen Sie den Fall gelöst haben. Die Feier steht! Und wenn die Welt untergeht! Und nächsten Montag ist Ihr Test. Auch den werden Sie unter keinen Umständen verpassen! Ich gehe davon aus, dass Sie Ihr Büchlein immer dabeihaben. Also los! *Ken emberr*.«

Bevor Dupin auch nur ein Wort entgegnen konnte, hatte sie aufgelegt.

»Bretonisch für Anfänger«, der Kurs mit abschließendem Test und Diplom war das »Geschenk« der Kolleginnen und Kollegen im Kommissariat zum Jubiläum. Auf wen die Idee zurückging, war klar. Über die gesamten zehn Jahre hatten Riwal und Nolwenn dem Kommissar das Erlernen des Bretonischen dringend nahegelegt, auch unter professionellen Gesichtspunkten: Ohne Kenntnisse der uralten keltischen Sprache sei auch in der bretonischen Gegenwart kein Kriminalfall zu lösen. Rund 250000 Menschen seien ihrer noch mächtig, und dies nur in der *Bretagne bretonnante*, der westlichen Bretagne. Geschlagene fünfzehn Montagabende hatte er in dem stickigen Seminarraum des *Espace culturel* über den alten Markthallen Concarneau zugebracht. Immerhin: Die sieben Mitschülerinnen und Mitschüler waren allesamt äußerst sympathisch gewesen. Dupin hatte sich sogar ein wenig mit einem pensionierten Feuerwehrmann angefreundet, der kurz davor war, noch einmal zu heiraten, eine Bretonin »pur beurre«, die auf einer bretonischen Vermählungs-Zeremonie bestand. Zu dem Kurs hatte ein kompaktes Miniatur-Büchlein gehört, *Le Breton en 5 minutes par jour*, so der programmatische Titel. Es war nach Themen respektive Situationen geordnet, die das glückliche bretonische Dasein beschrieben: »Mit den Freunden feiern«, »Essen« (ein umfassendes Kapitel), »Trinken« (ein noch umfassenderes Kapitel), »Seinen Senf zu etwas geben«, »Das Wetter diskutieren«, »Zustimmen und widersprechen« (die urbretonische Tugend: das Revoltieren). Seitdem streuten Nolwenn und Riwal noch häufiger als ohnehin schon bretonische Wendungen ein. *Ken emberr* – »bis gleich«.

»Ist doch eine schöne Idee«, hatte Claire angemerkt, und eigentlich hatte sie recht. Eigentlich. Dupin hatte sich erst einmal um überlebenswichtige

Sätze gekümmert: *Kafé am bo, mar plij*, »Einen *café* bitte«, und *Gwelloch' eo ganin ur banne gwin*, »Ich nehme ein Glas Wein«. Zwei Sätze, mit denen man eine Sprache bereits elementar beherrschte.

Mittlerweile hatten sie den Dorfplatz erreicht.

»Hier entlang«, wies ihn Le Menn an, die anscheinend genau wusste, wohin sie mussten. »Hausnummer fünf. Da vorne links.«

Dupins Telefon klingelte.

Claire.

»Ja?«

»Ist alles okay bei dir, Georges?«

Eine tiefe Beunruhigung lag in ihrer Frage.

»Ja. Warum?«

»Madame Claudel hat mich eben angerufen. Sie hat etwas von einem Toten in Concarneau erzählt. An unserem Strand. Du hättest ihn aus dem Meer gezogen. Sie war völlig aufgelöst. Sie vermutet einen Mord. Jetzt hat sie sich in ihrem Haus eingeschlossen, weil der Täter bestimmt noch frei herumlaufe.«

Dupin seufzte. Die Nachbarin hatte anscheinend etwas gründlich missverstanden. Er berichtete, was wirklich geschehen war. Auch dass sie es tatsächlich mit einem Mord zu tun hatten. Aber nicht bei ihnen am Strand in Concarneau.

»Gut, Georges. Ich habe jetzt eine dringende Intervention.«

Schon hatte sie aufgelegt.

Dupin schüttelte kurz den Kopf.

Zwei Minuten später klingelten Le Menn und er an der Tür eines alten reetgedeckten Steinhauses, das von üppigen Hortensien umgeben war, lila, pink, blau, rot. Kurz ging Dupin durch den Kopf, dass er, nass wie er immer noch war, ein seltsames Bild abgeben würde. Aber es war egal. Eigentlich sah er nie aus wie ein »echter« Kommissar.

Es dauerte eine Weile, bis sich im Haus etwas regte. Merkwürdige Geräusche drangen nach draußen.

Die Tür öffnete sich sehr langsam. Vor ihnen stand ein kleiner, gebeugter Mann, Dupin schätzte ihn auf Mitte, Ende achtzig, der sich zitternd auf eine Gehhilfe stützte.

»Ja?«

Eine klare, feste Stimme, der nichts von der offensichtlichen Gebrechlichkeit anhaftete. Nur freundlich hatte sie nicht geklungen.

»Monsieur Provost? Jean Provost?«

Dupin wollte sichergehen.

»Wen erwarten Sie sonst hier, Monsieur?« Die linke Hand rutschte vom Griff der Gehhilfe, Dupin fürchtete kurz, Provost könne stürzen, aber der Mann fing sich wieder. »Was wollen Sie?«

Als möglicher Täter, das stand schon jetzt fest, schied Jean Provost aus.

»Commissariat de Police Concarneau, dürfen wir reinkommen, Monsieur?«

Es war keine Mitteilung, die man zwischen Tür und Angel machte.

»Warum?«

»Eine ernste Angelegenheit, Monsieur.« Dupins Betonung unterstrich seine Worte. Und zeigte anscheinend Wirkung.

»Na gut.«

Provost drehte sich und die Gehhilfe mühsam um und bewegte sich schweigend und langsam durch den kargen Flur in ein schummriges Zimmer, das das Wohnzimmer zu sein schien. Ramponierte Holzdielen. Es roch nach Schmierseife, zitronig, Dupin kannte den Geruch. Jemand war vor nicht allzu langer Zeit zum Putzen da gewesen. Der alte Mann steuerte auf ein schmales Sofa zu, neben dem ein einziger, mit dem gleichen abgewetzten dunkelgrünen Stoff bezogener Sessel stand. Kurz davor blieb Provost abrupt stehen und wandte sich ihnen zu. Er machte weder Anstalten, sich zu setzen, noch, ihnen einen Platz anzubieten.

»Also?«

Es klang immer noch nicht freundlicher.

»Vielleicht setzen Sie sich besser?«, fragte Le Menn mit besorgter Miene.

»Wir haben eine sehr traurige Nachricht, Monsieur.« Dupin kamen die Sätze und ihr grausamer Inhalt mit einem Mal ganz irreal vor. »Ihr Neffe, Patric Provost, ist tot. Er ist heute Morgen vermutlich hier im Hafen Opfer eines Gewaltverbrechens geworden.« Er setzte kurz ab. »Wir möchten Ihnen unser tiefstes Beileid aussprechen, Monsieur.«

Der Kommissar hatte den Blick fest auf das Gesicht des alten Mannes gerichtet.

Zunächst wirkte es so, als hätte Jean Provost die Sätze gar nicht gehört.

Oder nicht verstanden. Seinen Zügen war keine Reaktion anzumerken. Regungslos starrte er den Kommissar an.

»Monsieur Provost, geht es Ihnen gut?« Le Menn war es nicht geheuer. Immer noch keine Reaktion.

Dupin hatte in seiner Laufbahn schon viele Gespräche dieser Art führen müssen, und doch war es jedes Mal aufs Neue schrecklich. Er hatte in solchen Momenten die unterschiedlichsten Reaktionen erlebt.

»Monsieur Provost, wir werden alles tun, um dieses Verbrechen schnellstmöglich aufzuklären und den Täter zu fassen. Eventuell können Sie uns dabei helfen.«

Jean Provosts Augen hatten sich geweitet.

»Wie ist er gestorben?« Seine Stimme war unverändert. Fest und klar.

»Er wurde erdrosselt und anschließend ins Meer geworfen. Seine Leiche hat sich in den Leinen einer Boje im Hafen verfangen. Nicht weit von der Kaimauer. Ein Fischer hat sie da entdeckt.«

Es war grausam. Aber die Wahrheit. Und die Hinterbliebenen mussten die Wahrheit kennen, immer. Noch schlimmer als die Realität waren die Fantasien, die sich sonst einstellten.

Wieder blieb der alte Mann stumm. Dupins Augen hatten sich mittlerweile an das Zwielicht gewöhnt.

»Ihr Neffe war gestern Abend bei Ihnen, haben wir gehört. Zu Ihrem Geburtstag.«

Dupin sprach mit sanfter Stimme.

Jean Provost schob die Gehhilfe zur Seite, dann machte er ein paar kleine vorsichtige Schritte zum Sofa und setzte sich. »Ja.« Sein Blick ging Richtung Fenster, aber eigentlich ins Leere.

»Haben Sie beide den Abend hier verbracht, Monsieur?«, wollte Le Menn wissen.

»Wir gehen immer ins Restaurant. Er hat mich hier abgeholt. Es ist nicht weit.«

»Welches Restaurant?«, setzte Le Menn nach. »Les Trois Mâts?«

Sie waren gerade daran vorbeigekommen, es lag an dem kleinen Platz. Dupin kannte es. Eine Institution. Der alte Mann bewegte zustimmend den Kopf. Es war schwer, sich vorzustellen, wie er es bis dahin geschafft hatte. Und zurück.

»Wie lange waren Sie im Restaurant?«

»Bis halb zehn. Dann hat Patric mich nach Hause gebracht und ist gegangen. Er übernachtet immer auf seinem Boot.«

»Kannte Patric Provost hier in Doëlan oder der Gegend außer Ihnen noch andere Leute?«

»Nein. Nicht dass ich wüsste. Er lebt auf seiner Insel, verlässt sie selten.« Seine Stimme hatte mittlerweile an Kraft verloren.

»Sie wissen von niemandem, mit dem er hier eine Verabredung hätte haben können?«

Le Menn ließ nicht locker.

»Nein.«

»Hat er Ihnen etwas erzählt, das in einem Zusammenhang mit der Tat stehen könnte?«

»Was meinen Sie?«

»Von einem Streit, einem Konflikt, irgendwelchen Querelen?«

»Er hat von seinen Schafen erzählt. Seiner Zucht. Ein bisschen über Bonaparte. Wir reden nie viel.«

»Bonaparte?«

»Er«, ein Stocken, »er verehrt Napoleon. Und weiß viel über ihn. Ein Tick.«

»Er hat Ihnen also von keiner Auseinandersetzung erzählt?«

Ein entschiedenes Kopfschütteln.

»Worüber haben Sie noch gesprochen?«

»Die Hitze. Dass sie schlimm für die Schafe ist.«

»Noch etwas?«

Jean Provost sah die junge Polizistin ratlos an.

»Wirkte er in irgendeiner Weise ungewöhnlich auf Sie? Nervös, ängstlich, sorgenvoll, abgelenkt?«

Die Ratlosigkeit in seinem Blick nahm zu.

»Gar nicht.«

»Hat er Ihnen gesagt, wann er heute früh zurückfahren wollte?«

»Nein. Aber er fährt immer ganz früh.«

»Hat er Familie auf der Belle-Île? Gibt es Angehörige?«

Dupin würde sie so schnell wie möglich verständigen müssen, was hieß: persönlich aufzusuchen. Bevor die Nachricht sie auf anderem Wege erreichte.

»Er ist allein.«

»Verstehe. Geschwister? Leben die Eltern noch?«

»Nein.«

»Das heißtt, es gibt niemanden. An Familie, meine ich. Niemanden außer Ihnen.«

Es waren traurige Sätze.

»Nur mich.«

Jean Provosts Blick war leer.

»Und Freunde? Wissen Sie von Freunden?«, komplettierte Le Menn die Fragen.

Kopfschütteln.

»Andere soziale Kontakte?«

»Nein.«

»Und Sie?«

Dupins Nachfrage war zu unbestimmt.

»Ich meine – leben Sie allein?«

Eigentlich war es offensichtlich.

Jean Provost nickte schwach.

»Können wir etwas für Sie tun, Monsieur?«

Der alte Mann schaute den Kommissar unsicher an.

»Die Nachricht muss ein schwerer Schock für Sie sein. Haben Sie einen Hausarzt, den wir rufen sollen?«, kam Le Menn Dupin zu Hilfe.

»Ich brauche nichts.«

»Wer versorgt Sie?«

»Elise. Meine Hilfe. Sie kommt um elf.«

Das war nicht allzu lange hin.

»Was wissen Sie vom Leben Ihres Neffen auf der Belle-Île, Monsieur?«

Dupin kam zu den Sachfragen zurück.

»Nicht viel. Sein Leben ist die Schafzucht. Außerdem gehört ihm viel Land. Und Häuser.«

»Wie kommt das?«

»Wir sind *Acadiens*. Die ganze Familie. Patrics Vater war der Älteste. Er hat alles geerbt. Nach seinem Tod dann Patric.«

»*Acadiens*?«

Dupin hatte noch nie davon gehört.

»Die alteingesessenen Familien der Insel.«
»Aber Ihr Teil der Familie hat die Insel verlassen?«
»Meine Eltern. Vor meiner Geburt. Mein Bruder, Patrics Vater, ist dann zurück auf die Insel.«

»Was wissen Sie über Patrics Unternehmen?«
»Ich glaube, es läuft gut.«
»Handelt er mit Immobilien?«
»Sicher nicht.«
»Wo wohnt er auf der Insel?«, übernahm Le Menn wieder.
»In einem abgelegenen Weiler.«
»Hat er ein Haus dort?«
»Ja.«

Dupin wurde unruhig. Von Jean Provost würden sie für den Moment nicht mehr erfahren. Außerdem mussten sie weiter, Riwal und die anderen warteten auf dem Boot auf sie.

»Nur noch eine allerletzte Frage, Monsieur. Wissen Sie, was mit dem Erbe Ihres Neffen passiert? Der Schafzucht, dem Land, den Immobilien?«

»Keine Ahnung.«
»Hat er Ihnen gegenüber nie von einem Testament gesprochen? Oder darüber, dass Sie bedacht würden im Falle seines Todes?«

»Das hätte er nie getan. Über sein Testament zu sprechen.«
»Gut.«

Dupin würde einen der Gendarmen aus Quimperlé bitten, später noch einmal bei Provost vorbeizugehen.

»Dann danken wir Ihnen für Ihre Hilfe, Monsieur. Wenn Ihnen noch etwas einfallen sollte, das für uns von Interesse sein könnte, melden Sie sich jederzeit. Ich lasse Ihnen eine Karte da.«

Le Menn legte sie auf den kleinen Beistelltisch neben dem Sofa.
»Au revoir, Monsieur«, verabschiedete sich Dupin, es war ein warmherziges »Au revoir«.

Der merkwürdig gleichförmige, in der Sonne grell aufscheinende Nebel lag wie eine dämonische weiße Schlange im schmalen Tal der Ria. Er nahm sich hier noch mysteriöser aus als über dem offenen Meer. Zwar waren seine

Grenzen nicht ganz so scharf gezogen wie an der Küste, dennoch hielt er sich auch hier im Wesentlichen an den Lauf des Wassers. Und verschluckte, was sich auf ihm befand: die zahlreichen, im Sommer wie dekoriert über die gesamte Meeresbucht verteilten Motorboote, Segelboote, Zodiacs und die kleinen bunten Plastikbeiboote an den verwaisten Bojen.

Le Menn war zum Hafenbüro zurückgegangen, um dort die Stellung zu halten. Einer der Gendarmen aus Quimperlé hatte Dupin zu Kadeg begleitet, der sie gegenüber dem *Quai de Kernabat* mit einem absurd kleinen neongrünen Beiboot erwartet hatte. Es war, wie kurz die Strecken auch sein mochten, bereits der zweite Bootsausflug in diesem Fall. Kein gutes Zeichen. Vom Ufer aus hatten sie Patric Provosts Boot nicht ausmachen können, nicht mal Konturen, der Nebel schien hier noch undurchlässiger. Es waren auch keine Stimmen zu vernehmen, weder die von Riwal noch die von Nevou.

Dupin hatte sich auf dem Weg zu Kadeg ein zweites Mal mit Nolwenn ausgetauscht. Sie hatte Provosts genauen Wohnort ausfindig gemacht, Islonk, ein winziger Weiler, bestehend aus sieben Häusern, im Südwesten der Insel, und sogar bereits die Nachbarn identifiziert. Sie würde Dupin eine Liste schicken. Ansonsten war über Patric Provost nicht viel herauszufinden. Keine Einträge im Polizeiregister und nur ein paar kleinere Zeitungsmeldungen, in denen es um seine Schafzucht ging. Offenbar war sie die größte der Insel, mit einer Dependance auf dem Festland, bei Carnac, und einer weiteren auf Hoëdic – einem der beiden Inselchen östlich der Belle-Île. Über Provost persönlich war in den Artikeln allerdings nichts zu erfahren. Selbstdarstellung schien nicht seine Sache gewesen zu sein. Nolwenn hatte zudem bereits einmal kurz mit der Gendarmerie in Le Palais, der kleinen Inselhauptstadt, gesprochen, der *Brigade territoriale autonome de Palais*. Und zwar mit dem Kommandanten höchstpersönlich. Er musste informiert sein – und noch wichtiger: Mit seiner Hilfe würden sie an weitere Informationen über Provost kommen.

Die Presse – in Person des alten Donal und der spindeldürren Drollec, den beiden Star-Redakteuren von *Télégramme* und *Ouest-France*, mit denen Dupin, im Prinzip, auf gutem Fuß stand – hatte von dem Fund der Leiche bereits Wind bekommen. Anscheinend waren sie schon am Hafen. Noch wussten sie nicht, dass es sich um einen Mord handelte. Doch das war nur

eine Frage der Zeit. Lange würde sich die Nachricht nicht unter Verschluss halten lassen. Natürlich würden die beiden mit dem Hafenmeister sprechen, oder er mit ihnen, und dann um eine polizeiliche Bestätigung bitten. Der ja auch gar nichts im Wege stand. Sie hatten es schließlich mit einem Mord zu tun, so war es nun mal. So wenig das ins idyllische Doëlan und den prächtigen Sommer passte, geschweige denn in die touristische Hochsaison.

»Salut, Chef.«

Riwals Stimme kam aus dem Nichts.

Dupin drehte sich jäh zur Seite. Er musste sich orientieren, sie waren erst ein paar Meter in die dichten Schwaden vorgedrungen. Kadeg tat ein paar kräftige Schläge. Dann, mit einem Mal, sah Dupin ein Boot, so nah, dass die Kollision kaum mehr zu verhindern war. Intuitiv hob er sein Ruder wie zum Kampf und stieß sie ein Stück ab. Ein Motorboot. Dupin schätzte es auf neun oder zehn Meter, groß genug für eine behagliche Schlafkabine.

»Hier ist nichts Besonderes zu entdecken, Chef.« Riwal stand direkt über ihnen an der Reling. »Nichts Verdächtiges. Nichts, was auf eine Gewalttat hindeutet. Keine Spuren eines Kampfes. Alles unauffällig.« Er klang enttäuscht.

Kadeg und Dupin erreichten das Heck, wo sich neben dem Motor eine Stufe und eine Tür in der Reling befanden.

»Wir haben auch kein Seil, keine Leine, kein Tuch gefunden, nichts, womit der Mord geschehen sein könnte. Womit auch immer die Tat begangen wurde, der Täter hat es mitgenommen oder verschwinden lassen.«

Dupin erhob sich vorsichtig, wobei das Boot schaukelte, als wäre er aufgesprungen, griff nach der Reling und tat einen beherzten Schritt auf die mit Holz verkleidete Stufe im Heck.

»Sie werden nichts Interessantes finden«, empfing ihn Nevou. »Weder hier oben noch unten in der Kabine. Das ist ein Job für die Spurensicherung. Im Zweifelsfall kontaminieren wir den Tatort nur. Wenn es überhaupt auf dem Boot passiert ist.«

Dupin nickte abwesend.

Sie befanden sich auf dem Hinterdeck des Bootes, direkt am Steuerhaus. Vor der Reling stand eine weiße Plastikbank, auf der ein abgetragener

Sonnenhut und eine Flasche Wasser lagen. Dupin öffnete die Plexiglasschiebetür des Steuerhauses und trat ein. Wie immer bei Schiffen dieser Bauart diente es auch als Küche, Mini-Esszimmer und Salon. Zu seiner Linken sah er eine gepolsterte, in maritimem Blau gehaltene Sitzbank, einen Tisch aus hellem Holz, rechts eine funktionale Küchenzeile und vorne, erhöht, den Steuersitz und das Steuer selbst. Alles wirkte erstaunlich großzügig, was auch an den Panoramafenstern lag. Ganz anders als bei seinem Freund Henri und allen anderen Bootsbesitzern, die Dupin kannte, fehlten hingegen die meist wild über die Kabine verteilten Gegenstände, Bücher, Lesebrillen, Zeitungen, Sonnencremetuben, Pullover. Hier war alles ordentlich aufgeräumt, es wirkte unpersönlich. Zwei penibel gefaltete Karten. Eine sorgfältig über den Steuersitz gehängte Jacke. Ein einzelnes leeres Glas in der kleinen Spül.

Die beiden Inspektoren und Nevou waren draußen geblieben. Sie wussten, dass es das Beste war, Dupin machen zu lassen, nach seiner Façon.

Dupin öffnete vorsichtig den Kühlschrank: eine kleine Bierflasche, 1664, eine halb leere Flasche Rosé. Mehr gab er nicht her. Für Exzesse reichte das nicht, Provost schien ein moderates Leben geführt zu haben. Dupin verließ das Steuerhaus und begab sich in die untere Kabine des Bootes. Auch diese wirkte geradezu großzügig. Ein Bett in der Mitte, sicher einen Meter vierzig breit. Das Kopfkissen lag am linken Rand der Matratze, die Decke war zurückgeschlagen. Es sah aus, als wäre Provost eben erst aufgestanden. Und als hätte er keine Zeit gehabt, nach dem Aufstehen das Bett zu machen, was er, wenn man sich das Boot so ansah, sonst sicher getan hätte. Am Kopfende lag eine akkurat gefaltete Tagesdecke auf einer Ablage. In den Schränken befanden sich eine Hose, ein paar T-Shirts und Unterwäsche. Eine Schiebetür führte in ein praktisches Miniatur-Bad. Zahnbürste, Zahnpasta, Duschgel, Handtuch. Vielleicht war der Täter am frühen Morgen an Bord gekommen und hatte Provost direkt überwältigt. Ein plausibles Szenario, wenn auch im Moment vollkommen spekulativ.

Eine Minute später war Dupin zurück auf dem Deck, er blieb in der Schiebetür stehen.

»Wir haben gerade vom meteorologischen Dienst gehört«, rapportierte Kadeg, »dass sich der Nebel so gegen vier, fünf Uhr morgens gebildet hat. Schlagartig. Wie schon die letzten Tage. Wenn es auf dem Boot passiert ist,

hat der Täter im Schutz des Nebels operieren können.«

Dupin hatte sich schon bei der Ankunft umgeschaut. Mögliche Nachbarboote waren bei dem Nebel nicht zu sehen. Und auch die Leiche hätte von hier aus, zumal um diese frühe Uhrzeit, unbemerkt Richtung Meer treiben können. Die auslaufenden Strömungen der Ria kamen auf acht bis zehn Stundenkilometer.

»Auf den meisten Booten im Umkreis hat niemand übernachtet«, komplettierte Kadeg seinen Bericht, »es sind eher kleinere Boote, von Leuten aus dem Ort. Das nächste, auf dem jemand geschlafen hat, liegt rund fünfzig Meter entfernt. Eine Familie mit zwei kleinen Kindern. Und dort hat niemand irgendetwas Verdächtiges bemerkt.«

»Ihren höchsten Punkt hat die Flut um 3 Uhr 05 erreicht«, erklärte Riwal, »seitdem läuft das Wasser ab. Vor fünf Minuten hat die Ebbe ihren Tiefststand erreicht, langsam kehrt der Atlantik zurück.«

Alles passte zusammen.

»Wann knöpft sich die Spurensicherung das Boot vor?«

»Jetzt gleich, Chef.«

»Fahren wir zurück aufs Festland.« Dupin bewegte sich auf die Tür im Heck zu. Er hatte es plötzlich eilig. Kadeg folgte ihm. Er würde sie mit dem neongrünen Beiboot nur nacheinander übersetzen können.

Kadeg und Dupin saßen gerade, einer Havarie abermals nur knapp entgangen, als Dupins Handy klingelte.

Nolwenn.

»Ja?«

Kadeg begann zu rudern.

»Ich habe gerade länger mit zwei der Gendarmen der Inselbrigade gesprochen. Und noch mal mit dem Kommandanten Kir Cosqueric, dem Provost natürlich ein Begriff ist. Ein Gendarm wohnt zwei Weiler weiter. Wie es aussieht, war unser Opfer äußerst unbeliebt. Und das nicht bloß bei einem oder zwei seiner Zeitgenossen, sondern offenbar bei allen, die ihn kannten. Provost war wohl das, was man ein, ich zitiere, ›Ekel‹ nennt.«

»Ein Ekel?«

»Ein echtes Scheusal, ja. Provost hat offenbar alle Welt gegen sich aufgebracht. Der Gendarm sagte, auf der Insel könnte eigentlich so gut wie jeder der Mörder sein. Einige würden ihn richtiggehend hassen.«

Das war immerhin mal etwas Neues.

»Wenn der Täter überhaupt von der Insel kommt.«

»Hat Cosqueric einen speziellen Verdacht?«

Auch Kadeg verstand sich aufs Manövrieren, sie waren bereits am Ufer angekommen.

»Nein, das nicht. Aber er weiß von allerhand Konflikten Provosts mit allen möglichen Leuten. Wenn auch von keiner konkreten Eskalation in letzter Zeit.«

»Wissen Sie etwas über die Erbverhältnisse?«

»Nein. Aber ich weiß bereits, wer sein Notar ist. Er sitzt in Vannes. Ich kümmere mich drum.«

»Sehr gut.«

»Ein Mord ist es trotzdem«, stellte Nolwenn trocken fest, »auch wenn er ein Ekel war.«

»Allerdings«, sagte Dupin geistesabwesend. Er versuchte, so aus dem Boot zu steigen, dass es nicht noch im letzten Moment kenterte.

»Soll ich Goulch schicken? Soll er Sie fahren?«

»Fahren?«

Dupin hatte es bisher erfolgreich verdrängt: Wenn sie auf die Belle-Île wollten, würden sie ein Boot benötigen. Was auch immer er sich einfallen lassen würde, es würde keinen glaubhaften »dringlichen polizeilichen Grund« für einen Hubschraubereinsatz darstellen, und den brauchte es, um den Aufwand und die Kosten für einen solchen Flug zu rechtfertigen.

Goulch war ein erfahrener Kapitän der Wasserschutzpolizei Concarneau. Auf seinem Boot, der stolzen *Bir*, bretonisch für Pfeil, war der Kommissar schon das ein oder andere Mal unterwegs gewesen. Nicht dass er sich mit Goulch auf dem Meer plötzlich wohlgefühlt hätte, im Gegenteil, er hatte es auch auf der *Bir* gehasst, dennoch: wenn, dann nur mit Goulch.

»Ich denke darüber nach, Nolwenn. Bis später. Ich melde mich.«

Nur keine übereilten Aktionen jetzt. Er musste in Ruhe einen Plan machen.

»Eine Sache noch, Monsieur le Commissaire. Bei Ihnen im Viertel an der *Corniche* herrscht ziemliche Unruhe, es wird erzählt, es hätte einen Mord gegeben. Jemand sei ertränkt worden. Und der Mörder sei auf der Flucht.«

Dupin klärte die Sache mit Madame Claudel auf.

»Bis später, Nolwenn.«

»Ken emberr.«

Dupin legte auf.

»Kadeg, sagen Sie allen Bescheid. In fünf Minuten im *Les Trois Mâts*. Ich will mit jemandem sprechen, der gestern Abend im Restaurant gearbeitet hat.«

»Geht klar.«

Die Terrasse des *Les Trois Mâts* lag an dem hübschen kleinen Platz, der von alten Steinhäusern umgeben war und einen entzückenden Blick auf das Wasser bot, wenn der Nebel das Meer nicht gerade verbarg, sowie auf die Häuser am Hang gegenüber. Zudem war man hier dem Hafen und dem Atlantik nahe genug, um ihn riechen zu können, das Salz, das Jod, die Algen, und seine typischen Geräusche hören zu können, Dupin liebte es. Das Restaurant hatte eine zweite, beinahe noch schönere Terrasse, die nach hinten raus ging und direkt über einem schmalen Seitenarm der Ria lag. Die altmodischen, hölzernen Fensterläden des in der Sonne hell leuchtenden Restaurants waren petrofarben gestrichen. Über der Eingangstür sah man ein in demselben Petrolton gemaltes Boot mit den drei Segeln, die dem Lokal seinen Namen gaben, Tür und Fenster waren, typisch bretonisch, von hellen Granitsteinen eingefasst. Auf der Terrasse standen Kübel mit knallroten, üppig blühenden Petunien und unter den Fenstern der ersten Etage bunte Terrassenmöbel in Rot, Lila und Gelb. Wohin man schaute: ein kräftiges Farbenspiel. Das Motiv der drei Segel tauchte ein zweites Mal auf, in Form dreier atlantikblauer Sonnensegel am Rande der Terrasse. Ein großer anthrazitfarbener Sonnenschirm, über die gesamte Terrasse gespannt, spendete großzügig Schatten.

»Vielen Dank.«

Die Bedienung, ein schlaksiger junger Mann, hatte den dritten *petit café* vor Dupin abgestellt, die ersten beiden hatte der Kommissar zügig hintereinander getrunken. Der tägliche 8-Uhr-30-*café* im *Amiral* hatte heute gefehlt, was, so Dupins feste Überzeugung, jedes Mal deutliche Auswirkungen auf sein Denkvermögen hatte. Andere berichteten: eher auf seine Gemütslage.

Der Besitzer des *Trois Mâts* war noch nicht erschienen, sollte aber bald eintreffen. Der junge Mann und die Frau, die am heutigen Morgen dort arbeiteten, hatten am Abend zuvor freigehabt.

Dupin hatte die paar Minuten genutzt, um einige Dinge zu notieren. Sein kleines rotes *Clairefontaine* lag aufgeschlagen neben der Kaffeetasse. Das Wort »Ekel« hatte er mit einem Ausrufe- und einem Fragezeichen versehen. Jetzt schweiften seine Blicke unbestimmt umher. Doëlan war ein bretonischer Bilderbuchort, durch und durch pittoresk, ein perfektes Postkartenmotiv. Insbesondere die auf den Hügeln zu beiden Seiten der Ria wachenden Leuchttürme, einer hellgrün-weiß gestreift, der andere, auf dem gegenüberliegenden Ufer, rot-weiß.

Dupins Kollegen erschienen.

»Wir haben mit den Anwohnern geredet, deren Häuser dem Boot von Patric Provost am nächsten liegen.« Nevou trat an Dupins Tisch, Riwal, Kadeg und Le Menn folgten ihr und setzten sich. »Fehlanzeige. Niemand hat heute Morgen irgendetwas gehört oder gesehen.«

»Im Dorf hat sich die Nachricht längst herumgesprochen«, ergänzte Riwal. »Wenn jemandem etwas Ungewöhnliches aufgefallen wäre, wüssten wir wahrscheinlich schon Bescheid.«

»Zu Patric Provost scheint hier niemand Kontakt zu haben. Genau wie sein Onkel sagte.«

Da ging sie hin, die leise Hoffnung, doch erst mal auf dem Festland ermitteln zu können ...

»Wir sollten ...«

»Bonjour.«

Ein Mann mit kurzen blonden Haaren kam auf sie zu.

»Matthieu. Der Besitzer. Sie wollten mich sprechen?«

»Wir haben nur ein paar Fragen.«

»Gerne.« Der Mann zog sich einen Stuhl vom Nebentisch ran und setzte sich.

»Sie haben gehört, was heute früh passiert ist?«

»Ja. Der Tote hat gestern Abend noch hier bei mir gegessen.«

Gleich zur Sache kommen, Dupin mochte das.

»Wer hat Provost und seinen Onkel bedient?«

»Ich selbst.«

»Haben Sie etwas von ihren Gesprächen mitbekommen?«

»Gar nichts. Es war einiges los gestern Abend. Und mir schien, dass sie gar nicht so viel gesprochen haben.«

»Kennen Sie Jean Provost persönlich, den Onkel?«

»Nur vom Sehen.«

»Und das Opfer, Patric Provost?«

»Auch nur vom Sehen.«

»Er kommt anscheinend jedes Jahr zum Geburtstag seines Onkels.«

»Ich habe nie wirklich mit einem der beiden gesprochen. Auch gestern Abend nicht. Ich habe sie begrüßt, sie haben bestellt, das war's.«

»Ist Ihnen gestern Abend irgendetwas Ungewöhnliches an den beiden aufgefallen?«, fragte Kadeg in inquisitorischem Tonfall. »Oder vielleicht eine Person, die sich, in welcher Weise auch immer, für die beiden oder Patric Provost interessiert hat? Tendenziell?«

Kadegs neues Lieblingswort. Es trieb Dupin in den Wahnsinn.

»Alles unauffällig. Und ich habe auch niemanden bemerkt, der sich für sie interessiert hat.«

»Wo saßen die beiden?«

»Da vorne.« Der Besitzer zeigte auf einen Zweiertisch am anderen Ende der Terrasse.

»Wissen Sie ...«

Ein markerschütternder Lärm unterbrach Kadeg. Schlagartig saßen sie alle kerzengerade. Ein Schiffshorn. Doch man sah kein Schiff, nur Nebel. Das Horn ertönte ein zweites Mal. Jetzt waren zudem schwere Schiffsdiesel zu hören.

Riwal erhob sich.

»Ich denke, wir ...«

Dupins Handy unterbrach seinen Satz.

»Ja?«

»Wir sind hier unten, Dupin. Am Kai unterhalb des *Trois Mâts*. Nolwenn sagte, dass ich Sie da abholen soll.«

»Unten am Kai?«

Es war Goulch. Und das Schiffshorn das der *Bir*.

Hatte er nicht gesagt, dass er erst noch etwas nachdenken müsse? Und woher wusste Nolwenn, wo er sich aufhielt?

»Exakt.«

Unwillkürlich starrte Dupin in den Nebel, in die Richtung, in der sich Goulchs Boot ungefähr befinden musste.

»Wir legen jetzt an, Dupin. Kommen Sie runter? Ich bringe Sie direkt rüber zur Insel. Bei dem Seegang können wir maximalen Speed fahren.«

Es klang nach einem Albtraum.

»Thalassophobie«, hatte er von Claire erfahren, war der Fachausdruck für die ausgeprägte blanke Angst vor Aufenthalten auf dem Meer, eine maximal unglückselige Phobie, wenn man in der Bretagne lebte, die mit gewöhnlicher Seekrankheit rein gar nichts zu tun hatte.

Fünf Minuten später war der Albtraum Realität geworden.

Die *Bir*, ein polizeiliches Schnellboot, im typischen hellen Grau mit den stolzen blau-weiß-roten Streifen, schoss über das Meer. Auf dem offenen Atlantik, den dreißig Seemeilen von Doëlan bis zur Belle-Île, schien der *Brume de mer* noch dichter als an der Küste. Es war zu hoffen, dass das Radar und die anderen Sensoren dieser maritimen Hightechmaschine zuverlässig jede Art von Materie erkennen würden, harte, weiche, helle, dunkle ... Und dass das Meer seine friedliche Glätte und Harmlosigkeit bewahren würde.

Die Fahrt selbst jedoch war alles andere als harmlos: Unentwegt hob sich der Bug des Bootes ungestüm aus dem Wasser, als würde es himmelwärts abheben wollen, um nur ein paar Augenblicke später mit Tonnenlast auf die bei diesen Geschwindigkeiten betonharte Oberfläche zu knallen, was immense Schläge verursachte und zudem ein ohrenbetäubendes Krachen, das dann wiederum in dem infernalischen Lärm der auf Hochtouren strapazierten Motoren unterging. Es war surreal: Sie rasten taub vom eigenen Lärm durch eine wabernde grellweiße Materie und sahen nichts. Wie auf einem Drogentrip. Keine hundert Meter über ihnen regierten der blaue Himmel und die hochsommerliche Meeresidylle. Die irren Fahrtwinde pressten einem die Luft förmlich in die Nase, in den Mund, die Lungen. Was den Geruch und Geschmack des Meeres noch einmal potenzierte.

Dupin stand im Heck. Allein. Alle anderen waren bei Goulch auf der Brücke: Le Menn, Kadeg, Riwal sowie zwei Kollegen von Goulch. Nevou war nach Concarneau zurückgefahren, um Nolwenn zu unterstützen und mit

ihr vom Kommissariat aus zu »operieren«. Die beiden Gendarmen aus Quimperlé führten die Ermittlungen in Doëlan fort.

»Großartig, oder, Chef? Diese Boote sind wahre technische Wunderwerke.«

Dupin hatte Riwal nicht kommen sehen, plötzlich stand er neben ihm, der Inspektor musste schreien, damit der Kommissar ihn verstehen konnte.

»Überlegen Sie mal, wir fliegen gerade mit fast dreißig Knoten ...«

»Wie bewegen wir uns auf der Insel fort?«

Dupin war noch nie auf der Belle-Île gewesen, wusste aber, dass sie nicht gerade klein war.

Als Erstes würden sie Provosts Schafzucht einen Besuch abstatten, einem von Provosts Schäfern. Dann dem Weiler, in dem Provost wohnte. Den Nachbarn.

»Nolwenn hat uns einen Van besorgt, einen Neunsitzer, er steht direkt am Hafen in Le Palais – und«, Riwal kannte seinen Kommissar, »Sie werden Ihren eigenen Wagen haben, Nolwenn hat auch ihn bereits gemietet.«

»Sehr gut.«

Dupin hatte bei dem letzten Satz eine seltsame Verlegenheit bei Riwal verspürt.

»Ohne Auto kommen wir nicht weit. Die Insel ist 17,5 Kilometer lang, neun Kilometer breit. An der breitesten Stelle.« Riwal hatte die Zahlen so betont, dass klar war: Dieses Wissen und diese Präzision machten den Belle-Île-Experten aus; der Tourist hätte 20, der Halb- und Pseudoexperte 17 gesagt. »Wir haben 82,5 Kilometer Küstenwege, das müssen Sie sich mal vorstellen«, schon war es ein kollektives »wir« und Riwal ganz Bellilois, »die Alternative wäre ein Fahrrad oder E-Bike, Chef, beide sind äußerst populär auf der Insel.«

Unter regulären Wetterumständen hätte sich Dupin auf den sicheren Horizont konzentriert. Aber da war kein Horizont, nur die gleichförmige weiße Wand um sie herum.

»Ein paar Dinge müssen Sie über die Belle-Île wissen, Chef.«

Dupin hatte es kommen sehen, es war unvermeidlich. Riwals »Einweisung«. Er würde ihr nicht entkommen können. Immerhin würde es ihn etwas ablenken. Hoffentlich.

»Die Belle-Île ist ungleich mehr als eine Insel. Sie ist ein Reich. Obwohl es

bloß, wie wir Insulaner sagen, ›ein paar Hektar Land im Meer‹ sind, ist sie doch ein ganzer Kontinent.«

Dupin nickte, so emphatisch, wie sein Zustand es eben zuließ. Es klang nach einem Geheimwissen, ohne das man in der neuen Welt nicht zurechtkommen würde.

»Ein Kontinent! Die Insel wird vom Nordwesten bis in den Südosten von einem Hügelkamm überzogen, an der höchsten Stelle sind es ganze einundsiebzig Meter über dem Meeresspiegel.«

Das Boot bäumte sich gerade besonders kühn auf, gleich würde der umso heftigere Schlag folgen.

»Die Belle-Île wird durch tief eingeschnittene Täler geformt, die sich in Hunderttausenden Jahren in diesen zentralen Kamm gegraben haben. Kleine Bäche mäandern aus dem Inselinneren in diesen Tälern zur Küste.«

Wieder schlug das Boot auf dem Wasser auf. Dupin wurde elend.

»Und der Kontinent hat unendlich viele Gesichter, Chef. Im Süden eine erhabene, wild romantische zerklüftete Steilküste mit mediterran anmutenden Buchten, hier liegen auch die weltberühmten Felsen, die Monet gemalt hat. Die ›Felsnadeln‹. Im Norden ist die Küste sanft und feinsandig. Lange weiße Strände, karibische Farben. Ganz im Westen ist der Kontinent rau, dafür umso magischer. Das fast unbesiedelte Inselinnere ist von Heideland geprägt, Heidekraut in verrücktem Lila und grellgelbem Ginster. Felder, Wiesen, verwunschene kleine Wäldchen und alte Weiler. Ein enormer botanischer Reichtum, Tausende Pflanzenarten, darunter die allerexotischsten. Und überall sagenhafte Meerespinnen und Silberpappeln. Es gibt sogar einen Sumpf! Und Wanderdünen.«

Riwal schwärmte von einer Schimäre, denn sehen konnte man noch immer nichts. Sie könnten ebenso gut auf Bordeaux zufahren. Außerdem würden sie auf der Insel nicht Urlaub machen, sondern in einem Mordfall ermitteln.

»Keine anderen ›paar Hektar‹ auf diesem Planeten weisen eine solche natürliche Vielfalt auf, Chef. Es ist eigentlich genau wie bei der Bretagne, nur im Kleinen und dafür unendlich gesteigert, zu einer ganz neuen Dimension. Deswegen hat man auf der Belle-Île immer das Gefühl, irgendwo anders zu sein. In Irland, in Cornwall, an der Côte d’Azur, auf einer Karibikinsel, Kanalinsel, auf den Balearen, in der Normandie, in der

tiefsten französischen Campagne. Dieses Gefühl von *être ailleurs*, das ist ihr Wesen.«

Es klang verrückt: ein Ort, dessen Besonderheit das Gefühl war, irgendwo anders zu sein als dort, wo man war.

Mittlerweile war Dupin speiübel geworden. Er stützte sich auf der Reling ab, musste sich zusammenreißen.

»Was ist das für ein Schäfer, den wir da treffen, Riwal?«

Es fiel ihm nicht leicht, ganze Sätze zu formen.

»Er heißt Tenom Burlot und ist theoretisch so was wie der zweite Chef der Zucht. Hatte aber wohl nichts zu sagen. Provost hat das nicht zugelassen. Der Gendarm, der Patric Provost ein wenig kannte, meinte, Provost habe sein Unternehmen wie ein alter Patriarch geführt. Äußerst autoritär, wie ein Tyrann. Ich zitiere bloß.«

»Sagen Ihnen die *Acadiens* etwas, Riwal?« Der Begriff war eben im Zusammenhang mit den alteingesessenen Familien der Insel gefallen.

Riwal strahlte, eine Frage ganz nach seinem Geschmack. Sie erforderte eine ausführliche Antwort. »Das ist eine große Geschichte. Ein dramatisches Kapitel des Siebenjährigen Krieges, im Grunde der erste veritable Weltkrieg. 1761. Zu Beginn des Krieges hatten die Franzosen den Engländern Menorca genommen. Die Engländer hingegen benötigten trotz einer überwältigenden militärischen Überlegenheit zu Wasser mehrere Versuche, die Belle-Île zu erobern. Dann hielten sie sie zwei Jahre besetzt und die angestammten Bretonen verließen die Insel. Schlussendlich tauschte man im Friedensvertrag von 1763 Menorca gegen die Belle-Île und sie wurde wieder bretonisch.«

Abermals schlug der Bootsrumpf hart auf das Wasser.

»Zur Neubesiedlung holte man 68 Familien aus *Acadia*, der französischen Kolonie an der Nordostküste Amerikas, die durch denselben Friedensvertrag heimatlos geworden waren. Die *Acadiens* schufen hier eine neue Welt, eine neue Gesellschaft, im Kleinen zwar, dennoch inspiriert vom antiken, mythischen Arkadien sowie seiner Utopie eines goldenen Zeitalters, der Idee eines friedlichen, unbelasteten Hirtenlebens in vollendeter Harmonie mit der idyllischen Natur und Schönheit der Insel.«

Riwals Stimme zitterte vor Pathos.

»Ein Teil der heutigen Bewohner der Belle-Île geht unmittelbar auf diese

Siedlerfamilien zurück. So auch die Provosts, wie es aussieht. Es existiert hier immer noch eine sehr aktive *Association des Acadiens*, in der die meisten von ihnen vereinigt sind.«

Dupin starrte noch immer verzweifelt auf die Nebelwand, dorthin, wo sich theoretisch der Horizont befinden musste.

»Verstehe.«

Mehr musste er im Moment nicht wissen.

»Sie sind ein wenig grün um die Nase, Chef. Ist alles in Ordnung?«

Dupin nickte resigniert.

»Sie wissen ja, wie die Belle-Île entstanden ist, oder?« Ein jovialer Ton.

»Am besten, ich lenke Sie ein bisschen ab, Chef.«

Dupin war zu schwach, um zu protestieren.

»Es war das wundersame Feenvolk von Rhuys, die Feen, die den *Golfe du Morbihan* haben entstehen lassen, erinnern Sie sich an die Geschichte?«

Der Golf lag direkt vor der Belle-Île, westlich der Quiberon-Landzunge.

»Als die Menschen in ihrem ruchlosen Egoismus den Zauberwald der Feen abholzten, verließen die geheimnisvollen Wesen ihre Heimat. Aus den endlosen salzigen Tränen, die sie weinten, bildete sich ein Meer, der heutige Golf. Ihre Haarkränze wurden zu den vielen kleinen Inseln«, eine Pause, der Höhepunkt kündigte sich an, »die Krone der Feenkönigin aber, die von übernatürlicher Pracht war, trieb auf das Meer hinaus und verwandelte sich dort in ein magisches Reich: die Belle-Île. Die schönste aller Inseln auf unserem Erdenrund. Auf Bretonisch heißt sie *Enez ar Gerveur*. Das bedeutet unter anderem ›die Stadt des Meeres‹, man kann das *Gerveur* aber auch als *Guez* deuten: ›schön‹.«

Riwal war hin und weg.

»Jetzt komme ich zum Wesentlichen, Chef.«

Und alles Bisherige war nebensächlich gewesen?

»Die Belle-Île ist nicht von dieser Welt. Sie entwindet sich dem gewöhnlichen Raum und der gewöhnlichen Zeit, aller gewöhnlichen Physik. Als läge sie in einer anderen Dimension, in einer anderen Sphäre. Mit der Überfahrt wechselt man in sie über.«

Es klang geradezu bedrohlich.

»Manche denken, dass die Vielfältigkeit und der Eindruck, immer irgendwo anders zu sein, darauf zurückzuführen sind, dass die Insel sich

tatsächlich bewegt, auf magische Weise. Dass sie sich hier und dort materialisiert, mal in der Südsee, mal vor Biarritz, vor Irland oder Sizilien. Oder ...«

»Ich verstehe, Riwal.«

Es war genug. Und langsam wurde es zu fantastisch.

»Es hat schließlich einen Grund, Chef, warum auf keine andere Insel so viele Künstler kamen, Monet, Rodin, Matisse, Sarah Bernhardt, Jacques Prévert, Gustave Flaubert. Die Insel umgibt eine Aura des Freisinns und Kunstgeistes, großer Freiheit und großer schöpferischer Anarchie.«

Riwal brach ab. Ein ungläubiges, ja überwältigtes Staunen stand ihm mit einem Mal ins Gesicht geschrieben. Dupin ging es nicht anders.

Hatte der dichte Meernebel etwas Unwirkliches besessen, so war das jetzige Geschehen noch viel unwirklicher: Der Nebel endete abrupt. Mit einem tollkühnen Satz hatte sich das Boot aus den Schwaden herauskatapultiert. Hinein in ein leuchtendes Opal, das jetzt das gesamte Himmelsgewölbe erfüllte. Der Atlantik hingegen schimmerte in Petrol. Kleine weiße Dreiecke waren darin zu sehen: Segelboote, die ihr Glück suchten. Die Luft war klar, luzid, die ganze Welt gestochen scharf. Die Sicht war frei. Augenblicklich schien der Nebel nicht mehr gewesen zu sein als ein lang vergangener Spuk. Dupin drehte sich um. Da war er noch. Und verschluckte die gesamte Küste. Eine eigentümliche Barriere trennte die beiden Welten, Insel und Festland, und eine Rückkehr, so der bedenkliche Eindruck, wäre alles andere als gewiss.

»Da ... da ist sie.« Riwal wirkte, als hätte er einen Geist gesehen.

Und wirklich: Am Horizont war mit einem Mal eine vage, flache Silhouette über dem Meer zu sehen. Grün, braun, hellgrau. Ein langer Streifen.

Eine Erscheinung.

Gerade waren sie, mit leicht reduzierter Geschwindigkeit, steuerbord um ein letztes schroffes Kap herumgefahren und hatten anschließend ein paar kleine Sandbuchten passiert, dahinter Kiefernwäldchen, schon erblickten sie die ersten strahlend weißen Häuser von Le Palais. Jetzt fuhren sie auf die legendäre Zitadelle zu, die über der Inselhauptstadt thronte. Längst waren

aus dem maritimen Petrol mannigfaltige helle Blau- und Türkistöne geworden.

Was Dupin beruhigte: Die Insel wirkte, anders als alle anderen bretonischen Inseln, die er bis jetzt betreten hatte, beeindruckend massiv. Selbst die mächtigsten Brecher würden sie nicht bezwingen, kein Sturm sie erfassen und mit sich nehmen. Nicht die Belle-Île. Die Insel gab zudem ein vollkommenes Bild sommerlicher Heiterkeit und Unbeschwertheit ab, ein Bild des Friedens. Und, ja, vollendet Schönheit. Sie schien mit Nachdruck belegen zu wollen, dass sie ihren Namen zu Recht trug. Vielleicht lag es bloß an Riwals Vorrede, aber man spürte es: ein bestimmtes Fluidum. Augenblicklich war man bereit, an das Glück und ein idyllisches Leben zu glauben, an jede Utopie.

Dennoch: Sie kamen wegen eines Mordes.

Schon wenig später fuhr das Boot in den von hohen Kaimauern geschützten, malerischen Hafen ein. Dupin atmete tief durch. Rechts und links salutierte jeweils ein adretter Leuchtturm. Boote aller Art waren zu sehen sowie ein buntes Hafengewimmel. Ein maritimes Reich des Müßiggangs. *La douceur de vivre*. Oder, wie die Bretonen sagten: *La vie en Roz*. Alles hier schien seinen eigenen Rhythmus zu haben.

Auch die Inselhauptstadt lag an einer Ria, man sah, wie sich der Meeresarm ins Land zog. Das Städtchen – enge Sträßchen, hübsche alte Häuser in Pastellfarben, Rosa, Hellblau, Hellgrün, Gelb – lag zu beiden Seiten der Ria, direkt am Wasser. Es sah aus wie die Kulisse eines Spielfilms. Cafés, Bars, Restaurants, Geschäfte, ein gemächliches Treiben ohne Hast und Hektik. Dazu der atemberaubende Blick auf die mächtigen Anlagen der Zitadelle. Es war perfekt arrangiert.

Goulch hielt auf den Kai zu, wo die Fähren anlegten. Mit einem gekonnten Manöver wendete er das Boot und legte an. Schon ein paar Augenblicke später verließen sie das Schiff; Goulch und die Bir würden in Le Palais einsatzbereit bleiben.

Dupin war die ersten Meter ein wenig wacklig auf den Beinen, aber die ermittlerische Ungeduld gewann bereits wieder die Oberhand. Immerhin hatten Fahrtwind und Sonne seine Kleidung vollständig trocknen lassen. Dupin lief die Betonrampe hoch und steuerte auf die Delegation der Inselgendarmerie zu.

»Commandant Kir Cosqueric. Bonjour.«

Knapp, korrekt, aber freundlich. Neben ihm zwei Inselgendarmen, die wohlwollend nickten.

»Bonjour«, begrüßte Dupin sie stellvertretend für das gesamte Team. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, die Sonne brannte hier noch stärker als auf dem Festland, zudem ging nicht die kleinste Brise, was sicher ungewöhnlich war für die Insel.

»Gibt es schon etwas Neues?«

»Nicht viel.« Cosqueric – mit beeindruckendem Leibesumfang, kurzen Haaren, einem gutmütigen Gesicht, wachen Augen – kam ohne Geplänkel direkt zur Sache. »Das Ganze gestaltet sich gar nicht einfach. Patric Provost hat ziemlich zurückgezogen gelebt, beinahe einsiedlerisch. Keine Verwandten, keine Freunde. So gut wie keine sozialen Kontakte. Dabei ist er Mitglied in einer Reihe von Vereinen, wir haben einige auf der Insel, rund hundertvierzig.« Er stieß eine Art Seufzer aus.

Was nichts anderes hieß als: Sie wussten eigentlich nichts über den Mann und es würde nicht leicht, überhaupt irgendetwas zu erfahren. Auf gewöhnlichem Weg zumindest.

»In jedem Verein, dem er angehörte, war Provost äußerst unbeliebt. Das ist fast schon beeindruckend.«

Das Muster verdichtete sich.

»Man hört von allen Seiten das Gleiche. Alle mussten nach seiner Pfeife tanzen. Aber man hielt sich ihm gegenüber meistens zurück. Er war sehr vermögend. Früher hat er ab und an bestimmte Projekte unterstützt. Aber das tut er schon lange nicht mehr. Er war äußerst geizig.«

»Was waren das für Projekte?« Le Menn drängelte sich nach vorn.

»Meist Infrastrukturprojekte für die Insel. Ein-, zweimal auch ökologische Initiativen. Aber wie gesagt, das liegt lange zurück, zehn Jahre und länger.«

»Besteht sein Vermögen noch aus anderem als der Schafzucht und den Immobilien?«, wollte Le Menn wissen.

»Er verfügte über ansehnliche Rücklagen. Auf zwei Konten. Festgeld. Sehr konservativ. Keine Aktien, Anleihen oder andere Investitionen.

Hauptsächlich besteht das Vermögen aus ziemlich viel Land hier auf der Insel. Teils bebaut, vierzehn Häuser, in verschiedenen Orten, die er

vermietet, und teils unbebaut. Felder, Wiesen, auf denen auch die Schafe gehalten werden. Ein paar seiner Grundstücke gehören zu den letzten freien Baugrundstücken der Insel, sind also äußerst wertvoll.«

Sie schienen ermittelt zu haben, was zu ermitteln war.

»Da vorne stehen übrigens Ihre Wagen.« Cosqueric zeigte den Kai entlang und setzte sich in Bewegung. »Wir sollten aufbrechen, Tenom Burlot wartet. Wir werden noch genug Gelegenheit zum Plaudern haben.«

Auf der Wand eines strahlend weißen Hauses direkt am Kai prangte in großen hellblauen Lettern ein Schild: *Locatourisle – Location de voitures*. Dupin sah nun auch den angekündigten Van. Ein Peugeot 807. In Froschgrün. Sonst nur noch einen alten Citroën Méhari, in einem fröhlichen Orange, ein echter Oldtimer, so was wie die Cabrio-Version der ebenso legendären Dyane. Kantig, eigentlich ungestalt, das typische Wellblech, es war mehr ein Kasten, ohne Dach. Die typischen schmalen Reifen. Der Chef der Gendarmerie bemerkte Dupins suchenden Blick.

»Na, hier vorne.«

Er zeigte eindeutig auf den Méhari.

»Der Citroën hier. Sie wollten doch ein eigenes Auto, oder?«

Dupin bemühte sich, seine kindliche Freude zu überspielen.

»Nolwenn musste nehmen, was es noch gab, Chef«, sprang Riwal bei, »die Tagesausflügler kommen mit den ersten Booten. Es war der letzte freie Wagen. Aber Sie können natürlich auch mit uns im Van ...«

»Schon in Ordnung, Riwal.«

»Die Vermietungen der Insel«, erörterte der Kommandant sachlich, »haben sich auf legendäre alte Autos spezialisiert. Auf Fun-Cars. Renault 4, Citroën Deux Chevaux, so was. Vor allem aber auf den Méhari. Einige sind schon elektrisch, der hier allerdings noch nicht.«

»Unsere Insel ist dabei, zur ersten Smart Island Europas zu werden, Chef«, fügte Riwal mit stolzgeschwellter Brust hinzu, »ein gigantisches Projekt. Die Idee ist einfach: zero Emission! Die Insel soll CO_2 -neutral werden, auch der gesamte Tourismus. Dazu gehört die Selbstversorgung mit grüner Energie, über Solardächer, die auf allen öffentlichen Gebäuden angebracht werden, und bald über schwimmende Windräder. So wird dann auch der Strom für die Elektroautos der Insel erzeugt ...«

»Gut, Riwal.« Entschieden schritt Dupin auf den Méhari zu. Genau dieses

Modell hatte er in seiner Kindheit als Spielzeugmodell besessen. Es war eines der eigensinnigsten, wunderbarsten Autos, die je gebaut wurden.

»30 PS, luftgekühlter 2-Zylinder-Boxermotor«, versuchte Cosqueric Dupin zu animieren. »Und Vierradantrieb. Davon wurden nur 1200 Stück hergestellt.«

»Unzerstörbar, mit einer Kunststoff-Karosserie, für 1968 total futuristisch«, fügte Riwal ebenso begeistert hinzu. »Der Name kommt vom afrikanischen Renndromedar.«

»Der Schlüssel steckt. Und auf dem Beifahrersitz liegen noch eine Kappe und eine Tube Sonnencreme.« Cosqueric deutete auf Dupins Kopf. »Hat jemand vergessen. Hier im Süden brennt die Sonne ganz besonders. Und der Wagen hat kein Dach. Ich kann nur sagen: Nehmen Sie es ernst.«

Dupin nickte und schwang sich in den Wagen, der keine Türen hatte, bloß abgerundete Aussparungen in der Karosserie, dafür immerhin eine Art Sicherheitsgurt. Sein Blick fiel auf die knallrote Kappe, auf der in großen schwarzen Buchstaben »Tahiti« zu lesen war. Unter dem Schriftzug prangte eine blaue Palme. Die Kappe war das eine, aber Sonnencreme? Er machte hier doch keinen Badeurlaub. Außerdem pflegte er einen leidenschaftlichen Hass auf Sonnencreme.

Riwal bemerkte Dupins Skepsis.

»Chef, auf der Insel kann es wirklich brütend heiß werden. Und es fühlt sich auch immer noch heißer an. Bei dreißig Grad würden Sie auf vierzig wetten.«

Riwal übertrieb ausnahmsweise nicht. Heute waren es bestimmt dreißig Grad und es fühlte sich tatsächlich an wie vierzig.

»Die Insel liegt wie auf einem Grill, Chef.«

»Ach übrigens«, Cosqueric war noch etwas eingefallen, »die Presse hat schon nach Ihnen gefragt. Wegen einer Stellungnahme. Die Inselpresse und zwei Journalisten aus den Büros in Vannes, die bereits eingetroffen sind. *Le Télégramme* und *Ouest-France*. Ich habe ihnen gesagt, Sie ständen erst einmal nicht zur Verfügung.«

»Sehr gut«, entgegnete Dupin. Hauptsache, sie hatten ihre Ruhe. »Dann auf zur Schafzucht.« Er griff nach dem langen Schalthebel, der neben dem Lenkrad hervorstand, auch das Innere des Wagens war orange gehalten.

»Riwal, Sie kommen mit zum Schäfer. Cosqueric, Sie fahren voraus. Kadeg

und Le Menn, Sie fahren mit den beiden Gendarmen zum Haus von Provost. Wir stoßen dann zu Ihnen.«

Sie mussten sich aufteilen, damit die Ermittlung an Tempo gewann.

Ein Lächeln war auf Dupins Gesicht erschienen, als er den Choke zog und den Motor anließ. Auffordernd blickte er die Gruppe aus seinem orangen Kasten an. Im Nu bewegten sich alle zu ihren Autos. Er wartete, bis der Kommandant in seinem Polizei-Peugeot an ihm vorbeifuhr, und folgte mit einem heftigen Satz.

Schon bald hatten sie den Ort verlassen. Es ging ein ganzes Stück bergauf. Cosqueric legte ein ordentliches Tempo vor, Dupin hatte die Kappe aufgesetzt und tief in die Stirn gezogen. Die Fahrt ging durch Hunderte Grüntöne, intensiv, grell, durchsetzt vom Lila der Heide und vom Knallgelb des Ginsters. Es ging auf und ab, die Straße schmiegte sich harmonisch an die hügelige Landschaft. Rechts und links der Straße waren kleine verwachsene Kiefernwäldchen zu sehen, manchmal führte sie mitten durch sie hindurch. Linker Hand zeigte sich immer wieder der Atlantik in spektakulären Ausschnitten. Verrückte Kontraste, das Grün, dann das leuchtende Blau. Die Insel war viel weniger dicht besiedelt, als Dupin es sich vorgestellt hatte, viel ländlicher auch, immer wieder passierten sie dichtes Gestrüpp und Buschwerk, Senken, in denen Bäche flossen. Wiesenblumen säumten die Straße. Ab und an war ein Felsen zu sehen. Dupin roch Thymian, Rosmarin, Kiefern, alles, was blühte. Dutzende Gerüche vermengten sich. Und immer war dabei auch das Meer zu riechen.

Ihre kleine Kolonne musste ein kurioses Bild abgeben. Vorne Cosqueric, dahinter Dupin in seinem Fun-Car – *Louez-moi*, »Mieten Sie mich«, stand groß auf dem Heck zu lesen –, zuletzt Riwal, allein in seinem froschgrünen Van.

»Wir suchen Monsieur Burlot.« Cosqueric schritt, Dupin und Riwal unmittelbar hinter sich, auf eine jüngere Frau und einen hochgewachsenen Mann Mitte vierzig zu, beide hatten ihre ungefähr gleich langen Haare zu einem Zopf gebunden. Sie trugen kakifarbene Arbeitshosen, hohe schwarze Gummistiefel, die Frau eine dunkle Bluse, der Mann ein ausgebeultes T-Shirt in einem verwaschenen Grün. Zwei Collies sprangen ausgelassen um

sie herum.

Cosqueric schob ein knappes »Bonjour« hinterher, das nun seltsam beziehungslos in der Luft hing.

Die beiden waren aus einer der Wellblechbaracken getreten, die auf der leicht ansteigenden Wiese direkt hinter dem östlichen Ende des *Plage des Grands Sables* lagen.

Dupin, Riwal und Cosqueric hatten ein bisschen suchen müssen. Das unbefestigte Sträßchen hatte zu einem alten kleinen Hof direkt hinter der Düne geführt, wo sie geparkt hatten. Eine längliche Scheune, ein bescheidenes Wohnhaus, beide aus freundlichem hellgrauem Stein. Riesenhohe Rosmarinsträucher und Lavendelbüsche umgaben das Haus. Nach vorne ging der Blick auf den Strand, das Meer und drei mächtige Feigenbäume, die dicht beieinanderstanden.

Nirgends war ein Schild zu sehen, das auf einen Betrieb oder seinen Besitzer hinwies, dafür beeindruckend viele Ermahnungen, die großformatig den Zugang zum Gelände verboten. Hinter dem Haus sah man auf die Wiese und die Schafe. Man hatte sie schon von Weitem gehört: blökende Schafe, eine große Herde.

»Das bin ich«, bestätigte der sehnige Mann mit sanfter Stimme. Er sah ernst aus.

»Dann haben wir beide telefoniert. Ich bin Commandant Cosqueric. Das ist Commissaire Dupin, der die Untersuchung leitet.«

»Madame, Monsieur, bonjour«, grüßte Dupin.

Die beiden Collies zeigten ausgesprochenes Interesse an Dupin, einer schnüffelte an seinem linken Bein, der andere an seinen Händen. Die junge Frau steuerte auf die Scheune zu: »Ich sehe dich später, Tenom.«

»Wie kann ich helfen?«

Burlot sprach noch sanfter als zuvor.

»Indem Sie uns sagen, was Ihnen zu diesem Mord einfällt. Wer Patric Provost nach dem Leben getrachtet haben könnte.«

Burlot senkte den Kopf und legte sich die rechte Hand in den Nacken.

»Um es Ihnen direkt zu sagen: Ich hatte kein allzu gutes Verhältnis zu Monsieur Provost. Keiner hatte das. Aber ich traue auch niemandem einen Mord zu. Ich meine, keinem von denen, die ich kenne und die, sagen wir so, Schwierigkeiten mit ihm hatten.«

»Und davon gibt es gleich mehrere?«

»Ich wohne«, er zögerte einen kleinen Moment, »im selben Weiler wie Provost. Islonk. Im Süden. Das Haus, in dem ich wohne, gehört ihm. Die freie Unterkunft ist Teil meines Gehaltes«, noch ein Zögern, »das sehr bescheiden ist. In Islonk liegen alle mit ihm im Clinch.«

»Wie viele Menschen wohnen in Islonk?«

»Es sind sieben Häuser. Mit dem von Provost.«

»Und Sie kennen alle, die da leben, gut?«

»Ja, doch. Schon.«

Riwal schaltete sich ein: »Die gesamte Insel hat nicht mehr als 5300 Bewohner. Es gibt vier kleinere Orte, die Hauptstadt Le Palais, Sauzon im Nordwesten, Locmaria im Südwesten und Bangor im Landesinnern. Die restlichen Inselbewohner leben in solchen Weilern wie Islonk. Wovon es hier sicher über hundert gibt. Sie müssen sie sich wie kleine Inselchen auf der Insel vorstellen, Chef. Abgesehen von den Ostertagen und der Sommersaison ist auf der Belle-Île nichts los, da ist man unter sich.«

Riwals Sätze klangen eher bedrohlich als nach Idylle.

»Islonk bedeutet übrigens so viel wie Abgrund oder Schlund«, stellte der Inselkommandant klar.

Das passte schon eher.

»Bei Islonk liegen die berühmten Felsnadeln, die Monet gemalt hat«, ergänzte Riwal.

»Und lag jemand von diesen Leuten mit Monsieur Provost besonders im Clinch, Monsieur Burlot?« Dupin versuchte, das Gespräch voranzutreiben.

Der Schäfer blickte sie konzentriert an. Er hatte etwas Jugendliches an sich. Dupin sah nicht mal den Ansatz eines Bartes. »Schwer zu sagen. Jeder hatte seine eigenen Themen mit ihm. Aber«, Burlot versuchte bestimmt zu klingen, »wie gesagt, ich bin mir ziemlich sicher, dass keiner von uns zu einem Mord fähig ist.«

»Gründe gäbe es eigentlich genug, meinen Sie«, setzte Riwal nach, »bei jedem von ihnen, auch für einen Mord. Nur trauen Sie die Tat niemandem zu?«

»Nein. Ich meine«, Burlot wirkte einen Augenblick verwirrt, »ich traue keinem einen Mord zu, das stimmt. Und natürlich ist keiner dieser Konflikte Grund genug für einen Mord.«

»Und Ihre ›Themen‹ mit Provost? Worin bestanden die?«, ging Dupin ihn weiter an.

»Eigentlich sind es keine mehr.«

»Was heißt das?«

Die Collies beschnupperten Dupin noch immer und leckten seine Hände. Vielleicht war es das Salz auf seiner Haut, vom Schwimmen heute Morgen.

»Ich habe mich entschlossen, zu kündigen und mich selbstständig zu machen. Mit einer eigenen Zucht. Auf dem Festland.«

»Wusste Provost davon?«

»Seit einem Monat. An sich wäre ich gerne hiergeblieben. Aber nur mit mehr Freiheiten, mehr wirklicher Verantwortung. Theoretisch, sogar nominell, führe ich hier die Geschäfte. Es ist ja ein größeres Unternehmen. Tatsächlich aber ließ er mich nichts entscheiden. Wir haben uns jeden Tag gestritten.«

Dupin wusste nicht so recht, wie er sich den sanften Schäfer streitend vorstellen sollte.

»Haben Sie offen mit Monsieur Provost gesprochen, ihn vor die Wahl gestellt?«, bohrte Dupin weiter. Er hatte die Kappe im Auto gelassen. Ein Fehler. Die Sonne stach erbarmungslos herab. Längst rann ihm der Schweiß über die Stirn. Gefühlt waren auch die vierzig Grad schon überschritten ...

»Ich habe ihm sogar ein Ultimatum gestellt. Bis Ende Mai. Ich habe im März zum ersten Mal ernsthaft mit ihm darüber gesprochen und ihn gebeten, mir zu sagen, ob er mich ab sofort hier selbstständig tätig sein lässt oder nicht. Ich hatte die Nase voll.«

»Seit wann arbeiten Sie für ihn?«

»Seit fast zwei Jahren.«

»Worum ging es bei diesen täglichen Streitereien, die Sie erwähnt haben?«, schaltete sich der Inselkommandant ein.

»Um alles Mögliche. Mit Provost wurde aus allem ein Streit, weil alles nur exakt so gemacht werden durfte, wie er das wollte. Aus Prinzip. Aus reiner Sturheit. Es konnte noch so unsinnig sein.«

»Können Sie ein paar Beispiele nennen?« Dupin war die Auskunft zu abstrakt.

Plötzlich zeigte eine größere Gruppe von Schafen Interesse an den Menschen auf ihrer Wiese und kam mit Tempo auf sie zu. Die beiden Collies

schlossen wild bellend los.

»Wir brauchen eine ganz neue, professionelle IT. Unsere Hardware und Software sind zwölf Jahre alt. Das macht unendlich viel Arbeit.« Burlot blickte zur Scheune, in die die junge Frau verschwunden war. »Arbeit, die wir dann erledigen müssen. Nicht Provost. Er sagte immer nur, solange die Maschine funktioniert, benutzen wir sie. Er war krankhaft geizig. Und«, das erste Mal veränderte sich seine sanfte Art, war ihm eine Gemütsregung anzumerken, ein leichtes Aufbrausen, »ich glaube, es hat ihm Spaß gemacht zu sehen, wie wir daran verrückt wurden.«

Dupin machte sich ein paar Notizen.

»Das größte Thema aber waren strategische Fragen der Zucht.«

»Was meinen Sie damit? Konkret?«

Die Schafe hatten begonnen, sie zu umringen. Ein paar pechschwarze waren unter ihnen.

»Ich würde gerne eine dritte Rasse einführen, Finnschafe. Ihre Wirtschaftlichkeit ist noch höher als die unserer beiden Arten. Höhere Fruchtbarkeit, frühere Geschlechtsreife.«

Jetzt wurde es sehr konkret.

»Dabei sind sie keinesfalls überzüchtet. Es ist eine ganz alte Art, dem Wildschaf wahrscheinlich am nächsten. Und sie haben exzellentes Fleisch, überragende Wolle, besonders weich, leicht und dicht. Ansonsten: keine Hörner, ein solides Skelett, winterhart, sehr ruhig, schwach ausgeprägter Herdentrieb, sie kommen auch mit kargem Boden klar, wie auf den meernahen Klippen hier, alles ideal für uns.«

Burlot pries die Eigenschaften der Schafe wie die technischen Leistungen eines Autos.

»Provost wollte unbedingt bei den beiden Rassen bleiben, die wir züchten. Die ich ja auch keinesfalls aufgeben wollte. Ich würde auch gern versuchen, sie zu kreuzen.«

Riwal sah seine Chance: »Ihre zweite Rasse, das sind die *Landes de la Bretagne*, nehme ich an?« Er wandte sich an Dupin: »Die Art stammt ebenfalls aus der Südbretagne.«

Dupin musste an sein Telefonat mit Nolwenn denken.

»Exakt. Das hier sind überwiegend *Landes de la Bretagne*.« Burlot deutete mit dem Kopf zu den Schafen, die sie nun immer enger umringten, was die

beiden Hirtenhunde allerdings nicht mehr weiter zu stören schien, sie hatten sich wieder an Dupins Seite begeben. »Auch eine großartige Rasse. Sehr sozial, sehr widerstandsfähig, festes und feines Fleisch. Aus ihrer salzigen, herzhaften Milch wird hier auf der Insel Käse gemacht. Da schmecken Sie alles: das Meer, das Jod, das würzige Gras, die wilden Kräuter.«

Dupin spürte eine gewisse Unruhe, das Wasser lief ihm im Mund zusammen.

»Das da«, Riwal zeigte auf drei Tiere, die ihnen so nah gekommen waren, dass Dupin schon befürchtete, sie würden ihn gleich ebenfalls ablecken, »sind *Belle-Île*-Schafe. Sie erkennen sie sehr gut an ihrem charakteristischen Äußeren.«

Dupin sah sich trotz der unmittelbaren Nähe außerstande, irgendetwas Besonderes zu erkennen, für ihn waren es einfach Schafe. Die auch aussahen wie Schafe.

»Egal ob weiß, grau, braun oder schwarz«, fuhr der Schäfer fort, »unverkennbar sind die langen Ohren, die langen Beine, wenig Wolle am Kopf, die Hornlosigkeit auch bei den Böcken.«

»Sie kennen ja jetzt die verrückte Geschichte, Chef: dass sie schon quasi ausgestorben waren. Heute gibt es wieder rund tausend von ihnen, hundert Böcke darunter, viele sind das immer noch nicht, aber immerhin. Sie ...«

»Ich würde gerne ...«, unterbrach Dupin Riwal, um im nächsten Moment selbst unterbrochen zu werden, vom Ton seines Handys. Kommentarlos bahnte er sich einen Weg durch die Tiere und lief ein paar Schritte die Wiese hoch. Die Collies folgten ihm treu.

Es war Claire.

»Ja?«

»Ich bin gerade mit der Intervention durch. Ein Kollege hat gesagt, du seist auf der *Belle-Île*. Er hat es im Radio gehört.«

»Ich hätte dich gleich angerufen, Claire.«

»Kommst du vielleicht bei *Fluid* vorbei?«

»Was?«

»Diese fantastische Glasbläserei. Mit den hundert Farben. Von denen wir die zwei Gläser haben. Ich hätte gerne noch ein paar. Sie haben ihren Laden direkt in Le Palais.«

»Ich ...«

»Ich schick dir eine SMS. Ich muss jetzt auf die Intensivstation, Georges, bis dann.«

Schon war sie wieder weg.

Dupin wusste, welche Gläser sie meinte. Aber nicht, dass sie von hier kamen. Er hätte es sich allerdings denken können, Riwal hatte sie ihnen geschenkt. Als er zu seinen Kollegen und dem Schäfer zurücklief, fiel sein Blick auf den Strand. Ein Traumstrand. Eingefasst von zwei hügeligen Vorsprüngen – auf dem einen befanden sie sich gerade – zog er sich bestimmt zwei Kilometer am leuchtend türkisen Meer entlang, das erst weiter draußen seine typischen Blautöne annahm. Es schien nur ganz allmählich tiefer zu werden. Der Strand war weit und frei und fast leer trotz des herrlichen Wetters.

Dupin stieg umstandslos wieder in die Unterredung ein: »Ich habe gehört, Provost war der Präsident dieser Schafzüchtervereinigung für die *Belle-Île*-Schafe.« Er blätterte in seinem Notizheft. »*Denved ar Vro.*«

Tenom Burlot nickte.

»Wissen Sie von Konflikten, die es in dem Verein gab?«

Der Schäfer beäugte Dupin kritisch.

»Sie haben noch immer keine richtige Vorstellung von Patric Provost, Monsieur«, erneut die vollendete Sanftheit in der Stimme, »er hatte mit jedem Konflikt, und zwar die ganze Zeit.« Eine bewusst gesetzte Pause. »Verstehen Sie, was ich meine?«

»Und worum ging es dort?«

»Sie wollten zum Beispiel mehr Geld in die Kommunikationsarbeit stecken, man hätte die Beiträge erhöhen müssen. Er hat sein striktes Veto eingelegt. Er selbst besitzt exzellente Geschäftsbeziehungen zu Verwertern, der Gastronomie, den Textilfabrikanten, er hat gar kein Interesse an einer intensivierten PR-Arbeit. Seine Zucht beherrscht den Markt.«

»Wie viele weitere Mitglieder hat der Verein?«

»Acht.«

»Und wie viele Schäfer beziehungsweise Mitarbeiter hat Ihre, hat Provosts Zucht hier?«, fragte Riwal.

Die beiden Hunde hielten sich noch immer an Dupin. Er gewöhnte sich langsam daran. Der kleinere hatte sich neben ihm niedergelassen.

»Auf der Belle-Île sind wir fünf Mitarbeiter, mit allen insgesamt zehn. Aber keiner bleibt lange.«

Die Frage nach dem Grund konnten sie sich sparen.

»Wann haben Sie Provost das letzte Mal gesehen, Monsieur?« Cosqueric war Dupin mit der Frage zuvorgekommen.

»Gestern Mittag. Er kam kurz vorbei.«

»Aus welchem Grund?«

»Einer seiner willkürlichen Kontrollbesuche.«

Irgendwann am Nachmittag war Provost dann nach Doëlan aufgebrochen.

»Er hatte hier gar nichts zu tun?«

»Er hat hier eigentlich nie etwas zu tun. Es läuft auch ohne ihn.«

»Um wie viel Uhr war das?«

»Kurz nach zwölf.«

»Wie lange war er hier?«

»Zehn Minuten.«

»Und wo?«

»Im Haus. Ich war hier draußen.«

»Das heißtt, Sie haben nicht gesehen, was er gemacht hat?«

»Nein. Vermutlich hat er Umsätze und Geldeingänge kontrolliert. Hier im Büro steht der Firmencomputer. Wobei er eigentlich auch von seinem Haus in Islonk an einiges rankommt. Er hat sich das vor ein paar Jahren einrichten lassen.«

»Wo haben Sie sich gestern Nacht aufgehalten, Monsieur Burlot?« Dupin hatte den Schäfer fest im Blick. Burlot schien kein Problem mit dieser direkten Frage zu haben.

»Gestern Abend war ich lange hier, sicher bis zehn. Dann in Islonk. Ich habe noch ein Glas bei Byn und Margot getrunken. Sie besitzen eine der beiden Whisky-Brennereien der Insel. *Goulou*. Und eine einfache Kneipe.« Sein Blick bekam etwas Versonnenes. »Hinter dem Haus gibt es eine legendäre Bank mit fantastischem Blick auf die Bucht. Margot macht Glas und Keramik, Byn den Whisky.« Er lächelte.

Es klang nach dem puren Glück, das musste Dupin zugeben. Er würde die

beiden gleich kennenlernen. Und im *Goulou* hoffentlich einen Kaffee bekommen.

»Haben da gestern Abend noch weitere Nachbarn aus Islonk ein Glas getrunken?«, wollte Cosqueric wissen.

»Micheline war auch da. Micheline Corbel, eine pensionierte Lehrerin. Sie wohnt direkt neben mir. Sie ist eine glühende Sarah-Bernhardt-Verehrerin und arbeitet als Touristen-Guide.«

»Und wo waren Sie heute früh zwischen fünf und acht Uhr, Monsieur Burlot?«, hakte der Inselkommandant nach.

»Zu Hause. Bis neun. Davor nur in Le Palais beim Bäcker. *Le Fournil*. Um 7 Uhr 10 bin ich los und habe Baguettes geholt. Für ein paar von uns. Das mache ich öfter. Manchmal fährt auch jemand anders.«

»Und das könnte man uns in der Bäckerei bestätigen?«

»Yvonne selbst hat mich bedient. Die Besitzerin.«

»Dann werden wir das überprüfen können. Wie ist ...«

Ein lautes, schrilles Klingeln unterbrach Cosqueric. Er griff in seine Hosentasche und zog sein Handy hervor.

»Ja?«

Er hörte eine Weile zu.

»Was?« Er klang alarmiert. »Mehrere? Mehrere Briefe?«

Nun war es Dupins Handy, das sich meldete. Im Augenblick darauf das von Riwal. Beide versuchten, ein paar Schritte zur Seite zu treten, was mit den Schafen um sie herum gar nicht so einfach war, die Klingeltöne und die hastigen Schritte machten sie nervös. Das Blöken war ohrenbetäubend.

Dupin sah Kadegs Namen auf dem Display.

»Was gibt's, Kadeg?«

»Sind Sie es, Monsieur le Commissaire?«

Eine von Kadegs vielen Marotten. Allerdings musste man ihm diesmal zugutehalten, dass die Schafe Dupin vermutlich übertönt hatten.

»Was ist passiert?«

»Wir haben uns das Haus von Patric Provost angesehen.«

Eine unnötige Pause.

»Und?«

»Provost wurde bedroht. Erpresst. Was ist das für ein irrer Lärm, ich höre Sie fast nicht, Monsieur le Commissaire.«

»Er wurde erpresst?«

Eine größere Gruppe von Schafen war dem Kommissar gefolgt. Ohne es zu beabsichtigen, war er auf eine Futterkrippe zugelaufen, sie blickten ihn erwartungsvoll an.

»Eine Geldforderung, Monsieur le Commissaire, anonym«, Kadeg schien in sein Handy zu schreien, »eine Million Euro. Sonst werde man ihn töten. Drei Briefe, drei Warnungen. Die erste ist gut drei Wochen alt. Vom 20. Juli.«

Dupin verstummte eine Weile. Anders als die Schafe.

»Haben – Sie – verstanden, Monsieur – le – Commissaire? Eine – Geldforderung. Sie wollten ...«

»Ich bin gleich da, Kadeg.«

Jetzt wurde es wirklich interessant. Dupin legte auf und machte Riwal und Cosqueric, die ihre Anrufe ebenfalls beendet hatten, ein Zeichen in Richtung ihrer Wagen.

Dupin verstand mittlerweile, was Riwal mit den »vielen Inselchen auf der Insel« gemeint hatte, mit den wild verstreuten Weilern, den kleinen Ansammlungen von Häusern im Nirgendwo. Je näher man der Küste im Süden kam, desto einsamer wurden die Weiler. Borzose und Le Vazen, die beiden Weiler vor Islonk, hatten immerhin noch aus gut einem Dutzend Häuser bestanden. Danach aber zog sich die Zivilisation noch weiter zurück. Auch die Vegetation wurde karger. Es war tatsächlich eine ganz andere Welt. Der Süden der Insel bestand aus einem gewaltigen Plateau, in das kleine Täler oder einzelne Buchten eingeschnitten waren. Nach dem Verlassen der schmalen D 25, der Hauptstraße, die über den gesamten Inselrücken führte – die Verbindung zwischen Sauzon im Nordwesten und Locmaria im Südosten –, waren sie noch an Urwäldchen und meterhohen Farnen vorbeigekommen. Rasch waren es dann nur noch einzelne windzerzauste Meereskiefern gewesen, schließlich hatten sie nicht mal mehr diese gesehen. Mehr als Gestrüpp, niedrige Büsche, Minifarne, Gräser und Moose ließ die den gewaltigen Süd- und Westwinden sowie der Gischt des offenen Meeres ausgesetzte Lage nicht zu. Dafür schienen es unzählige Arten zu sein.

Die Straße war zuletzt sanft abgefallen, in eines der kleinen Täler, um dann in Islonk abrupt zu enden. Ein Bächlein hatte sich, wahrscheinlich mithilfe von zahllosen Sturmfluten, über Jahrtausende mühsam in das Plateau gefräst. Wie ein Trichter lief das Tal auf einen spektakulären Strand zu: sicher dreihundert Meter feiner, zart rosa schimmernder Sand. *L'anse de Vazen*. Er sah aus wie ein langer Finger. Ein Sandfinger. Rechts und links hoben harmonisch abgerundete, massive Felsen an, der Stein wies hier ein helles, zum Wasser hin immer dunkleres Grau auf, bloß die Felsen an der Wasserlinie waren tiefschwarz. Auf den Felskuppen zeigte sich ein raues Grün mit gelben und orange-rötlichen Einfärbungen.

Vom Ende der asphaltierten Straße führten kurze Schotterwege sternförmig zu den sieben Häusern, die relativ eng beieinanderstanden. Als hätten sich die Häuser zum gegenseitigen Schutz zusammengefunden, beinahe kreisförmig, wie man es von Wagenburgen kannte. Und den Schutz hatten sie nötig. Als Urlauber konnte man es sich an einem solchen Tag nicht vorstellen, aber wenn die großen Winterstürme kamen, würde hier die Hölle los sein. Alle Elemente würden dann ausnahmslos wüten: Orkanwinde, das tosende, bloß noch weißgraue Meer, gigantische, buchstäblich haushohe Brecher, deren Gischt sich über die gesamte Insel wälzen würde. Gewaltige Fluten, Wolkenungetüme, so tief und schwarz und himmelfüllend, dass selbst tagsüber Finsternis herrschte. Man würde keinen Meter weit sehen können. *Das Meer brüllt*, pflegten die Seevölker an solchen Tagen zu sagen.

Dies ist die letzte Warnung. Sie werden mit Ihrem Leben bezahlen, wenn Sie nicht die geforderte Summe von einer Million zahlen. Bis morgen, 24 Uhr, das ist Ihre letzte Gelegenheit. Wenn Sie bereit sind, befestigen Sie einen roten Punkt gut sichtbar hinter der Bugscheibe Ihres Bootes. Wir werden es merken, wenn Sie sich an die Polizei wenden.

Datum und Uhrzeit standen linksbündig am unteren Rand: »4.8., 11 Uhr.«

»Arial. Die meistverwendete Schrift«, stellte Le Menn fest, »ein gewöhnlicher Tintenstrahldrucker, gewöhnliches Druckerpapier.«

Dupin hatte das Blatt bereits zum dritten Mal in der Hand. Er hatte, obgleich er sie hasste, die hauchdünnen Spezialhandschuhe übergestreift.

Auch die vorigen beiden Mitteilungen hatte er sich wiederholt angesehen. Die erste war, wie Kadeg gesagt hatte, vom 20.7. Auch hier war die Uhrzeit angegeben: »10 Uhr.« Es war seltsam.

An Patric Provost.

Hiermit fordern wir eine Million Euro in bar von Ihnen. Sollten Sie der Forderung nicht nachkommen, werden Sie sterben. Das gilt auch für den Fall, dass Sie sich an die Polizei wenden. Wir geben Ihnen eine Woche Zeit, das Geld zu beschaffen. Wenn Sie bereit sind, befestigen Sie einen roten Punkt gut sichtbar hinter der Bugscheibe Ihres Bootes. Dann erhalten Sie weitere Anweisungen.«

Eine Leerzeile, dann:

Dies ist kein Scherz.

Der zweite Brief bestand bloß aus zwei Sätzen:

Damit Sie sehen, dass wir es ernst meinen, haben wir Ihren Hund geholt. Als Nächstes sind Sie dran. Sie haben eine Woche.

28.7., 10 Uhr.

Der Brief war auf den Tag nach Ablauf des ersten Ultimatums datiert.

Riwal hatte bereits bei Burlot angerufen. Provost hatte ebenfalls einen Collie besessen, doch das hatte bisher niemand erwähnt. Der Hund hatte unter anderem die kleine Herde Schafe gehütet, die Provost auf einer Wiese hinter dem Weiler hielt. Zwanzig Tiere, *Belle-Île*-Schafe. Tenom Burlot hatte den Hund schon länger nicht mehr gesehen, aber Provost, so Burlots Aussage, brachte ihn wohl auch nur selten mit.

Im Haus war er nicht, im Garten auch nicht, Kadeg und die beiden Inselgendarmen hatten alles abgesucht, etwas weiter oben, auf der großen Wiese, hatten sie die Schafe, nicht aber den Hund entdeckt. Le Menn war eingefallen, bei Provosts Onkel in Doëlan nachzufragen. Der Onkel wusste von dem Hund, er hieß Louis, auch wenn Patric Provost ihn nie mitgebracht hatte. Dass er ihn vermisste oder ihm irgendetwas zugestoßen war, hatte er

seinem Onkel allerdings nicht erzählt. Auch zu der Erpressung seines Neffen war Provosts Onkel nichts eingefallen.

Währenddessen hatte der Kommandant der Inselbrigade in Erfahrung gebracht, dass Provost in den letzten Wochen keinen Kontakt zu seiner Bank wegen der Abhebung einer größeren Summe aufgenommen hatte. Er hatte lediglich, wie immer, einmal im Monat vierhundert Euro am Geldautomaten in Le Palais abgehoben. Ansonsten zahlte er mit einer Kreditkarte, aber auch da kam nur wenig zusammen. Er lebte äußerst sparsam.

»Das ist genau wie vor drei Jahren bei dem Fall in Nantes. Zumindest tendenziell.«

»Was?«

Der Kommissar hatte sich jäh umgedreht.

»Die Erpressung, die nie aufgeklärt wurde, dieser Millionär, der ...«

»Ich weiß.«

Dupin hatte es völlig vergessen. Sie alle anscheinend. Bis auf Kadeg. Ein alleinstehender, älterer Industrieller, mehrfacher Millionär, war damals erpresst worden. Fast einen ganzen Monat war die Sache gegangen. Am Ende hatte er bezahlt. Erst danach war er zur Polizei gegangen, durch eine Indiskretion war der Fall publik geworden. Über ein halbes Jahr lang war im Anschluss fieberhaft ermittelt worden. Ohne Erfolg. Die Polizei – und Nantes besaß eine schlagkräftige Truppe – hatte nicht eine einzige seriöse Spur ausmachen können. Sie hatten am Ende so wenig Anhaltspunkte, dass es schon mysteriös anmutete.

»Kadeg, Sie heften sich an diese Sache. Rufen Sie in Nantes an, sprechen Sie mit dem Kollegen, der für die Ermittlung verantwortlich war.«

Erst einmal schien es weit hergeholt, die Erpressung lag drei Jahre zurück, warum sollte der Täter jetzt plötzlich ausgerechnet auf der Belle-Île zuschlagen? Bei Provost? Dennoch.

Kadeg verließ mit höchst zufriedener Miene den Raum.

Sie befanden sich im ersten Stock des Hauses, in Provosts Arbeitszimmer. Es hatte nur ein einziges Fenster mit einem Erker im schiefergedeckten Dach, neben dem Fenster stand ein großer Schreibtisch, darauf ein alter Computer. Es war ein schlichter, funktionaler Holztisch, aus den Sechzigern vielleicht, davor stand ein mit Stoff bezogener Schreibtischstuhl aus grauem

Plastik, ebenfalls ein älteres Modell. Die Sicht aus dem Erkerfenster war phänomenal, Provosts Haus stand in direkter Verlängerung der lang gezogenen Bucht.

Auf dem Tisch lagen drei Mappen aus dunkelgrünem Karton: eine mit eingegangener, eine mit ausgegangener Korrespondenz, Kopien, Ausdrucke. Eine mit Rechnungen. Die Drohbriefe – makaber, aber konsequent – hatte Kadeg in der Eingangsmappe gefunden.

Ansonsten war in dem Haus nichts Auffälliges zu entdecken gewesen. Insgesamt hatte es den Eindruck bestätigt, den ihnen schon das Boot und alle Bemerkungen über Provosts Lebensstil vermittelt hatten: Er hatte offenbar, trotz seines beträchtlichen Vermögens, ein äußerst genügsames Leben geführt. Seine einzige Leidenschaft schien in der Tat Napoleon Bonaparte gewesen zu sein. Sowohl hier im Arbeitszimmer als auch im Erdgeschoss waren Gemälde und Stiche des Revolutionärs, Generals, ersten Konsuls, Kaisers und zuletzt Diktators zu bewundern. Über dem Schreibtisch hing eine gerahmte Zeitungsseite aus dem letzten Jahr. Dupin erinnerte sich an den Aufmacher, die ganze Bretagne hatte ihn diskutiert: »Napoleon – ein Bretone?« Da Napoleon zweifelsfrei einer der bedeutendsten Köpfe der jüngeren Weltgeschichte war und Europa noch heute prägte, konnte es eigentlich gar nicht anders sein. Tatsächlich hatte er selbst schon zu Lebzeiten über seine mögliche bretonische Herkunft spekuliert, war er doch der Meinung, dass er 1771 im Finistère, unweit von Morlaix, geboren worden sei. Nicht auf Korsika. Neueste historische Forschungen legten nun genau dies nah. Und die innige Verbundenheit Bonapartes mit der Region dokumentierte sein 364 Kilometer langes Geschenk an die Bretagne: der Kanal zwischen Nantes und Brest, eine gigantische Infrastrukturmaßnahme.

»Das hier ist übrigens ein altes Pilotenhaus, Chef.« Riwal war an Dupin herangetreten. »Vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Davon gibt es einige auf der Insel. Die Piloten, meist aus den akadischen Klans, bildeten die Insel-Aristokratie. Hochangesehen, wohlhabend, wie Notare oder Kapitäne. Das Haus war ein Statussymbol. So wie die Palme davor. Palmen waren damals ansonsten rar auf der Insel.«

Es war ein sehr hübsches Haus, pittoresk, aber mit bescheidenen Dimensionen, beileibe keine Villa. Dicke Steinmauern, verputzt und weiß

getüncht. Das Auffälligste war die Eingangstür, sie war aus Holz, genau wie die Fensterrahmen und Fensterläden himmelblau gestrichen, und hatte oben ein Glasfenster mit geschnitzter Fassung. Links und rechts der Tür waren zwei weitere Fenster zu sehen. Auf der Rückseite, Richtung Bucht, ging eine Tür in den Garten, genau unter dem Fenster, durch das Dupin gerade blickte. Es war ein schmaler, von einem Steinmäuerchen umgebener, vermooster Garten, von dem ein Weg zu der Wiese oberhalb des Weilers führte, auf der die Schafe weideten. Im Garten stand ein runder, verwitterter Steintisch, davor ein einziger Stuhl. Daneben ein leerer Hundenauf.

»Die Pilotenhäuser ähneln sich alle mehr oder weniger, der Stil hebt sich bewusst vom Bäuerlichen ab, auch von dem der kleinen Fischerhäuser. Die Pilotenhäuser stehen alle unmittelbar am Meer, alle haben ein ausgebautes Dach und einen Erker, genau wie hier. Aus professionellen Gründen: um jederzeit das Meer beobachten zu können. Das hier war das Arbeitszimmer.«

»Piloten?« Dupin realisierte erst jetzt, dass er gar nicht wusste, was Riwal meinte. Sie waren auf dem Weg hierhin an der einsamen Rollbahn eines winzigen Flughafens vorbeigekommen.

»Meister-Navigateure, die Schiffen ihre Dienste anboten, vor allem Handelsschiffen. Die Gewässer um die Belle-Île sind die reinste Hölle. Da braucht man verlässliche Experten.«

»Verstehe.«

»Und ich verstehe, was der Schäfer mit alt und umständlich meinte.«

Le Menn hatte sich über den Schreibtisch gebeugt und fuhr mit dem Cursor auf dem Bildschirm herum. Der Computer war, das hatte Dupin noch nie erlebt, durch kein Passwort geschützt. Nachdem der Rechner endlich hochgefahren war, hatte Le Menn, in »Computerdingen« die Firmste von ihnen allen, alles einsehen können und war seitdem dabei, sich auf der Festplatte umzusehen. Im E-Mail-Programm, im Schreibprogramm, im Browser und in der Buchhaltungssoftware. Bisher aber war sie auf nichts Interessantes gestoßen.

»Außerdem fehlt bei den Dateien jede Ordnung. Das ist total unübersichtlich«, Le Menn seufzte, »ich würde verrückt werden.« Sie klickte ein paarmal. »Ohne Passwort hätte natürlich jeder, der hier war, löschen

können, was immer er wollte. Auch wenn ich auf den ersten Blick keine Hinweise darauf sehe. Aber schon ein einigermaßen erfahrener PC-Nutzer weiß, wie das geht, ohne auffällige Spuren zu hinterlassen.«

Der Chef der Inselgarde kam die Treppe hoch.

»Wir haben mit den Nachbarn gesprochen. Unmittelbar ist keinem etwas eingefallen zu der Sache«, Cosqueric gesellte sich zu der kleinen Gruppe vor dem Erker, »aber Sie werden ja gleich noch einmal selbst mit allen sprechen.«

Das war Dupins Plan. Er wollte sie treffen. Alle.

»Wussten Sie, dass Provost einmal verheiratet war?«, fuhr Cosqueric fort.

»Wir bisher nicht.«

»Patric Provost?« Der Kommissar zog eine Augenbraue hoch.

Das war eine echte Überraschung. Auch dieses Detail hatte bisher niemand erwähnt.

»Ja. Und es wird noch kurioser. Seine Exfrau wohnt auch hier im Weiler. Agnès Griffon. Eine Elektrotechnikerin, die unter anderem mit der Trinkwasserversorgung der Insel befasst ist.«

»Hier?«

»In einem seiner Häuser. Sie ist dreiundfünfzig, die beiden sind seit einundzwanzig Jahren geschieden. Sie führt schon seit Längerem eine neue Beziehung. Mit einem Mann in Vannes. Provost und sie haben wohl nichts mehr miteinander zu tun.«

»Wohnen aber Tür an Tür.«

»Nicht ganz. Sie wohnt in dem ersten Haus rechts, wenn man in den Weiler kommt.«

Vielleicht hundertfünfzig Meter entfernt also. Maximal.

»Die Häuser hier gehören alle Provost. Nur das des Kapitäns nicht. Albert Zinc. Auch das ist ein Pilotenhaus. Aber sein eigenes.«

»Alle anderen gehören Provost?«

»So ist es. Die Bewohner sind alle Provosts Mieter.«

»Als da wären«, Dupin konsultierte sein kleines Heftchen, »der Schäfer. Der Whisky-Mann und seine Frau. Die pensionierte Lehrerin und Sarah-Bernhardt-Verehrerin. Und die Exfrau.«

»Albert Zinc ist einer der Kapitäne der *Compagnie Océane*, des Fährunternehmens, das die Inseln Belle-Île, Houat und Hoëdic mit dem

Festland verbindet«, erläuterte Cosqueric, »ein sehr angesehener Mann. Ende fünfzig. Eingefleischter Junggeselle. Bei Ihrem Treffen mit den Nachbarn kann er nicht dabei sein, er kommt erst am frühen Nachmittag zurück. Die gesamte Lebensmittelversorgung der Insel läuft über die Fähren. Die beiden größeren, *Vindilis* und *Bangor*, nehmen auch immer ein paar Autos mit.«

»Das sind die fünf anderen Parteien hier im Weiler?«

»Exakt, Chef. Ein wild zusammengewürfelter Haufen. Die Bellilois sind Freigeister, Chef. Lebenskünstler.« Dupin war eben schon aufgefallen, dass Riwals Blick immer wieder zu Dupins Kopf wanderte, jetzt wurde ihm klar, warum: Er trug immer noch die rote Tahiti-Kappe. »Das Ehepaar Fidelin wohnt in einem Haus, es sind insgesamt sieben Häuser.«

Dupin nahm die Kappe ab und wandte sich erneut an Cosqueric. »Was ist mit dem siebten?«

»Es befindet sich offenbar in keinem allzu guten Zustand. Müsste dringend saniert werden. Die Heizungsanlage ist nicht in Ordnung, das Dach ist undicht. Aber Provost fand, dass die Mieter sich nur anstellten, für ihn war das Haus intakt. Jetzt steht es im Prinzip seit zwei Jahren leer, ab und zu bekommt er es in der Saison vermietet.«

»Und im Augenblick?«

»Hat er es an einen Menhir-Forscher vermietet.«

Dupin blickte ihn fragend an.

»Der Mann schreibt anscheinend ein Buch über Carnac und Umgebung. Sie wissen ja, Carnac, das Stonehenge der Bretagne, wo ...«

»Ich weiß.«

Jeder kannte die weltberühmten, siebentausend Jahre alten, in erstaunlich gleichmäßig angelegten Reihen stehenden Megalithen, die sich über fast vier Kilometer zogen. Allein die beiden wichtigsten Stätten zählten dreitausend Menhire. Der »Riese von Manio«, der größte, war sechs Meter hoch.

»Auch hier auf der Insel gibt es zwei berühmte Menhire«, stellte der Kommandant der Inselbrigade klar.

»Einige Forscher behaupten sogar«, es folgte Riwals unvermeidlicher Einsatz, »dass die Menhire der gesamten Gegend um Carnac einschließlich derer auf der Insel, die ja bis vor 6000 Jahren gar keine Insel war, auf

geheime Weise zusammengehören, Chef. Eine megalithische Super-Anlage sozusagen, die größte der Welt. Sie verfügt über eine einmalige Aura und Energie. Wir reden hier wohlgemerkt über Physik und nicht über Esoterik, über extrem starke, längst gut dokumentierte geomagnetische Felder, die von den Steinreihen exakt abgebildet werden. Es geht um handfeste wissenschaftlich belegte Phänomene, die selbstredend auch Auswirkungen auf den Menschen haben.«

Riwal selbst war ein Phänomen, immer wieder: in einem Augenblick ein bewundernswerter Rationalist, Techniker, bodenständiger Pragmatiker, im nächsten ein mystischer Erzähler. In der Bretagne allerdings, hatte Dupin gelernt, lag das eng und auf ganz natürliche Weise beieinander. Einen Widerspruch gab es hier für das bretonische Empfinden jedenfalls nicht. Vielleicht weil am Ende alles und gerade das Grundlegende, der Mensch und die Welt, ohnehin bloß Erzählungen waren, die man so oder so sehen konnte. Als Mythen oder als Wissenschaft.

»Wir werden auch mit dem Menhir-Forscher sprechen müssen«, seufzte Dupin. Er ging zur Treppe. Cosqueric und Riwal folgten, Le Menn blieb am Computer. Dupin stieg die steilen, knarrenden Stufen hinunter.

»Fällt Ihnen irgendjemand auf der Insel ein, Cosqueric, jemand, der über eine derartige kriminelle Energie verfügt? Eine Erpressung, ein Mord.«

Dupin gelangte in den großen Wohnraum, der ebenso karg eingerichtet war wie das Zimmer oben.

»Ich hätte es Ihnen bereits gesagt.«

Natürlich hätte er das.

»Der Erpresser muss Provost auch gar nicht zwingend gekannt haben. Als Täter kommt jeder infrage, der wusste, dass Provost über ein ansehnliches Vermögen verfügt. Hier auf der Insel oder auf dem Festland.«

Dupin steuerte auf die Haustür zu. »Wir treffen uns in fünfzehn Minuten in der Brennerei.«

Wo es hoffentlich auch einen *café* gab.

Jetzt brauchte Dupin einen Moment für sich. Und zum Telefonieren.

Schon trat er ins Freie. In die drückende Hitze.

Das Meer in der Bucht schimmerte nicht, es leuchtete. So sehr, dass es

beinahe übertrieben wirkte. Je nach Untergrund und Tiefe in verschiedenen Farben. Cyantöne, Türkistöne, Aquamarin, Jade, Lagunengrün, helles Seegrün, selbstverständlich auch in diversen Blautönen: Hellblau, Stahlblau, Puderblau, ein helles Kornblumenblau. Über dem offenen Meer: Royalblau, Navyblau.

Früher, in Dupins Pariser Leben, hatte es nicht so viele Farben gegeben. Hier in der Bretagne gab es Dutzende, es ging gar nicht anders, man brauchte sie, um die Landschaft, die einen umgab, beschreiben zu können. Hinzu kam: Claire hatte ein Faible für Farben. Und für ihre Bezeichnungen. Umstandslos jonglierte sie mit Namen, die Dupin zuvor noch nie gehört hatte: Frühlingsgrün, Limonengrün, Chartreuse, Parakeet, letztens hatte sie damit das grelle, übernatürliche Grün der Algen beschrieben. Algengrün war ebenfalls eine anerkannte Farbe, hatte er erfahren, die aber, im Vergleich, harmlos matt war. Zielsicher bestimmte sie stets auch die eine, mythische Farbe, die es nur in der Bretagne gab: *Glaz*. Nicht einmal im Französischen gab es eine Entsprechung für die Naturfarbe aus Blau, Grün und Grau, die der Atlantik hervorbrachte.

Eigentlich war es völlig unmöglich, aber hier, auf dieser verrückten Insel, schienen Licht und Farben noch intensiver als anderswo in der Bretagne. Man verstand, warum Monet, Rodin oder Matisse sich in die Belle-Île verliebt hatten. Es war eine lichtüberflutete Welt.

Der Kommissar war linker Hand über einen schmalen, steinigen Pfad auf das Plateau bis zum Ende der Bucht gelaufen, dann weiter an der Küste entlang. Eine Steilküste, erhaben, majestatisch, wild zerklüftet, so weit das Auge reichte. Immer wieder war Dupin unwillkürlich stehen geblieben. Hier auf den Felsen hoch über dem Meer fühlte man sich wie auf einem prächtigen Theaterbalkon, vor dem schwindelerregende Unendlichkeiten dargeboten wurden. Es hatte etwas Feierliches, Ehrfurchtgebietendes, ohne dabei zu ängstigen.

Die Szenerie war eindeutig eine nordatlantische, sie erinnerte ihn an Cornwall oder Südirland, das Ambiente hingegen wirkte mediterran, was sicher auch an der gleißenden Sonne lag, die hier auf dem Plateau noch erbarmungsloser herabstach, auch an der staubigen Trockenheit, der vollkommenen Windstille, der Ruhe des Meeres und an der strengen Kargheit der Landschaft. Natürlich befanden sie sich, für bretonische

Verhältnisse, tatsächlich weit im Süden, beinahe auf der Höhe der Île de Noirmoutier und der Île de Ré. Was hatte Riwal gesagt: Das Wesentliche der Insel sei, dass man sich auf ihr fühlte, als wäre man immer irgendwo anders. *Être ailleurs*. Unwillkürlich musste Dupin an die Idee der sich durch den Raum bewegenden Insel denken, die mal hier, mal dort auftauchte ...

Er holte sein Handy hervor.

»Monsieur le Commissaire. Riwal hat mich gerade eben à jour gebracht«, begrüßte ihn Nolwenn.

»Sehr gut.«

Umso besser. Dupin hasste Zusammenfassungen.

»Nevou und ich haben mittlerweile mit allen möglichen Leuten gesprochen, auch mit der Polizei in Carnac und zwei Gendarmen der Île d'Hoëdic, wo sich jeweils Dependancen von Provosts Schafzucht befinden. Übrigens auch mit seinen Schäfern vor Ort. Nichts.« Nolwenn schien Luft zu holen. »Wir werden außerdem schon bald eine genaue Aufstellung seiner Vermögenswerte vorliegen haben. Nevou ist im Gespräch mit seiner Bank, den Filialen in Le Palais und in Vannes. Sie können sich keinen Reim auf das Geschehen machen, haben aber durchblicken lassen, dass er ein sehr schwieriger Kunde war.«

Ein in hohem Maße konsistentes Charakterbild.

»Gerade eben sind die Verbindungsstücke von seinem Handy eingetroffen.«

Nolwenn und Nevou waren wirklich auf Zack.

»Von Juni, Juli und August. Ich schicke sie Ihnen gleich. So viele sind es gar nicht. Tja, der Geiz. Festnetz und Handy laufen beide über *Orange*, das Handy über die Firma. Hat aber trotzdem nur den Basistarif.«

Geiz war eine Eigenschaft, die Nolwenn auf den Tod nicht ausstehen konnte. Dupin zugegebenermaßen ebenso wenig.

»Gehen Sie die Verbindungen mit Nevou einmal durch, Nolwenn.«

Dupin war ziellos immer weitergelaufen. Unmittelbar vor der Steilküste ragten wild-bizarre Felsen aus dem Meer, beinahe so hoch wie das Plateau, dessen Teil sie einst gewesen waren, bis Meer, Fluten, Stürme und endzeitliche Regenfälle es am Rande brüchig hatten werden lassen. Ein Schicksal, das eines Tages, es war nicht aufzuhalten, auch den Vorsprung, auf dem Dupin stand, sowie das ganze Felsplateau, ja, den gesamten kleinen

»Kontinent« ereilen würde. Um die Felsen herum waren strahlend weiße Gischtschlieren im Meer zu sehen; da nicht die kleinsten Wellen zu sehen waren, mussten es Strömungen sein, die sie verursachten. Sie wirkten wie rätselhafte, ins Meer geschriebene Zeichen. Und auch die steil aufragenden Felsen, Menhire des Meeres, sahen aus wie kryptische Symbole.

»Nevou sitzt schon dran.«

»Von wann sind die letzten Anrufe?«

»Einen Moment.«

Das Klackern der Tastatur war zu hören.

»Da haben wir sie.«

Dupin hielt einen Augenblick inne. Er hatte eben schon gedacht, in einiger Entfernung jemanden gesehen zu haben. Oder war es nur ein Schatten gewesen? Aber wovon?

»Gestern um 17 Uhr 30. Eine Festnetznummer. Könnte aus Doëlan sein. Vielleicht der Onkel. Wir werden sehen. Am Morgen eine Mobilfunknummer. Zweimal, mit fünfminütigem Abstand. Um 10 Uhr 05 und 10 Uhr 10. Und drei Festnetznummern vom Festland, um 9 Uhr 30 herum. Kriegen wir alles raus.«

So langsam zeichnete sich ab, was Provost am letzten Tag seines Lebens getan hatte, auch wenn es noch gehörige Lücken gab. Wenn er um zirka achtzehn Uhr im Hafen von Doëlan angekommen war, musste er, sein Boot war deutlich langsamer als die *Bir*, gegen sechzehn Uhr von der Insel aufgebrochen sein.

»Wissen wir, wo Provost sein Boot liegen hatte?«

»In Sauzon. Im Nordwesten. Da, wo sich Riwals Haus befindet.«

»Verstehe.«

»Zehn Minuten mit dem Wagen von Islonk aus.«

Wenn man für die Zeit vom Parken bis zum Ablegen ungefähr zwanzig Minuten rechnete, hieß es, dass Provost spätestens gegen 15 Uhr 30 von Islonk aufgebrochen sein musste. Im Hinblick auf den Vormittag sah es also so aus: Provost wäre, wenn er sich am Morgen zu Hause in Islonk aufgehalten hatte, gegen 11 Uhr 45 zum »Kontrollbesuch« bei seiner Schafzucht aufgebrochen und so gegen 12 Uhr 30 wieder zurück im Weiler gewesen, wenn er nicht noch etwas unternommen hatte. Natürlich konnte er sich bis Mittag auch irgendwo anders aufgehalten haben.

»Was ist mit dem Hund? Das arme Tier.«

So viel Mitgefühl hatte noch in keiner Bemerkung Nolwenns über den Fall oder Provost gesteckt.

»Bisher keine Spur von ihm. Aber ich spreche jetzt gleich mit den Nachbarn.«

»*Un amezeg* – ein Nachbar. *Saludin un amezeg!* Freundlich einen Nachbarn grüßen.« Es durfte nicht wahr sein, auch jetzt kam ihm Nolwenn noch mit dem Bretonisch-Kurs. »Spätestens als sie seinen Hund geholt haben, muss Provost doch klar gewesen sein, dass die Drohung ernst gemeint war. Warum ist er dann nicht zur Polizei?« Nolwenn war richtiggehend aufgebracht. »Noch zwei Dinge, Monsieur le Commissaire.«

Es klang ernst.

»Diese Sarah-Bernhardt-Expertin, die Sie gleich treffen werden.«

»Ja?«

»Lassen Sie sich nicht einlullen. Sarah Bernhardt war eine furchterliche Person. Was immer sie geleistet haben und wie erstaunlich es für ihre Zeit gewesen sein mag. Völlig inakzeptabel. Sie werden ihr nicht erliegen, hören Sie?«

Es schien sich um eine sehr persönliche Abneigung zu handeln.

»Sie war kriminell!«, setzte Nolwenn nach, sie begann sich regelrecht zu echauffieren. »Madame Bernhardt fand exotische Tiere todschick, die ›berühmteste Schauspielerin der Welt‹, lächerlich. Auf der Belle-Île hat sie quasi in einem Zoo gewohnt, mit einem Panther, Löwen, Affen, einer Boa, einem Alligator, einem Krokodil. Beim Ausgehen trug sie immer ein Chamäleon auf der Schulter und wurde von mehreren Foxterriern begleitet. Stellen Sie sich das mal vor, Ende des neunzehnten Jahrhunderts, als die meisten Menschen ihr ärmliches Dasein als Fischer oder Bauern fristeten. Und dann die Bernhardt mit ihrem Zoo und ihren extravaganten Freunden, Königen, Prinzessinnen, was auch immer.«

»Keine Sorge, Nolwenn, ich bleibe standhaft.«

»Kennen Sie die Krokodil-Geschichte? Eines Tages hat es ihren Lieblings-Foxterrier gefressen. Da hat sie kurzerhand ihren Revolver genommen und es erschossen.«

Wenn es um Tiere ging, wurde Nolwenn rabiat.

»Und die Geschichte geht noch weiter. Sie hat den Kopf des Krokodils

präparieren lassen und in ihrem Wohnzimmer an die Wand gehängt. Wenn Gäste kamen, erklärte sie: »Schaut, das Grab meines Hundes.«

»Und die andere Sache?« Er musste das nun wirklich beenden.

»Die Angelegenheit an der *Corniche*. Ihre Nachbarin behauptet steif und fest, die Polizei würde das mit dem Mord am Strand vertuschen, damit keine Panik ausbreche. Mitten in der Saison. Und dass der Bürgermeister und Sie die Vertuschungsaktion ausgeheckt haben. Dass das mit der Belle-Île nur eine Ablenkungsaktion sei.« Dupin konnte ihr Kopfschütteln durchs Telefon hören. »Die Welt ist verrückt geworden, Monsieur le Commissaire. Aber jetzt reicht es, ich kümmere mich drum.«

Nolwenn hatte keine Probleme damit, sich gegen den Weltenlauf zu stellen.

»Ich will noch einmal Kadeg anrufen. Und die Nachbarn in Islonk warten schon.«

So war es tatsächlich. Die fünfzehn Minuten waren um.

»Bis später, Nolwenn.«

Schon hatte er aufgelegt.

Die Felsen im Meer glichen nun fantastischen Skulpturen. Figuren von Giacometti, Dalí oder Max Ernst. Surreale, lang gezogene, auseinandergezogene Gestalten, manche dreißig, vierzig Meter hoch, spitz und scharf. Manche eng nebeneinander, wie zu Gruppen arrangiert. Manche allein stehend, wie ein Fanal. Sie wirkten wie Figuren aus Legenden, Sagen, Märchen, Träumen, Albträumen. Oben hell, ein liches Schiefergrau, strahlend gewissermaßen, in das sich auf unerklärliche Weise ein Gelb, Orange, Braun und einiges Rot mischte, dann, nach unten hin, geriet das lichte Grau dunkler und dunkler bis zu einem tiefen Schwarz, dem noch einmal, wie angestrichen, ein ganz heller Streifen folgte. Hatte das Meer eben gerade noch alle Farben aufgeboten, über die es verfügte, hatte es hier nun einen einheitlichen Ton, ein gleichmäßiges, tiefes Blau.

Es war niemand zu sehen. Was sicher auch an der Hitze lag. Die Menschen würden Abkühlung im Wasser suchen. Oder im Schatten der Cafés dösen. Niemand, der noch bei Verstand war, wagte sich bei dieser Tageszeit hier herauf. So war es unendlich still. Allein die Möwen waren zu hören.

Dupin hob den Kopf und schaute sich um. Abermals hatte er den

Bruchteil einer Sekunde den Eindruck gehabt, aus dem Augenwinkel eine Gestalt zu sehen. Eine große Gestalt, nahe dem Abgrund. Etwa zweihundert Meter entfernt. Eine Fata Morgana?

Dupin war inzwischen bei einer Schautafel angelangt, die wie aus dem Nichts aufgetaucht war und auf einer aufwendigen Aluminiumkonstruktion montiert war. Eine der zahllosen Marotten von Dupin bestand darin, alles lesen zu müssen, was es zu lesen gab: Schilder, Zettel, Tafeln, er musste es tun, schon als Kind. Er tat alles, überquerte auf abenteuerliche Weisen stark befahrene Straßen und machte unsinnige Umwege, bloß um zu sehen, was auf dem Anschlag an der Tür eines kleinen Friseurladens stand.

Die Tafel zeigte die Reproduktion eines Gemäldes, auf dem genau das dargestellt war, was man von hier aus sah, wenn man den Kopf hob: die wunderlichen Felsen, die auf dem Bild wie in der Realität geradezu fantastisch anmuteten. Doch das Erstaunlichste war: Um die Felsen herum geisterten hier wie dort die weißen wirren Zeichen. Die Gischtenschlieren. Unter dem Bild stand zu lesen: »*Les Pyramides de Port-Coton, mer sauvage* – ›Die Felspyramiden von Port-Coton, wildes Meer‹, 1886, Claude Monet.« Natürlich. Das war es. Riwal hatte davon gesprochen, Monet hatte hier in der Gegend gemalt. Offenbar auch exakt an dieser Stelle. *Les Aiguilles de Port-Coton*. Die »Nadeln«. So hießen die Felsen, die Monet auf unzählige Gemälde gebannt hatte.

Dupin hatte das Handy noch in der Hand, um es bei Kadeg zu versuchen, schon unterbrach der penetrante Ton die erhabene Stille.

Eine unbekannte Nummer.

Dupin nahm an. Dabei machte er kehrt und begann, den Pfad zurückzulaufen.

»Ja?«

Er merkte selbst, dass er unwirsch klang. Trotz der Kappe hatte er bereits Kopfschmerzen bekommen.

»Hier ist Monette Megret, die Bürgermeisterin von Bangor. Ich bin empört! Einer meiner 999 Bürger wurde ermordet.«

»Bürgermeisterin von Bangor?«

Es war Dupin rausgerutscht. Er bereute es sofort. Selbstverständlich hatte in Frankreich jede *commune* eine Bürgermeisterin oder einen Bürgermeister. Und doch hätte er vermutet, das winzige Bangor gehöre zu Le Palais.

»Aber selbstverständlich!« Madame le Maire war indigniert. »Es gibt vier Gemeinden auf der Insel. Also vier Bürgermeister. Seit der Revolution. Bangor verfügt seit 1791 über einen Bürgermeister. Ich bin der vierundzwanzigste.« Nach einer kleinen Pause: »1866 waren es einmal 1868 Einwohner.«

»Madame le Maire, ich ...«

»Ich habe Provost gestern gesehen. Patric Provost, ich war bei ihm. Am Vormittag, um 10 Uhr 30. Für rund eine halbe Stunde.«

Sie sprach in einem energischen Duktus, ohne Punkt und Komma.

»Ach ja?«

»Sie werden mich nun sicherlich sprechen wollen, Monsieur le Commissaire. Von mir aus gerne.«

Die Bürgermeisterin schien eine Pause einzulegen, Dupin reagierte sofort: »Worum ging es bei Ihrem Besuch? Worüber haben Sie gesprochen?«

Wenn er richtig sah, führte ein Pfad quer über das Plateau direkt nach Islonk. So musste er nicht erneut über den Küstenwanderweg, den er eben genommen hatte.

»Über eine ganze Reihe von Punkten. Ich bin unter anderem die Präsidentin der *Association des Acadiens*. Eine Vereinigung der alten akadischen Familien der Insel, die ...«

»Ich bin im Bilde.« Das mit den »alten akadischen Familien« und der »Association« klang immer etwas nach Geheimgesellschaft, Loge, Freimaurern, fand Dupin. Und die Vereinigung stammte ja tatsächlich auch aus der Hochzeit der Freimauer. »Um welche Punkte ging es konkret?«

»Ich ziehe ein persönliches Gespräch vor.«

Dupin dachte kurz nach: »In einer Stunde?«

»Sagen wir 15 Uhr 45. Ich erwarte Sie hier bei mir.«

Natürlich. Die Bürgermeisterin empfing. Es war Dupin recht, er traf die Menschen am liebsten in ihren vertrauten Umgebungen. Und so hätte er jetzt noch fast eineinhalb Stunden Zeit.

»Bis dann, Madame le Maire.«

»Au revoir, Monsieur le Commissaire.«

Sie legte auf.

Er war gespannt, was die Bürgermeisterin zu erzählen haben würde. Dupin hatte richtig gelegen: Am Ende der lang gezogenen Bucht sah er

die Häuser von Islonk. Rasch wählte er Kadegs Nummer. Er wollte wissen, ob der Inspektor wegen der Lösegeldsache vor drei Jahren schon mit den Kollegen in Nantes gesprochen hatte.

Doch bei Kadeg war besetzt. Er würde es später noch einmal versuchen. Jetzt warteten erst einmal die Nachbarn.

Das Haus von Byn und Margot Fidelin, das sie von Provost gemietet hatten, war ein altes, schmales Bauernhaus. Es war aus unverputzten Steinen gebaut, in hellen, warmen Tönen, mit einem langen, noch schmäleren Anbau aus dem gleichen Stein, in dem sich früher wahrscheinlich die Ställe befunden hatten. Beide Häuser befanden sich in tadellosem Zustand, die Dächer waren mit Naturschiefer gedeckt, Fensterrahmen, -läden und Türen waren in dem Jadegrün gestrichen, das auch im Meer vor dem langen Sandfinger zu bestaunen war. Die Fenster waren noch kleiner als die bei Provost.

Vor dem Haus und dem Anbau waren große Blumenkübel platziert, dicht an dicht, mehr als ein Dutzend, wild durcheinander bepflanzt. Alles spross prächtig, der reinste Exzess. Auch wenn den Pflanzen deutlich anzusehen war, dass die Hitze sie strapazierte.

Luftlinie waren es vielleicht hundertfünfzig Meter zu Patric Provosts Haus, die beiden Häuser bildeten die exklusive »erste Reihe«. Zwischen ihnen war eine struppige Wiese zu sehen, niedriges Gestrüpp und die Zufahrtsstraße. Die anderen fünf Häuser lagen, von der Bucht aus gesehen, dahinter, ein wenig erhöht. Und standen deutlich enger beisammen. An dem Anbau war ein schlichtes Holzschild angebracht, auf dem in schwarzer Schrift *Goulou* zu lesen war. Hier war offenbar die Brennerei untergebracht. Und: *Le Bar*.

Dupin trat ein. Endlich Schatten. Das würde gegen die Kopfschmerzen helfen. Augenblicklich stand er in einem urgemütlichen, beinahe kühlen Raum, die dicken Steinmauern hielten die Hitze zuverlässig ab. Zehn Meter lang, fünf Meter breit, schätzte Dupin. Schräg gegenüber vom Eingang befand sich ein offener Kamin. Ein paar kleine, einfache Holztische, in verschiedenen Größen. Schlichte Holzstühle dazu. An den Wänden hingen alte Schwarzweißfotografien, vom Boden bis zur Decke. Die Aufnahmen

zeigten Landschaften, das Meer, Boote, Familienfeiern, erste Schultage, Sommerferien und immer die Belle-Île. Einige Fotos schienen in genau jenem Raum aufgenommen worden zu sein, in dem Dupin sich befand. Und von einer Bank aus. Dupin erkannte das Panorama sofort: die Bucht hinter Islonk, den langen Sandfinger. Es musste die berühmte Bank des *Goulou* sein, von der Tenom Burlot erzählt hatte, Dupin sah durch die offen stehende Tür in den Garten.

»Bonjour, kann ich Ihnen helfen?«

Ein Mann um die sechzig stand hinter der Theke. Byn Fidelin, vermutete Dupin. Eine deutliche Neigung zur Körperfülle und ein ebenso deutlicher Ansatz einer Glatze, wenige kurze schwarze Haare, ein buschiger Schnurrbart. Vierschrötig, aber auf die sympathische Art. Dupin musste schmunzeln, denn er entdeckte hinter dem Tresen eine Anrichte, auf der eine imposante Kaffeemaschine thronte.

»Ich bin der Kommissar. Georges Dupin. Bonjour.«

Der Mann lächelte Dupin an.

Mit der Kappe, dem zerzausten, ohnehin zurzeit etwas längeren Haar, das wegen des Salzwassers noch strubbeliger abstand als sonst, mit dem strapazierten Poloshirt, der genauso strapazierten Jeans und dem von der Sonne geröteten Gesicht gab Dupin nicht das klassische Bild eines Kommissars ab.

»Commissariat de Police de Concarneau«, fügte Dupin sicherheitshalber noch hinzu. Und nahm wie zum Beweis die Kappe ab.

»Verstehe.«

Der Mann lächelte weiterhin sehr freundlich.

»Sie sind alle draußen.« Er deutete mit einer Kopfbewegung zur Tür. »Ich hole nur gerade zwei *cafés* für Ihre Kollegen.«

»Ich nehme auch zwei.«

Ein fragender Blick.

»Beide für mich.«

»Verstehe.« Der Mann nickte komplizenhaft. »Ich trinke auch mehr Kaffee, als ich sollte. Ich kann nicht anders.«

Schneller ließ sich kein Band zu Dupin knüpfen.

»Mir geht es ...«

»Monsieur le Commissaire!«, wurde Dupin brusk unterbrochen.

Kadeg war in den Raum gestürzt. Er legte einen echten Auftritt hin.

»Ich brauche Sie, Chef, es ist wichtig.«

Bei Kadeg war immer alles wichtig, schon prinzipiell, weil er, Kadeg, sich mit einer Sache beschäftigte. Der Inspektor steuerte zurück zur Eingangstür, durch die er gerade gekommen war. Dupin folgte ihm.

»Ich habe mittlerweile mit mehreren Kollegen in Nantes gesprochen«, Kadeg war noch nicht ganz draußen, als er mit einem strammen Berichtston begann, »auch in Rennes. Zuerst selbstredend mit dem zuständigen Kommissar in Nantes. Alle Spuren damals führten nach Nantes und in die unmittelbare Umgebung. Doch sie haben sich dann alle bekanntermaßen verloren. Die Polizei hat bis heute keinerlei Idee, um wen es sich bei dem Täter oder den Tätern handeln könnte.«

»Das war alles?«

Dupin war vor der Tür stehen geblieben.

»Es bedeutet natürlich nichts. Es könnte dennoch ein und derselbe Täter sein.«

Was nur hieß: Sie waren so schlau wie zuvor.

»Ich halte es nach wie vor nicht für ausgeschlossen«, setzte Kadeg nach, »die Wortlaute der Drohbriefe ähneln sich tendenziell.«

»Sie kennen sie?«

»Ich habe sie mir vorlesen lassen.«

»Ich will die Briefe sehen.«

»Geht klar. Ich erkundige mich auch, ob der Wortlaut damals veröffentlicht wurde.«

Das war klug. Imitieren konnte man ihn nur, wenn er bekannt war.

Schon war der Inspektor wieder verschwunden.

Dupin betrat die Bar ein zweites Mal, nur um auf der anderen Seite – hinter der Theke war niemand mehr zu sehen – einen Moment später wieder hinauszutreten. Und unmittelbar innezuhalten.

Es war atemberaubend: die Landschaft, das Panorama, der Blick auf die Bucht. Das Flair der kleinen Terrasse mit ihrem verwitterten Betonboden, im Rücken die Steinfassade des Anbaus, links das Haupthaus. Dadurch, dass es ein Stück versetzt stand, schufen die beiden Häuser eine perfekt geschützte Ecke. Und vor allem: Atmosphäre. Hätte sich Dupin eine Kneipe ausmalen können, das Haus, die Lage, die Stimmung, den Charme, es wäre

ziemlich genau das *Goulou* dabei herausgekommen.

Ein großer Sonnenschirm in einem Gelb, das so intensiv strahlte wie die Sonne selbst, schenkte erquicklichen Schatten. Auf der hinteren Terrasse standen die gleichen großen Blumenkübel wie vorne, hier voller Kräuter und lila blühendem Lavendel. In Hunderten Blüten war ein unruhiges Gewimmel aus unzähligen Bienen und Hummeln auszumachen. Auch dem Lavendel war die lange Trockenzeit dabei durchaus anzusehen, nicht wenige Stängel hingen müde herab. Der Salbei, der Rosmarin, der Thymian, die Pfefferminze dürsteten ebenso nach Wasser. Dennoch roch man sie. Vor allem jetzt, wo die Luft stand, vermischten sich die Aromen auf betörende Weise. Vor der Terrasse erstreckte sich eine kleine Wiese, an der Seite, hinter zwei besonders großen Blumenkübeln, lag ein wunderschönes hellblaues Holzboot mit Außenborder auf einem Anhänger.

»Salut, Chef.« Riwal hatte einen *petit café* in der Hand, genauso wie Cosqueric. Die beiden saßen nebeneinander, ihnen zur Seite Le Menn.

Hier also stand sie, die legendäre Bank. Genau genommen waren es zwei Bänke. In dem gleichen Jadegrün gestrichen wie die Fensterläden und über Eck gestellt, direkt an die Mauern der Häuser, sodass man sich bequem anlehnen konnte. Von einer der beiden Bänke lächelte Dupin der Mann entgegen, der eben noch hinter der Theke gestanden hatte. Neben ihm saß eine deutlich jüngere Frau, vermutlich die Besitzerin, Margot Fidelin, daneben eine weitere Frau. Dupin schätzte sie auf Mitte, Ende sechzig, die pensionierte Lehrerin wahrscheinlich. Und ganz am Ende der Bank saß noch eine vierte Person, eine Frau um die fünfzig, das musste, wenn Dupins spontane Folgerungen stimmten, Patric Provosts Exfrau sein.

»Mesdames, Monsieur«, nickte Dupin ihnen zu. »Danke, dass Sie sich die Zeit nehmen. Wir benötigen dringend Ihre Hilfe. Sie wissen von dem Mord an Ihrem Nachbarn, Patric Provost. Nun haben wir eben erfahren, dass er erpresst wurde. Der Täter wollte eine Million Euro von ihm, ansonsten, so die Drohung, würde er ihn töten. Das ist die Lage.«

Sie hatten den Platz am rechten Ende der Bank für Dupin freigehalten. Zwei *petits cafés* markierten ihn zusätzlich. Alle saßen so, dass neben oder zwischen ihnen bequem ein Glas oder eine Kaffeetasse Platz fand. So also verbrachte man hier den Abend, je nachdem, wann er begann, dann mit einem Glas Whisky. Eins war Dupin auf der Stelle klar: Es war perfekt.

Absolut perfekt. Das hier war sein Platz. *Ar baradoz*, das Paradies. Einfach zu merken, auch auf Bretonisch. Besser ging es nicht. Das waren die Orte, die er liebte. Ungezwungen, urwüchsig, bodenständig. Es wirkte privat, wie bei jemandem zu Hause. Bei Freunden. Für die laufende Ermittlung bedeutete das: Wann immer es ging, würde er von hier aus ermitteln.

»Ich bin Micheline Corbel, Grundschullehrerin. Seit letztem Jahr im Ruhestand. Internationale Sarah-Bernhardt-Expertin.«

Dupin hatte richtiggelegen. Die Frau, vor der Nolwenn ihn gewarnt hatte.

Die pensionierte Lehrerin übernahm auch gleich die Moderation: »Und das hier«, sie zeigte in die Runde, »sind die anderen Nachbarn des Verstorbenen ...«

»Des Ermordeten«, unterbrach sie Le Menn brüsk.

»Monsieur und Madame Byn«, sie ging über Le Menns Einwurf hinweg, als hätte sie ihn gar nicht gehört, »und Madame Griffon. Es fehlt Monsieur Zinc, der Kapitän. Monsieur Burlot, den Schäfer, haben Sie ja bereits kennengelernt.«

Die rüstige kleine Dame hatte eine gesunde Gesichtsfarbe, blitzende Augen und schien eine joviale, tatkräftige Person zu sein. Ihre schwarzen lockigen Haare waren hochgesteckt, ein paar widerspenstige Strähnen fielen ihr ins Gesicht. Sie trug ein unglaublich altmodisches provozierend buntes Blumenkleid, keine leichte Sache für das Auge. Das Bild, das sie abgab, hatte etwas von einer Antiquität, etwas Poetisches durchaus, das allerdings in keiner Weise zu ihrem ganz und gar unpoetischen Auftreten passte. Dem eignete vielmehr etwas Gouvernantenhaftes an, für Madame Corbel war es selbstverständlich, Regie zu führen. Hörbar war auch eine gewisse Überheblichkeit, ein Missfallen an der erzwungenen Unterhaltung, die sie offenbar für überflüssig hielt, sowie der Wille, sie so rasch wie möglich hinter sich zu bringen.

»Gedenken Sie«, Madame Corbel hatte anscheinend nicht vor, jemand anderen zu Wort kommen zu lassen, »mit uns allen gemeinsam zu sprechen? Ich halte das für eine Schnapsidee, aber nun gut, es ist Ihre Ermittlung. Um das hier zu beschleunigen: Niemand von uns kann sich vorstellen, wer Monsieur Provost erpresst und ermordet haben sollte. Es ist einfach absurd! Und keinem von uns ist etwas Verdächtiges aufgefallen. Nicht gestern, nicht vorgestern, nicht in der letzten Woche, überhaupt

niemals. Selbstredend haben wir uns schon darüber unterhalten. Es steht Ihnen natürlich frei, sich das auch in Einzelgesprächen anzuhören. Was mich anbelangt, um das sofort klarzustellen: Ich hatte durchaus meine Dissonanzen mit Monsieur Provost. Die so weit gingen, ich sage es ganz unverblümt, dass ich ihn ohne Weiteres umgebracht hätte, wenn ich dafür nicht ins Gefängnis hätte gehen müssen.« Sie war bemüht, so aufrecht zu sitzen, wie es nur ging, neben ihr stand eine leere Kaffeetasse. »In meinem Fall ist es übrigens gar nichts Persönliches. Es geht um eine allgemeine Angelegenheit von höchster Bedeutung, um Sarah Bernhardt, die größte Schauspielerin aller Zeiten. Sie kam 1894 hierher, da war sie fünfzig, fand, wie sie es nannte, ihr ›Paradies‹, den ›schönsten Ort auf Erden‹. Und blieb bis 1922. Oben an der *Pointe des Poulains*. Oh ja«, sie begann beinahe zu deklamieren, »natürlich war sie exzentrisch! Obstinat, aufbrausend, cholerisch. Eine echte Bohémienne! Ein Weltstar halt. Aber zugleich äußerst liebenswert.«

Dupin würde sie gern einmal zu einem Meinungsaustausch mit Nolwenn zusammenbringen. Er hatte Corbels Ausführungen genutzt, um den ersten, ausgezeichneten *petit café* zu trinken.

»Sie war überaus empathisch, trotz ihres Ruhms. Sarah hat sich für andere verausgabt! Im Ersten Weltkrieg hat sie die französischen Soldaten an der Front besucht, obwohl sie ein Bein verloren hatte. Marilyn Monroe hat das später alles nur nachgemacht. 1915 ist sie in die USA, um den Präsidenten davon zu überzeugen, in den Krieg einzutreten. Was ihr, auf etwas längere Sicht, ja auch gelang.« Corbel folgte ihrer ganz eigenen Geschichtsschreibung.

»Diese ›Dissonanzen‹, von denen Sie sprachen, Madame«, Dupin kam auf den einzigen Punkt, der ihn interessierte, »was genau meinen Sie damit?«

»Für uns Bellilois war sie die *Bonne Dame de Penhoët*. Sie hat eine kooperative Bäckerei finanziert und holte exquisite Pflanzen auf die Insel. Und auch viele illustre Prominente der Zeit, so König Edward VII., der wie Hunderte andere zu ihren legendären Partys kam. Die ganze Welt war zu Gast auf der Belle-Île. Sie ...«

»Madame, die Dissonanzen.« Es reichte Dupin. Er hatte sie nur so lange reden lassen, um den zweiten *café* trinken zu können. Er hatte ihn bitter nötig, die Hitze machte ihm zu schaffen. Ihm standen die Schweißperlen

auf der Stirn.

Madame Corbel sah Dupin durchdringend an. »Also gut. Ich kümmere mich unter anderem um das Haus, in dem Sarah Bernhardt lebte, das jetzige Museum, ein altes Militärfort. Wir wollen auf dem Land hinter dem Fort ein großes Sarah-Bernhardt-Zentrum bauen. Das Fort ist viel zu klein, lächerlich, peinlich geradezu. Das Zentrum aber soll auch eine Forschungseinrichtung und ein Archiv beherbergen. Bedauerlicherweise gehörte das Land Provost. Und der wollte es nicht hergeben. Wir wollten ihn dazu zwingen, der Staat kann so etwas in Ausnahmefällen tun, wenn es um das Allgemeinwohl geht. Und darum geht es ganz eindeutig. Et voilà, das sind sie, meine Dissonanzen mit diesem primitiven Ignoranten.«

Man hörte die aufrichtige Verachtung.

»Das Projekt wird seit geraumer Zeit diskutiert«, nutzte Riwal die Pause, die entstand. »Ich wusste nur nicht, dass Provost involviert war.«

Der Inspektor schien sich persönlich verantwortlich zu fühlen, wenn er etwas nicht wusste, das auf der Belle-Île vor sich ging.

»Sie haben einen Prozess gegen ihn angestrengt?«, wollte Dupin wissen.

»Wir bereiten ihn vor. Es liegt schließlich ein geradezu zwingender Grund für eine Enteignung, die Durchsetzung des Allgemeinwohls vor. Beim Straßen- oder Bahntrassenbau geht das ja schließlich auch! Er wollte«, sie brauste auf, »das Land nicht einmal vermieten oder verpachten! Und wissen Sie was?« Sie lächelte diabolisch: »Er hat gar keinen besonderen Grund gehabt, uns die Wiese nicht zu geben. Die blöden Schafe! Dass ich nicht lache. Es war der reine Sadismus. Das war es immer bei ihm. Die Freude, anderen ihre Pläne und Träume zu zerstören. Dinge zu verhindern, die anderen etwas bedeuten. In diesem Fall: der ganzen Menschheit. Nur das war sein Motiv! Nichts anderes! Aber gut, nun ist es vorbei.«

»Wissen Sie, wer Provosts Vermögen einschließlich dieser Wiese erben wird, Madame?«

»Woher soll ich das wissen? Aber jeder Erbe wird unser Anliegen sofort verstehen. Ich denke, wir werden sehr bald zu bauen beginnen.«

»Madame, es war nicht bloß ein Mord, es ging um eine hohe Geldforderung. Monsieur Provost wurde erpresst. Fällt Ihnen dazu etwas ein?«

Sie warf Dupin einen konsternierten Blick zu.

»Na, vor allem die Frage, warum ausgerechnet mir dazu etwas einfallen sollte? Was denken Sie denn, junger Mann?«

»Wo haben Sie sich gestern Nacht beziehungsweise heute Morgen aufgehalten, Madame?« Ein guter Konter von Le Menn. »Bis, sagen wir, neun oder zehn Uhr?«

Dupin hatte eine hysterische Reaktion erwartet. Doch Corbel antwortete erstaunlich sachlich: »Gestern war ich bis neunzehn Uhr im Museum. Man hatte mich um zwei Führungen gebeten. Anschließend hatte ich Besorgungen in Sauzon zu machen, das liegt auf dem Weg. Später war ich dann zu Hause und bin schließlich noch einmal auf ein Glas hierhergekommen. Bis Mitternacht vielleicht. Heute früh hatte ich meine erste Führung um elf, ich bin um Viertel vor elf aufgebrochen. Apropos«, sie erhob sich und blieb vor der Bank stehen, »jetzt muss ich dringend los. Um halb vier bin ich mit Sarah verabredet.«

»Gibt es jemanden, der das alles bezeugen kann, vor allem, was heute früh betrifft?«, setzte Le Menn unbeeindruckt nach.

Dupin hatte inzwischen einmal grob durchgerechnet, wie viel Zeit man mit einem gewöhnlichen Motorboot von der Belle-Île bis nach Doëlan brauchen würde und wie viel für den Mord. Zwei Stunden für die Fahrt und vielleicht eine halbe Stunde für die Tat selbst. Wenn der Täter von der Belle-Île aufgebrochen und danach auch wieder hierher zurückgekommen war und den Mord zwischen sechs und sieben Uhr morgens begangen hatte, hätte er zwischen halb vier und halb fünf nachts von der Belle-Île aufbrechen müssen. Und wäre frühestens – war die Tat um ungefähr sechs Uhr geschehen – um kurz nach acht wieder auf der Insel gewesen. Je nachdem, wo sein Boot lag und der Täter hinmusste, zum Beispiel hierher nach Islonk, hätte er noch einmal rund fünfzehn Minuten gebraucht, um wieder zurück zu sein. Also Viertel nach acht.

»Machen Sie Witze?«, schnaubte sie verächtlich, der Anflug von Sachlichkeit war längst verschwunden. »Ich lebe allein.« Stolz reckte sie den Kopf, wobei sich ein paar weitere Strähnen lösten und ihr ins Gesicht fielen.

»Gab es Telefonate, am besten vom Festnetz aus, die das belegen können?«

»Ganz sicher nicht.«

Dupin hatte die ganze Zeit schon gehörige Schwierigkeiten, sich Madame

Corbel als Lehrerin vorzustellen, die armen Kinder, dachte er. Glücklicherweise war sie pensioniert. Sie setzte sich in Bewegung. »Wenn Sie mich nun entschuldigen würden. Sie wissen ja, wie Sie mich erreichen können.«

Dupin warf Riwal einen Blick zu, der zustimmend nickte. »Ich schicke Ihnen die Liste mit allen Nummern, Chef.« Dupin war der Aufbruch von Madame Corbel nicht unrecht, nur so würde er eine Chance haben, sich mit den anderen Nachbarn zu unterhalten.

»Wir melden uns bei Ihnen, Madame. Nur eine letzte Frage noch.« Es war Dupin gerade eingefallen. Madame Corbel drehte sich sichtbar widerwillig noch einmal um. »Eine Frage an Sie alle.« Dupin schaute von einem zum anderen. »Wann haben Sie Louis, den Hund von Patric Provost, das letzte Mal gesehen?«

»Schon eine ganze Zeit nicht mehr, und ehrlich gesagt bin ich sehr froh darüber«, kam die prompte Antwort von Madame Corbel. »Er bellt zu viel.«

»Was meinen Sie mit ›eine ganze Zeit‹?«, setzte Le Menn nach.

»Ich habe die Tage nicht gezählt. Aber sicher seit einer Woche nicht mehr. Ihr?«

Sie warf einen Blick in die Runde.

»Wir auch nicht«, stimmte Margot Fidelin zu.

»Mir ist das nicht aufgefallen«, erklärte Madame Griffon, Provosts Exfrau, die bisher noch keinen Ton gesagt hatte. »Aber ja, es stimmt. Ich habe ihn auch schon eine Weile nicht gesehen.«

»Eine Woche«, bestätigte Margot Fidelin, »das müsste passen.«

»Na, sehen Sie! Sag ich doch. Und nun bin ich aber weg«, verabschiedete sich Micheline Corbel mit einer theatralischen Geste.

Dupin wartete kurz, dann wandte er sich an Madame Griffon. »Madame, ich würde gerne wissen ...«

Unvermittelt erhob sich Riwal.

»Mir fällt gerade etwas ein, Chef, Entschuldigung. Ich bin gleich wieder da.«

Er lief auf die Wiese vor der Terrasse, das Handy am Ohr.

»Leider muss ich auch bald los, Monsieur le Commissaire.« Agnès Griffon

war nach dem Abgang von Micheline Corbel zu Byn und Margot Fidelin aufgerutscht. Sie sprach mit heller, unaufgeregter Stimme. Eine zierliche Frau mit weichen Zügen, minimal geschminkt, unauffällige dunkelblonde kinnlange Haare. Sie trug eine funktionale dunkelblaue Stoffhose und ein passendes Polo mit der Aufschrift: *Équipe Technique – Belle-Île*. »Wir haben heute leider einiges zu tun. Ich bin eben Hals über Kopf von der Arbeit aufgebrochen, als Ihr Kollege angerufen hat.«

Es lag nichts Vorwurfsvolles in ihren Sätzen.

»Es dauert nicht lange, Madame. Fällt Ihnen etwas ein zu dem Fall? Wer Ihren Exmann erpresst und ermordet haben könnte?«

Sie blickte Dupin sehr ernst an.

»Es ist schrecklich.« Mit einem Mal wirkte sie äußerst mitgenommen, sie holte tief Luft. »Wir hatten unsere Geschichte und ja, sie ist nicht gut geendet. Das ist alles sehr lang her. Patric war, ehrlich gesagt, in vielerlei Hinsicht ein fürchterlicher Charakter. Dennoch habe ich ihm das natürlich nicht gewünscht. Das wünscht man niemandem.«

»Wer könnte ihm so etwas angetan haben, Madame?«, fragte Dupin.

»Ich weiß es nicht. Ich habe überhaupt keine Ahnung. Die Leute hier auf der Insel, die ihn kennen, wissen, dass er wohlhabend war, aber nicht, wie sehr. Niemand wusste, wie groß das Vermögen tatsächlich war, denke ich. Zumal bei den heutigen Immobilienwerten. Höchstwahrscheinlich wissen es nur die Leute von der Bank.«

Dupin machte sich eine Notiz.

»Und auf dem Festland kennen ihn nur sehr wenige. Er hat sich ja selbst hier auf der Insel immer möglichst im Hintergrund gehalten.«

»Wie sah das Verhältnis zwischen Ihnen und Monsieur Provost in den letzten Jahren aus, Madame? In letzter Zeit?« Le Menn, die die ganze Zeit unruhig auf der Bank hin- und hergerutscht war, fragte in ihrer direkten Art. »Hatten Sie Konflikte? Ging es um Geld? Um das Haus, in dem Sie wohnen?«

»Ich ...«, Madame Griffon brach ab.

Margot Fidelin reagierte prompt und erhob sich.

»Wir lassen euch mal lieber alleine. Ich muss ohnehin einen dringenden Anruf machen.« Sie gab ihrem Mann ein Zeichen, der nun ebenfalls aufstand. Agnès Griffon schwieg. Es schien ihr recht zu sein. Dupin war

einverstanden.

»Wir sind nebenan«, ergänzte Margot Fidelin, »in der Brennerei.«

Umgehend verschwanden sie durch die Tür zur Bar.

Jetzt waren sie mit Provosts Exfrau alleine. »Gut, dann ...«, hob Dupin an, er war gespannt.

»Chef!«, unterbrach ihn Riwal. Außer Atem kam er neben Dupin zum Stehen. »Ich habe mit dem Schäfer telefoniert. Tenom Burlot. Er hat doch heute Morgen Baguettes in Le Palais geholt.«

Alle Blicke waren neugierig auf den Inspektor gerichtet.

»Und?« Dupin hatte keinen Schimmer, worauf Riwal hinauswollte.

»Burlot hat auch für ein paar Nachbarn Baguettes gekauft, hat er gesagt. Ich habe nachgefragt, für wen. Heute für die Fidelins und für Madame Corbel. Wie gewöhnlich hat er es ihnen direkt vorbeigebracht. Um ungefähr Viertel vor acht. Er hat sie Madame Corbel und den Fidelins persönlich übergeben. Für Madame Corbels Aussage gibt es also doch einen Zeugen. Sie war um 7 Uhr 45 zu Hause. Und die Fidelins ebenfalls, Burlot hat sowohl Madame als auch Monsieur Fidelin gesehen.«

»Sehr gut«, nickte Dupin Riwal zu, der sich zurück auf die Bank setzte.

Das stellte einiges klar. Und nahm ihnen Arbeit ab.

»Ich war um diese Uhrzeit bereits auf dem Weg zu einem unserer Stauseen«, gab Madame Griffon sachlich Auskunft. »Um acht war ich da. Ich habe mich dort mit zwei Kollegen getroffen. Das können Sie gerne überprüfen.«

»Die Trinkwasserversorgung der Insel wird über kleinere Stauseen sichergestellt«, erläuterte Riwal an Dupin gewandt.

»Sie wollten uns noch etwas sagen, etwas eher Persönliches, vermute ich, Madame«, kam Dupin auf die Situation eben zurück, es war Agnès Griffon sicher nicht um ihr – völlig solides – Alibi gegangen. »Jetzt sind wir unter uns.«

Madame Griffon kam sofort auf den Punkt: »Wir waren formal immer noch verheiratet, Patric und ich, obgleich wir seit zwanzig Jahren getrennt sind und nichts mehr miteinander zu tun hatten. Ich wollte das jetzt endlich ändern. Ich hatte ihn im Januar um die Scheidung gebeten.«

So etwas gab es, trotz definitiver Trennung, gar nicht so selten, wusste Dupin. Dennoch. Das war die zweite faustdicke Überraschung in Bezug auf

Provosts Leben. Und auch dazu hatte wiederum niemand etwas gesagt, vielleicht aber hatte davon ja auch niemand etwas gewusst.

»Ich bin seit drei Jahren mit einem Mann aus Vannes zusammen, wir haben nun vor, zu heiraten. Wir wollen zusammenziehen, hier auf der Insel.« Sie sprach ganz ruhig. »Ich würde sie niemals verlassen.« Ohne Zweifel ein Mantra der Bellilois.

»Hat Provost der Scheidung zugestimmt?«

Es taten sich immer mehr interessante Konstellationen auf.

»Er hat sich einen Anwalt genommen. Ich auch. Die Anwälte sprechen seitdem.« Sie referierte die Lage ohne merkliche Emotion. »Natürlich will – wollte Patric so gut wie nichts zahlen. Ich kenne ihn ja. So ist er. Aber das sollten die Anwälte ausmachen. Wir haben persönlich bloß ein einziges Mal gesprochen. Als ich es ihm gesagt habe. Im Januar. Da habe ich ihn abends zu Hause besucht.«

»Wie hat er da reagiert?«

»Er hat mit den Schultern gezuckt und gesagt: ›Gut.‹ Das war alles.«

»Gibt es einen Ehevertrag?«

»Nein.«

»Worüber verhandeln die Anwälte denn?«, wollte Riwal wissen. »Um welche Punkte geht es?«

»Na, die Summe. Was er mir zahlt.«

»Haben Sie eine bestimmte Summe gefordert?«, wollte Le Menn wissen.

»Eine Million. Keine allzu hohe Summe für ihn. Mein Anwalt und ich schätzen sein Vermögen inklusive des Grundbesitzes und der Immobilien auf rund 15 bis 18 Millionen. Wir haben eine Aufstellung gemacht. Die Zahl ist keineswegs aus der Luft gegriffen.«

»Und wie hat er reagiert?«, hakte Le Menn nach.

»Sein Anwalt hat fünfhunderttausend geboten.«

»Wie wollten Sie weiter vorgehen, Madame?«

»Was meinen Sie? Die Angelegenheit wäre jetzt vor Gericht gekommen, das ist der reguläre Gang. Und das Gericht hätte entschieden. Mein Anwalt hält es für gut möglich, dass mir vor Gericht noch mehr zugesprochen worden wäre.«

»Und jetzt? Werden Sie erben? Vielleicht ja alles.« Le Menn sprach nur aus, was in der Luft lag. »Als Noch-Ehefrau?«

Agnès Griffon hatte offensichtlich ein Alibi, aber natürlich konnte sie einen Komplizen gehabt haben.

»Nein. Er hat ein Testament gemacht. Schon damals bei der Trennung. Das weiß ich. Auch wenn ich den Inhalt des Testaments nicht kenne. Er hat gesagt, dass er mir sogar den Pflichtteil entzieht. Eigentlich kann er das nicht. Mein Anwalt ist sicher, dass er damit nicht durchkommt.«

»Haben Sie damals nichts dagegen unternommen?«, wollte Riwal wissen.

»Als wir uns getrennt haben, war mir alles egal. Wir haben uns darauf geeinigt, dass ich in dem Haus hier wohnen bleibe, es wurde damals frei, und dass ich 1500 Euro monatlich bekomme. Diese Zahlungen hat er nach drei Jahren einfach eingestellt. Aber da hatte ich längst mein eigenes Einkommen, was mir ohnehin viel lieber war.«

»Er hat Ihnen nichts Genaueres zum Testament gesagt? An wen er seinen Besitz vererbt?«

»Nein. Darüber weiß ich gar nichts.«

»Der Pflichtteil beläuft sich mindestens auf ein Viertel des Erbes, Madame«, warf Le Menn ein, »was in Ihrem Fall eine immense Summe wäre. Das ist Ihnen doch klar, oder?«

»Ich weiß.« Madame Griffon blieb vollkommen souverän.

»Selbst wenn er in seinem Testament«, präzisierte Le Menn, »ausdrücklich formuliert haben sollte, Sie, also den pflichtteilberechtigten Ehepartner, auszuschließen, korrigiert das Gesetz dies normalerweise zugunsten des Pflichtteilberechtigten. Es sei denn«, sie machte eine Pause, »er hätte kapitale Gründe anführen können. Wenn Sie sich, Madame Griffon, gravierender Vergehen oder Verbrechen schuldig gemacht hätten, eines Mordversuchs am Erblasser zum Beispiel.«

Dupin musste beinahe schmunzeln. Eine rhetorische Meisterleistung.

»So ähnlich hat es mein Anwalt auch formuliert.«

Eine Weile herrschte Stille.

Mehr würde Agnès Griffon dazu nicht sagen.

»Warum haben Sie die Scheidung nicht früher gewollt?«, übernahm Riwal nun.

»Wollte ich ja eigentlich. Aber zugleich wollte ich mit dem Ganzen nichts zu tun haben. Mit gar nichts mehr, vor allem mit ihm nicht. Ich hatte keine Lust auf die Auseinandersetzungen, immer weniger, je mehr Zeit verging.«

Ich weiß nicht, ob Sie verstehen, was ich meine. Ich hatte ja gar keinen Kontakt mehr zu ihm. Obwohl wir beide hier lebten.«

»Auf jeden Fall fiele der Pflichtteil sehr viel höher aus als die Million, die Sie gefordert haben«, resümierte Le Menn noch einmal kühl.

Madame Griffon nickte. Sie schien Le Menn ihr Beharren nicht übel zu nehmen.

»Ich muss jetzt, wie gesagt, los. Es tut mir leid, aber es geht nicht anders.« Agnès Griffon erhob sich. »Durch die Hitze und Dürre wird es mit dem Trinkwasser langsam kritisch auf der Insel.«

»Können Sie uns die Kontaktdaten Ihrer Kollegen geben, die Sie heute Morgen um acht an dem Stausee getroffen haben?« Riwal hatte es nicht vergessen.

»Natürlich. Ich schicke sie Ihnen.«

Ein verbindliches Lächeln erschien auf ihrem Gesicht.

»Nur eine Frage noch, Madame.« Dupin stand ebenfalls auf. »Kennen Sie diesen Menhir-Forscher, der gerade das leer stehende Haus von Provost gemietet hat?«

Dupin hatte eigentlich auch die anderen nach ihm fragen wollen.

»Nein. Aber ich sehe ihn ab und zu. Ein eher verschlossener Typ. Ich habe noch kein Wort mit ihm gewechselt.«

Riwal und Le Menn waren nun auch aufgestanden.

»Kennen Sie seinen Namen?«

»Manuel Trotter.«

»Wie lange ist er schon hier?«

»Drei Wochen vielleicht.«

»Kommt er nie hierher, ins *Goulou*?«

Dupin würde jeden Abend hier sitzen.

»Nein. Ich glaube, er war noch nicht da. Aber fragen Sie Byn und Margot.«

»Das war es. Au revoir, Madame.«

»Au revoir, Monsieur le Commissaire.«

Agnès Griffon entschwand durch die Tür zur Bar.

Jetzt waren sie unter sich. Le Menn, Riwal, Cosqueric und Dupin.

»Riwak«, es war Dupin eben durch den Kopf gegangen, »was für ein Boot benötigt man, um die Strecke von Doëlan zur Belle-Île in deutlich weniger als zwei Stunden zurückzulegen?«

»Ein richtiges Schnellboot. Extrem starke Motoren. So wie die Bir. Das schafft keines der gängigen Motorboote. Die meisten Boote hier an der Küste sind vom Typ Cruiser und unterscheiden sich bei den Höchstgeschwindigkeiten nicht besonders.«

»Ich erkundige mich mal in den Häfen«, meldete sich der Inselkommandant zu Wort, der erstaunlich schweigsam gewesen war, »ob, und wenn ja, wie viele solcher Schnellboote überhaupt auf der Insel gemeldet sind. Die Hafenmeister wissen so was.«

»Tun Sie das. Wann kommt eigentlich morgens die erste Fähre vom Festland?«

»Die früheste verlässt Quiberon um 7 Uhr 15 und ist um 8 Uhr 15 hier.«

»Gut. Dann scheiden die Fähren aus. Riwal und Le Menn, sprechen Sie noch mal mit Nolwenn wegen dem Testament. Wir müssen wissen, was drinsteht. An wen die Erbschaft geht. Umgehend.«

Wahrscheinlich war es im Moment das Wichtigste überhaupt.

»Wird gemacht, Chef.«

»Und wenn wir es haben, brauchen wir einen Experten, der es bewertet. Wegen des Pflichtteils – ob Agnès Griffon ihn ganz sicher bekommt.«

»Klar.«

»Übrigens hat sich die Bürgermeisterin von Bangor bei mir gemeldet. Sie will mich sprechen. Sie hat Provost gestern noch gesehen, aber sie wollte am Telefon nicht sagen, worum es ging.«

Viel Zeit blieb ihm bis dahin nicht mehr. Er musste sich ranhalten.

»Die Schwägerin meiner Schwester, Chef, Monette Megret, die Bürgermeisterin von Bangor, sie ist die Schwägerin meiner Schwester.«

Dupin hatte Derartiges schon die ganze Zeit erwartet: dass er es auf der Belle-Île mit den zweifelsfrei weit verzweigten Beziehungen und auch Familienbeziehungen des Riwal-Klans zu tun bekommen würde.

»Ich habe meine Schwester selbstverständlich schon angerufen. Sie sagt, Megret sei eine integre Frau und mache einen guten Job.«

»Sonst noch was? Ist Ihrer Schwester oder ihrem Mann noch etwas eingefallen?«

Das könnte wertvoll sein.

»Nein, bedauerlicherweise nichts.«

Wieder war Riwal anzumerken, wie sehr er sich grämte. Er schien das

Gefühl zu haben, seinem Anspruch als Insel-Experte nicht gerecht zu werden.

»Gut. Dann spreche ich jetzt mit den Fidelins.« Im Gehen wandte er sich an den Kommandanten der Inselbrigade: »Cosqueric, listen Sie auf, wer von den Nachbarn und Personen, mit denen wir gerade sprechen, ein eigenes Boot besitzt. Welches Modell. Und wo es liegt.«

Dupin fiel es nicht leicht, die schöne Terrasse zu verlassen. Auch wenn die Hitze inzwischen schier unerträglich geworden war.

Eine sehr schmale Tür führte von der Bar in eine eigentümliche Welt aus blitzblank poliertem leuchtendem Kupfer und verrückten Apparaturen in fantastischen Formen: wandhohe rundliche Behälter mit gläsernen Gucklöchern, wie Bullägen, hier und da Anzeigen wie bei einem Armaturenbrett, Markierungen, Zahlen, unbekannte Einheiten.

Kupferleitungen verliefen kreuz und quer zwischen den Behältern. Einige große Hebel waren zu sehen in Rot und Blau, Schrauböffnungen in Gelb. An einem Behälter entdeckte Dupin einen Deckel, der aussah wie die Ausstiegsluke eines U-Boots, außen mit einem Drehkreuz aus Edelstahl fixiert. Das Spektakulärste aber war ein riesiger Kupferballon auf einem hohen Behälter – eine Zauberkugel. Auf dem Boden davor standen ein paar Kübel aus glänzendem Edelstahl. An der Wand über der Apparatur hing ein Holzregal mit Flaschen, die aussahen wie Medizinfläschchen aus alten Apotheken.

Das alchemistische Labor nahm gut die Hälfte des Raums ein. In der anderen Hälfte lagerten Fässer. Wunderbare, altertümliche Holzfässer, bis zur Decke übereinandergestapelt, mit knallrot gestrichenen Seiten und kryptischen Botschaften versehen. »CH₃ CH₂ OA, 63%, 2/7/13.« Manche auch mit ganz verständlichen: »Port«, »Madeira«, »Bourbon«, »Sherry«, »Menetou-Salon«. Ganz ohne Zweifel wurde hier etwas ganz und gar Exquisites hergestellt. Mindestens Gold. In flüssiger Form. Ein Wunder-Elixier. Und es lag bereits in der Luft, man atmete, roch, schmeckte es. Süßlich, wie Honig, karamellig. Blühende Blumen. Und Malz. Auch Jod war dabei.

»Gehören Sie zu uns? *Un amateur de Whisky?* Ein Liebhaber?«

Byn Fidelin waren Dupins beeindruckte Blicke aufgefallen.

»Ich ...« Was sollte er sagen? »Durchaus.«

Es stimmte, auch wenn Dupin nicht häufig Whisky trank. Eigentlich trank er ihn bloß deshalb nicht öfter, weil es so viel anderes Gutes zu trinken gab. Betört von den Honig- und Karamelldüften, nahm er sich vor, das zukünftig zu ändern. Byn Fidelin kam mit schweren, gemütlichen Schritten auf ihn zu. Margot Fidelin tauchte nun ebenfalls hinter den Fässern auf, einen Block in der Hand. Dupin sah eine Holztür, die in den Garten führte.

»Der Whisky gehört zu uns Kelten wie die Sonne zum Leben«, brummte Fidelin, »nicht bloß in Schottland, sondern überall dort, wo wir leben. Irland, Cornwall, Wales, Isle of Man, die Bretagne. Die sechs keltischen Nationen.« Seine Augen strahlten wie die eines glücklichen Kindes. »*Goulou* ist keltisch, es bedeutet Licht. Der Dichter George Bernard Shaw nannte den Whisky flüssiges Sonnenlicht.«

Jetzt erst bemerkte Dupin, dass Byn Fidelin ein Glas mit langem Stiel in der Hand hielt, das ein wenig an ein kleines Weinglas erinnerte.

»*Les Six Reines de Belle-Île* – dieses Sonnenlicht hier wird gerade fertiggestellt. Probieren Sie.«

»Nein, danke.« Dupin winkte schweren Herzens ab.

Madame Fidelin hatte den Block beiseitegelegt und gesellte sich zu ihnen.

»Und – fällt Ihnen etwas ein zu dieser Geschichte?«

Margot Fidelin, flachsblonde kurze Haare, ein wenig burschikos, ein langes, weites dunkelblaues Sommerkleid aus Leinen, übernahm das Antworten. »Der Täter muss gewusst haben, wie vermögend Patric Provost war. Das schränkt den Kreis der Täter doch ein, oder?«

Sie hatte recht.

»Und dieser Kreis, wie sähe der aus?«

»Wir hier, ich meine Islonk, die Bürgermeisterin von Bangor, die Gemeinderatsmitglieder, seine Schäfer, seine Bankberater, die *Acadiens* ...« Sie setzte ab. »Hm. So wenige sind es dann wiederum doch nicht«, korrigierte sie ihren eigenen Optimismus. »Und die kennen wiederum viele andere ...«

»Denken Sie an eine bestimmte Person aus diesem Kreis?«

»Nein, gar nicht.«

Es wirkte aufrichtig.

»Und Sie, Monsieur Fidelin?«

Byn Fidelin hielt immer noch das Glas in der Hand und schüttelte gemächlich den Kopf.

»Nein.«

»Gehören Sie beide auch zu den *Acadiens*?«

»Meine Familie ja, die meines Mannes nicht.«

»Dann sind Sie auch Mitglied dieser Vereinigung?«

»Ich bin eines der Präsidiumsmitglieder. Es gibt sechs Vizepräsidenten.«

»Gehört noch jemand aus dem Weiler zu dem Verein?«

»Albert Zinc. Er ist Teil einer uralten Kapitänsfamilie und äußerst wohlhabend. Einer seiner Vorfahren hat die *Acadiens* damals aus Kanada hierhergebracht.«

»Niemand sonst?«

»Nein.«

»Ihr Haus gehört Provost. Wie war Ihr Verhältnis zu ihm?«

Wieder sprach der Kommissar zu beiden, wieder war es Madame Fidelin, die antwortete.

»Nicht gut. Früher war es einigermaßen in Ordnung, wenn auch nie herzlich. Aber das hat sich in den letzten Jahren verändert. Wir hätten Provost das Haus gern abgekauft. Aber er wollte nicht. Und er wollte auch nicht, dass wir das Haus ausbauen, so wie wir es vorhatten. Wir würden unser Geschäft gerne vergrößern, die Destillerie. Und ich würde meine Manufaktur gerne hier betreiben. Auch deswegen bräuchten wir mehr Platz.«

»Ihre Manufaktur?«

Margot Fidelin wirkte etwas pikiert über die Nachfrage.

»Ich fertige Keramik. Und Glas. Whiskygläser. Aber auch Vasen, zum Beispiel. Im Moment habe ich einen Raum in Le Palais gemietet, neben *Fluid*. Das ist sehr umständlich für mich.«

Verdammtd. Dupin durfte das mit *Fluid* nicht vergessen. Die bunten Gläser. Er hatte eben gesehen, dass ihm Claire eine SMS mit den Farben geschickt hatte.

»Aus welchen Gründen hat Provost Ihnen den Ausbau verweigert?«

Es nahm kein Ende, alle hatten sie ihre eigenen Scharmützel mit ihm gehabt.

»Er hatte Spaß daran, Dinge zu blockieren. Menschen zu blockieren.«

Es war ein seltsamer Fall, alles daran war seltsam bisher. Für gewöhnlich versicherten ihnen nach einem Mord alle, dass das Opfer sich allseits größter Sympathien erfreut und es weder Feinde noch ernstere Konflikte gegeben hatte. Mögliche Motive waren rar, wenn es sie überhaupt gab. Hier aber hatte jeder ein Motiv. Und niemand hielt damit hinter dem Berg. Patric Provost schien jedem Einzelnen die Erfüllung seiner Pläne und Träume sabotiert zu haben.

»Das Dumme ist, dass wir gar nichts tun konnten. Wir waren gänzlich von ihm abhängig, auf sein Entgegenkommen angewiesen. Aber so etwas kannte er nicht.«

»Besitzen Sie ein Boot?«

»Nur den blauen Außenborder, der im Garten liegt. Byn angelt.« Sie blickte zu ihrem Mann.

»Wer hier in Islonk besitzt ein größeres Boot?«

»Der Kapitän. Und Agnès.«

»Provosts Exfrau?«

»Sie liebt Maschinen. Autos, Boote, Flugzeuge.«

»Sie fliegt?«

»Sportflugzeuge. Wir haben einen *Aéro-Club* auf der Insel. Sie müssten auf dem Weg hierher daran vorbeigekommen sein.«

»Und was sind das für Boote? Die des Kapitäns und das von Madame Griffon? Motorboote?«

»Ja. Beide so acht, neun Meter. Das von Agnès ist ziemlich alt. Es hat früher Provost gehört.«

»Und das des Kapitäns?«

Dupin fiel ein, dass er auch ihn bald treffen sollte.

»Das ist noch fast neu. Gerade mal zwei Jahre alt. Auch er ist passionierter Angler und fährt weit raus. Auch über Nacht.«

»Ist es stark motorisiert?«

Madame Fidelin blickte zu ihrem Mann.

»Ich denke«, brummte Byn Fidelin, »zweimal 100 PS.«

Dupin machte sich eine Notiz. Riwal würde es besser beurteilen können, aber es klang nicht nach außergewöhnlichen Motoren, nicht nach Schnellboot.

»Wo liegen die Boote von Madame Griffon und Kapitän Zinc?«

»Das von Agnès im Hafen von Locmaria, das vom Kapitän in Sauzon.

Sie ...«

Dupins Handy unterbrach sie.

Nolwenn.

»Einen Moment, ich bin gleich wieder da.« Dupin entfernte sich.

»Ja?« Er nahm an, noch bevor er zur Tür hinausgetreten war.

»*Petra nevez, Monsieur le Commissaire?*«

»Nolwenn, das ist nicht der Mom...«

»Sie kennen die Wendung doch längst! Was gibt es Neues? Aber jetzt gibt es erst einmal Wichtigeres, Monsieur le Commissaire.«

Als hätte er damit angefangen.

»Ich weiß, wem Provost sein gesamtes Vermögen vererbt hat. Raten Sie mal!«

Eine rein rhetorische Aufforderung.

»Der Insel!«

»Was soll das heißen?«

»Na, der Belle-Île. Oder anders: der Bürgermeisterin von Bangor.«

»Was?«

Dupin verstand kein Wort.

»Sie ist die verantwortliche Direktorin der *Smart-Island*-Initiative. Ein großartiges Projekt. *Zero Emission!*«

Riwal hatte davon erzählt, Dupin erinnerte sich.

»Ich bin selbst Mitglied des Fördervereins. Und ich denke, Sie sollten das auch werden, Monsieur le Commissaire, die Belle-Île ist die bretonische Pionierin für grüne Energie. Sie ...«

»Ich kenne das Projekt.«

Nolwenn war überzeugte Ökologin und Mitglied in Dutzenden Initiativen. Dupin hatte große Sympathien dafür, auch und gerade für ihre energische Überzeugung. Aber nicht jetzt.

»Dann wissen Sie sicher auch, dass der Bau dreier gigantischer Windkrafträder auf dem Meer ansteht. Wie auch immer, die kriegen sein gesamtes Vermögen.«

Dupin wollte es richtig verstehen: »Patric Provost hat alles, was er besaß, dieser Initiative vermachte, und die Bürgermeisterin von Bangor, die ich

gleich treffe, ist die Vorsitzende?«

»Korrekt.«

Das waren bemerkenswerte Neuigkeiten. Sie schienen ausnahmsweise nicht zu dem Bild des misanthropischen Ekels zu passen.

»Provosts Notar hat mir eine Kopie des Testaments geschickt, in dem auch steht, dass seine Exfrau beziehungsweise Nachfrau vom Pflichtteil ausgeschlossen werden soll. Eine Bestimmung, die der Notar übrigens selbst als unhaltbar ansieht. Er sagt, Agnès Griffon stehen mindestens 25 Prozent zu, worauf er Provost, wie er sagt, wiederholt in aller Deutlichkeit hingewiesen hat. Was diesen allerdings nicht im Geringsten interessiert hat. Er hat die Formulierung der entsprechenden Passagen selbst vorgenommen.«

»Das heißt, Griffon wird mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit ebenfalls erben.«

»Bei einem, wie der Notar schätzt, aktuellen Vermögenswert von ungefähr 19 Millionen macht das rund 4,75 Millionen. *Nèus ket da glemm* – da kann man sich nicht beschweren.«

Das Vermögen schien sogar noch größer, als Agnès Griffon und ihr Anwalt geschätzt hatten.

»Hat Provost dem Notar gesagt, warum er dieses Projekt derart massiv unterstützen wollte?«

»Provost war wohl sehr daran gelegen, die Insel möglichst unabhängig vom Festland zu machen. Das hat er ausdrücklich gesagt. Der Notar meinte, es schien Provost weniger um die Menschen oder die Umwelt gegangen zu sein, sondern um die Insel. *Seine* Insel. Mehr hat er dem Notar aber auch nicht gesagt. Sie haben wohl bloß ein einziges Mal darüber gesprochen.«

Es blieb kurios. Provost blieb kurios. Aber auch konsequent, in gewisser Weise passte es dann doch ins Bild. Es ging ihm nicht um die Menschen.

»Wusste die Bürgermeisterin von dieser Testamentsbestimmung?«

»Ja. Seit zwei Jahren. Kurz vorher hat er es verfügt.«

»Noch jemand?«

Es waren die entscheidenden, vielleicht alles entscheidenden Fragen.

»Nein. Zumindest wollte Provost nicht, dass es zu seinen Lebzeiten jemand erfährt. Er hat es auch der Bürgermeisterin nur unter der Bedingung strengster Vertraulichkeit mitgeteilt, das gehörte sogar zur

Testamentsbestimmung. Sie sehen Madame Megret ja jetzt gleich.«

So war es. Er würde das Paradies hier jetzt verlassen müssen, eigentlich hatte er noch auf einen weiteren schnellen *café* auf der Terrasse spekuliert. Aber es war bereits zu spät. Er musste sofort los. Die Bürgermeisterin war im Augenblick die interessanteste Gesprächspartnerin. Sie beziehungsweise ihre Initiative waren, wie es aussah, die großen Profiteure bei diesem Mordfall.

»Hat Ihnen diese Madame Corbel schon die Boa-Geschichte erzählt, Monsieur le Commissaire?«

»Die Boa-Geschichte?«

Augenblicklich war Nolwenn wieder in Rage: »Eine weitere schauerliche Bernhardt-Anekdoten: Abends saß die Diva wohl gerne auf ihrem Sofa und hat gelesen, und dabei hat sie, was für Allüren, die Füße auf ihre riesige Boa gelegt, die sie als Haustier hielt. Eines Tages hat die Boa dann eines ihrer Sofakissen aus edelster China-Seide verschlungen. Sie können sich denken, was dann kam: Die Bernhardt hat das Tier erschossen.«

Dupin wusste nicht, was er darauf erwidern sollte.

»Allein dafür hätte sie ins Gefängnis kommen müssen. Was sagen Sie, Monsieur le Commissaire?«

Es klang so, als sollte Dupin sie noch nachträglich verhaften.

»Sie haben völlig recht.«

Wahrscheinlich war es besser, sich eindeutig zu positionieren.

»Und wissen Sie, womit sie gewöhnlich gefüttert wurde? Die Boa?«

Nolwenn legte eine dramatische Pause ein. »Mit Ferkeln! Einmal die Woche brachte man ihr ein Ferkel dar, das sie auffraß und über Tage langsam verdaute.«

»Die Bürgermeisterin, Nolwenn, ich ...«

»Und wissen Sie, wer sie verehrt, geradezu anhimmelt? Diese Bernhardt?«

Abermals wartete sie nicht auf eine Antwort.

»Der Präfekt! Locmariaquer! Na, wenn das nicht passt. *Ken emberr*, Monsieur le Commissaire.«

Schon hatte sie aufgelegt.

Der Präfekt, Dupin hatte ihn ganz vergessen. Und zwar aus dem besten aller möglichen Gründe: weil er bei diesem Fall gar nicht an ihn denken musste. Niemand musste an ihn denken. Der Präfekt, ein Gourmand und

Gourmet, immerhin, hatte in den letzten Jahren richtiggehende gesundheitliche Probleme wegen seines schweren Übergewichtes bekommen. Was auch unmittelbare Auswirkungen auf Dupin gehabt hatte. Litt der cholerische Präfekt ohnehin an hohem Blutdruck, war dieser mit dem zunehmenden Gewicht immer dramatischer geworden. Und der Präfekt noch cholischer. Ein unglückseliger Teufelskreis. Vor allem für seine Mitmenschen. Offensichtlich auch für seine Frau, denn diese war eines Tages eingeschritten und hatte ihrem Mann, nachdem alle ambulanten Diätversuche nichts genutzt hatten, eine stationäre Diät verordnet. Oder wie es offiziell hieß: eine Abnehmkur, abseits vom Alltag und seinen tückischen kulinarischen Routinen, Versuchungen und Ritualen. Also absolvierte Locmariaquer nun ein zweiwöchiges »gesundes Abnehmprogramm« in einem »medizinischen Kurhotel« bei Rennes, auf dem flachen Land, im Nirgendwo. Mit viel Sport, einem Kalorienrechner und Ernährungspädagogik. Sogar das Datum von Dupins Jubiläumsfeier verdankte sich dieser Kur, Nolwenn hatte es erst festgelegt, nachdem klar gewesen war, dass der Präfekt – bedauerlicherweise, Dupin hatte ihm dieses Bedauern wiederholt persönlich ausgesprochen – ganz sicher nicht würde teilnehmen können.

Dupin hatte Islonk bereits verlassen und fuhr Richtung Bangor, es waren drei, vier Kilometer, mehr nicht. Schon nach einigen Minuten hatte er den Eindruck, er fahre durchs tiefste bretonische Inland, die echte *Campagne*, das Argoat, Felder rechts und links. Überall lagen große Heuballen, man sah und roch sie. Er hatte sich nur kurz von den Fidelins verabschiedet. Auch wenn er die Unterhaltung gerne fortgesetzt hätte, aber dazu würde später noch Gelegenheit bestehen. Nach dem Gespräch mit der Bürgermeisterin würde er nach Islonk zurückkehren. Riwal bemühte sich, ein Treffen mit dem Kapitän zu arrangieren. Und mit dem Menhir-Forscher Manuel Trotter.

»Ich bin ein bisschen spät dran, Madame le Maire«, er hatte die Bürgermeisterin aus dem Auto angerufen, »aber ich bin unterwegs.«

»Ich muss in fünf Minuten aufbrechen, Monsieur le Commissaire, zu einem Termin, den ich nicht verschieben kann.«

Eine weitgehend vorwurfsfreie, freundliche, aber kompromisslose Auskunft.

»Wann werden Sie zurück sein, Madame?«

Dupin war es, der die verabredete Uhrzeit nicht eingehalten hatte, dennoch konnte er nicht so lange warten.

»Oh, insgesamt wird das jetzt sicher drei, vier Stunden dauern. Bis acht vielleicht. Der Termin steht seit Längerem. Und im Anschluss habe ich ein weiteres Treffen. Um 20 Uhr 30. Das ich leite. Ich würde ...«

»Was ist das für ein Termin, zu dem Sie jetzt so dringend müssen? Worum geht es?«

Eine längere Pause. Sie schien zu überlegen, ob sie Auskunft geben sollte oder nicht.

»In gewisser Weise«, sie klang schnippisch, »hat es mit Monsieur Provost zu tun. Es geht um ein enorm großes Projekt, Monsieur le Commissaire. Um gigantische schwimmende Windkraftanlagen. Davon wollte ich Ihnen auch erzählen. Es verhält sich nämlich so, dass Monsieur Provost uns ...«

»Wir kennen das Testament bereits.«

»Ach ja?«

»Ich muss Sie vor Ihrem Termin sprechen, Madame. Wir ermitteln in einem Mord. Und ich würde gerne wissen, warum Monsieur Provost sein gesamtes Vermögen Ihrer Initiative vermachte hat.«

Dupin kam aus einer Kurve, er drückte das Gaspedal bis zum Anschlag runter, was der Motor mit aberwitzigem Lärm quittierte.

»Wie Sie wollen, Monsieur le Commissaire. Dann in fünf Minuten am Flugfeld. Nicht weit von Bangor.«

Ohne eine Reaktion abzuwarten, legte sie auf.

Der Kommissar bremste scharf und kam am Straßenrand zum Stehen. Eben erst war er am Flugfeld vorbeigefahren. Was sollte das?

Grummelnd wendete er.

Bald schon war das Schild zu sehen: »Aérodrome Bangor«. Der Flugplatz. Zwei weiße Steinhäuser. An dem kleineren prangte ein Schild: *Aéro-Club*. Das größere gab sich als *Aéro-Bar* aus. Neben den beiden Steinhäusern war eine lange Baracke zu erkennen, hinter ihnen die überschaubare Start- und Landebahn. Alles schien wie zufällig auf einer großen Wiese mit hohem Gras und wilden Blumen platziert, an die sich ein gemähtes Feld mit

Strohballen anschloss. Um das Flugfeld herum war ein Maschendrahtzaun gezogen, der schon bessere Zeiten gesehen hatte. Neben der Rollbahn stand gut ein Dutzend penibel nebeneinander geparkter kleiner schneeweisser Flugzeuge.

Jetzt sah er auch die Einfahrt und rechts davor einen Parkplatz, auf dem mehrere Wagen abgestellt waren. Neben einem schicken Renault unterhielten sich ein Mann und eine Frau. Dupin steuerte auf den freien Platz daneben zu. Mit einem Mal erkannte er Agnès Griffon. Provosts Exfrau. Was machte sie hier?

Noch bevor er den Motor abgestellt hatte, fuhr ein dunkelgrüner Citroën-Geländewagen auf den Parkplatz. Eine Frau um die fünfzig stieg aus, schulterlange kastanienbraune Haare, nach hinten gekämmt, feine, zugleich energische Züge, eine ausgeprägt dynamische Art, sich zu bewegen. Das musste sie sein: die Bürgermeisterin. Monette Megret. Sie trug ein tailliertes Kostüm in der Farbe ihres Wagens, Pumps mit dezentem Absatz.

Umgehend begab sie sich zu Madame Griffon und dem Mann. Dupin tat es ihr gleich.

»Also doch, Monsieur le Commissaire«, begrüßte sie Dupin. »Ich war mir nicht sicher, ob Sie es schaffen würden.« Unverblümt fixierte sie seine Tahiti-Kappe. »Ich stelle mal rasch vor. Und dann geht es los. Agnès Griffon, die Verantwortliche der gesamten Inseltechnik einschließlich der Wasserversorgung. Aber Sie kennen sich ja wahrscheinlich bereits. Madame Griffon wird seitens unseres Vereins die Projektleiterin sein. FEBI heißt das Projekt übrigens, *Ferme éolienne flottante de Belle-Île*. Nebenbei«, ein routiniertes Lächeln, »ist sie übrigens auch meine Cousine. Und das ist Monsieur Dunie von der Firma *Eolfi*, die das Projekt der schwimmenden Windkraftstationen mit den speziell dafür entworfenen dänischen Turbinen für unseren Verein realisiert.«

Cousinen? Auch das hatte noch niemand erwähnt. Die Bürgermeisterin war nicht nur die Schwägerin von Riwals Schwester – sondern auch die Cousine von Agnès Griffon, der Exfrau des Opfers. Dupin würde ein Tableau anlegen müssen, ohne Zweifel war das hier bloß der Anfang.

»Da hätte ich Sie ja mitnehmen können«, nickte Agnès Griffon Dupin zu.

»Sehr erfreut, Monsieur le Commissaire«, grüßte der Mann ihn überbetont freundlich.

Dupin konnte sich immer noch keinen Reim darauf machen, aus welchem Grund sie ihr Geschäftstreffen hier am Flughafen abhielten.

Madame Megret fuhr postwendend fort: »Zunächst geht es um die drei schwimmenden Kraftwerke, die schon nächstes Jahr in Betrieb genommen werden sollen. Letzte Woche sind die Verankerungen im Meeresboden angebracht worden. Alles hat wie geplant funktioniert. Fürs Erste haben wir Bojen installiert. Und die werden wir uns jetzt einmal ansehen. Ich bin äußerst gespannt.«

Ohne weitere Erläuterungen lief sie resoluten Schrittes los, Dupin hatte Mühe zu folgen.

»Was meinen Sie, Madame?«

Sie steuerte auf eines der etwas größeren weißen Flugzeuge zu.

»Eine Diamond Star DA40, für genau vier Personen. Ein märchenhafter Lycoming-iO-360-Motor, Sie hören nichts als ein feines Schnurren. Trotz der 180 PS und 260 Stundenkilometer. Kommen Sie zu mir nach vorne, dann können wir uns unterhalten.«

»Was soll das heißen?«

»Wenn Sie mich sprechen wollen, steigen Sie ein. Ansonsten sehen wir uns morgen.«

Dupin war immer noch nicht sicher, ob er sie richtig verstand.

»Ich soll mitfliegen?«

»Entweder, oder.«

Vielleicht war es gar keine so schlechte Idee. Immerhin ging es um das *Smart-Island*-Projekt, das hier plötzlich von größtem Interesse war. Sie hätten Gelegenheit, ausführlich darüber zu reden. Außerdem hatte er sich die Situation durch seine Verspätung zugegebenermaßen selbst anzukreiden.

Die Bürgermeisterin lief schnurstracks auf das Cockpit zu. Sie machte Dupin ein Zeichen, das so viel heißen sollte wie: »Nun machen Sie schon.«

Immer noch ein wenig unentschieden bewegte er sich auf die andere Seite. Drei Minuten später hob die *Diamond Star* ab, nachdem sie forsch und abenteuerlich holpernd über die Startbahn gerast war, mit Commissaire Georges Dupin, Monette Megret, Agnès Griffon und Monsieur Dunie an Bord. Dupin hatte alle Hände damit zu tun gehabt, sich fest anzuschnallen, ein imposantes Headset aufzusetzen und schließlich mit starrem Blick die

asphaltierte Bahn zu fixieren.

Es war das kleinste Flugzeug, in dem Dupin je gesessen hatte. Zwar litt er nicht an Flugangst, aber fliegen gehörte auch nicht zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Eine Flugbegleiterin hatte ihm einmal gesagt, er verfüge über ein »ungewöhnlich übersensibles Lagebestimmungsvermögen«, was hieß, dass er jede noch so minimale Veränderung des Flugzeugs in der Luft bemerkte.

Sie waren bereits ein paar Hundert Meter über dem Boden, als die Bürgermeisterin den internen Funk aktivierte: »Also, reden wir. Ich habe uns beide auf eine eigene Frequenz gelegt. Wir sind ganz ungestört.«

Agnès Griffon und Monsieur Dunie saßen zwar dicht gedrängt hinter ihnen, würden aber aufgrund des ohrenbetäubenden Lärms und ihrer Kopfhörer tatsächlich nichts von ihrem Gespräch mitbekommen. Dennoch war es kurios.

Mittlerweile flogen sie in gerader Linie auf Le Palais zu. Man sah das Tal, die Straßen, silbrig glänzende Autokarosserien, die hübschen Häuser, dann den wuseligen Hafen mit den vielen Booten, alles in Spielzeugdimensionen, selbst das Fort über der Stadt, die kühne, zackige Führung der Mauern entlang der Felsen am äußersten Abhang vor dem Meer.

»Ich kann nicht verhehlen, dass der Tod von Patric Provost für das Projekt in dieser Phase ein Glücksfall ist.« Die Bürgermeisterin hatte bisher konzentriert aufrecht gesessen, nun lehnte sie sich, so sah es jedenfalls aus, entspannt auf dem Sitz zurück. »Genau jetzt können wir das Geld nur zu gut gebrauchen. Denn eigentlich hatten wir vier Windräder bauen wollen. Wegen der Mittelknappheit mussten wir auf drei reduzieren. Nun können wir doch noch ein viertes realisieren. Und das alles viel schneller, weil wir uns ein paar Kreditvergabe-Verfahren sparen können.«

Mit einem Mal war es strahlend hell geworden. Sie befanden sich über dem Meer, was hieß: Sie waren in ein gleißendes Silber eingetaucht. Nicht nur das Meer war silbern, sondern auch der gesamte Himmel. Dupin hatte die Augen zusammengekniffen.

»Sie gewöhnen sich gleich daran, Commissaire, aber für ein paar Momente sieht man tatsächlich nichts.« Eine eher beunruhigende Information von einer Pilotin.

»Was hat Monsieur Provost dazu bewogen, Ihrem Verein all sein

Vermögen zu vermachen?«, fasste Dupin sich. Flugzeug oder nicht, er ermittelte hier.

»Er stand eines Tages unangekündigt in der Mairie. Im Juni vor zwei Jahren. Er teilte mir mit, dass er in seinem Testament verfügt habe, der von uns gegründeten Gesellschaft im Falle seines Todes sein gesamtes Vermögen zu vermachen, um die Idee einer autarken Energieversorgung der Belle-Île umzusetzen. Das ist der Kerngedanke des *Smart-Island*-Konzeptes. Ihn interessierte dabei ehrlicherweise vor allem die Idee der völligen Unabhängigkeit der Insel, weniger der ökologische Aspekt. Aber egal. Im Augenblick wird die Insel durch ein Unterwasserkabel mit Strom vom Festland versorgt.«

»Sie hatten zuvor noch nie über das Projekt gesprochen?«

Dupin wurde mit einem Mal komisch zumute. Ohne Vorwarnung hatte Monette Megret das Steuer um fast neunzig Grad gedreht, was bedeutete, dass sie die gesamte Maschine gedreht hatte. Ihr linker Flügel zeigte nun fast senkrecht nach unten. Sie hatte es in aller Seelenruhe getan, was offenbar ein gutes Zeichen war. Nur allmählich ließ sie die *Diamond Star* nun wieder in die Horizontale kommen. Mit Kurs nach Westen. Linker Hand lag die Belle-Île, eine dunkle unformige Masse im Silbermeer.

»Nein. In keiner Weise. Niemand hat ihn manipuliert. Das vermuten Sie wahrscheinlich.«

»Es wäre fahrlässig von uns, diesen Verdacht nicht zu hegen, Madame.«

»Selbstverständlich. Aber wir wussten nicht einmal, dass Provost von der Initiative Kenntnis hatte. Er hatte in der Zeitung darüber gelesen. Ehrlich gesagt, war es uns auch nicht so wichtig. Und ihm ging es nur um die Idee.«

»Die Unabhängigkeit der Insel.«

»Exakt. Die Unabhängigkeit der Insel. Wir werden weltweit die zweite Insel sein, die sich ›smart‹ nennen darf. Porto Santio war die erste, portugiesisch zwar, aber vor der afrikanischen Küste gelegen, sodass wir in Europa die Allerersten sind.«

Die Bretagne ganz weit vorne, das ceterum censeo. Aber so war es eben.

»Die Energieversorgung durch die Windräder stellt bloß ein Element des Gesamtkonzeptes dar. Ein anderes ist die Mobilität. Auf die Dächer sämtlicher öffentlicher Gebäude kommen Solarpanels, die mit einem System von lokalen Energiespeichern verbunden werden. Die versorgen

dann intelligente Selbstbedienungs-Elektrotankstellen überall auf der Insel. *FlexMobi'ile*, heißt das Programm, das konsequente Elektromobilität garantieren wird. Und auch um die Abfälle wird es gehen. Darum, sie zu reduzieren und auf der Insel zu managen, bisher bringen wir sie mit den Fähren aufs Festland.«

Es klang wie ein vielfach trainierter Vortrag.

»Auf jeden Fall«, jetzt lag echte Verve in ihrer Stimme, »sind Sie heute Zeuge eines historischen Moments für die Insel, Monsieur le Commissaire. Sie wohnen der, wenn man so will, Grundsteinlegung des Windenergieparks bei.«

Die Insel, die Bellilois sprachen von ihr wie von einem Lebewesen.

»Und dieser Termin heute war schon länger geplant?«

Es blieb unheimlich. Die erste Inaugenscheinnahme des Projektes fand genau am Tag der Ermordung jenes Mannes statt, der das Ganze mitermöglichte. Und zwar durch seinen gewaltsamen Tod.

»Seit einigen Wochen.«

»Sollte Provost dabei sein? Als generöser Stifter?« Trotz der Verständigung über Mikrofone und Kopfhörer musste man regelrecht schreien. Dupin mochte sich den Lärmpegel eines Flugzeugmotors, der nicht »leise schnurrte«, gar nicht erst vorstellen.

»Nein. So was hat ihn nicht interessiert. Und vor seinem Tod sollte auch gar nicht öffentlich werden, dass ...«

»Entschuldigen Sie mich kurz, Madame Megret.«

Es war absurd, aber Dupin meinte, sein Handy klingeln gehört zu haben. Ganz leise im Hintergrund. Und es stimmte. Mühsam kramte er es aus seiner Jeanstasche.

Nolwenn.

Sie wären noch eine ganze Zeit in der Luft, er sollte rangehen. Er schob das Handy auf der rechten Seite unter die Kopfhörer-Muschel und presste es fest ans Ohr. Er vernahm zwar Nolwenns Stimme, verstand aber kein einziges Wort. »Sie müssen lauter reden, Nolwenn«, schrie er aus vollem Halse. »Sehr laut!«

Ihm fiel ein, dass niemand von seinen Leuten wusste, wo er sich gerade befand.

»Wo sind Sie, Monsieur le Commissaire?«

Nolwenn schien jetzt tatsächlich zu schreien, dennoch verstand er sie nur mit größter Mühe. »Was ist das für ein Lärm? Sie sollten mit Ihrem komischen Cabrio nicht so rasen!«

»Ich – sitze – in – einem – Flugzeug, Nolwenn.«

»Es hört sich wirklich fast so an.«

»Nein. Ich sitze tatsächlich in einem Flugzeug.« Die Konversation gehörte zu den abstrusesten, die er in seinem Leben je geführt hatte. Aber es war nicht der Zeitpunkt, darauf einzugehen.

»Wie auch immer. Kadeg hat vergeblich versucht, Sie zu erreichen. Er hat Scans der Drohbriefe aus Nantes. Und wir wissen mittlerweile auch, dass sie damals im originalen Wortlaut von den Medien veröffentlicht worden sind. Tatsächlich gibt es ein paar Übereinstimmungen bei bestimmten Formulierungen. *Durchaus signifikant*, findet er. Ich habe es mir auch angesehen. Ich weiß nicht. Man ...«, sie unterbrach sich kurz. »Können Sie nicht einmal kurz rechts ranfahren, Monsieur le Commissaire? Der Fahrtwind ist wirklich entsetzlich.«

»Ich verstehe Sie sehr gut«, behauptete Dupin, der immer noch tunlichst vermeiden wollte zu erklären, warum er gerade in dem Flugzeug saß.

»Aber natürlich könnte das der jetzige Täter auch nur getan haben, um einen Zusammenhang vorzugaukeln, den es gar nicht gibt. Eine Täuschung, eine Ablenkung. Oder aber, ausgeschlossen ist es ja nicht, es ist wirklich ein und derselbe Täter.«

»Kadeg soll mir die Scans schicken«, schrie Dupin weiter.

»Hat er bereits. Sind Sie auf dem Weg zur Bürgermeisterin? Dann sind Sie schon fünfzig Minuten zu spät, klar, dass Sie so rasen müssen ...«

»Ich melde mich später, Nolwenn.«

Dupin legte auf.

»Da vorne!«

In der Stimme der Bürgermeisterin lag feierliche Begeisterung. Mit der rechten Hand zeigte sie auf einen winzigen Punkt in der Ferne, der nur langsam größer wurde und an Farbe gewann: Rot. Dahinter kam nun auch die Île de Groix in Sicht.

Monette Megret hob das Steuer, wodurch sich die Maschine zu senken

begann. Kontinuierlich. Bis es, schätzte Dupin, keine hundert Meter mehr zur Meeresoberfläche waren.

»Monsieur le Commissaire, ich habe jetzt Agnès und Monsieur Dunie zugeschaltet.«

»Da! Da sind auch die anderen beiden Bojen.«

In Monsieur Dunies Tonfall lag nicht weniger Begeisterung.

Auch Dupin erspähte sie.

Sie rasten nun auf die erste Boje zu, gleich würden sie sie überfliegen. Agnès Griffon beugte sich mit einer Kamera und einem langen Teleobjektiv in der Hand nach vorne.

»Wir setzen die vierte dann in dem gleichen Abstand dahinter«, erläuterte Monsieur Dunie fachmännisch. Offenbar wussten sowohl er als auch Agnès Griffon bereits von dem unerwarteten Geldsegen.

»Ich habe es diesem kleinen Kreis vor dem Flug im Vertrauen mitgeteilt«, erriet die Bürgermeisterin Dupins Gedanken, »sie müssen es beide wissen, da wir die vierte Verankerung sehr schnell angehen sollten. Bevor die nächste Bauphase beginnt. Außerdem gibt es jetzt keinen Grund mehr, damit hinter dem Berg zu halten.«

Es fehlte bloß noch ein weiterer Kommentar zu dem »Glücksfall« des Todes von Patric Provost.

»Monsieur Provost«, versuchte Monette Megret ihren letzten Satz zu versachlichen, »war damit einverstanden, dass man nach seinem Tod von seiner Großzügigkeit erfährt.«

Provosts Tod lag keine zwölf Stunden zurück. Und es handelte sich hier nicht um einen natürlichen Tod, sondern um Mord.

»Eine Großzügigkeit, die alle erheblich überraschen wird, oder nicht?« Dupin musste sich immer wieder vergegenwärtigen, dass es Patric Provosts Exfrau, in Wahrheit ja: Noch-Ehefrau, war, die mit im Flugzeug saß.

»Ich denke auch, ja«, bekräftigte die Bürgermeisterin.

»Da bin ich mir sicher«, stimmte Agnès Griffon zu, ganz sachlich, ihrem Naturell entsprechend, »es ging Patric weder um die Menschen noch um die Natur. Die Menschen hat er gehasst. Er sah die Insel als *seine* an. Das war es. Und er wollte sie stark und unabhängig sehen. Er hat sich mit der Insel identifiziert.« Auf eine Weise empfand Dupin Provosts Entscheidung tatsächlich als schlüssig.

Sie hatten die letzte Boje überflogen. Mit einem Mal schwante Dupin, was als Nächstes passieren würde. Und es passierte prompt. Unversehens begann die Bürgermeisterin eine rabiate Wende um hundertachtzig Grad. Wieder zeigte der linke Flügel senkrecht nach unten. Dieses Mal allerdings in bedeutend niedrigerer Höhe. Für einen kurzen Moment war ein Fischerboot zu sehen, die beiden Fischer blickten neugierig nach oben. Sie waren so nah, dass Dupin ohne Probleme ein Messer in der Hand des einen Mannes ausmachen konnte.

»Wir brauchen ein paar schöne Aufnahmen für den nächsten Newsletter«, führte die Bürgermeisterin beschwingt aus. »Die Bojen und unsere Insel im Hintergrund.«

Das war exakt, was sie gerade sahen. Dupin spürte das Teleobjektiv an seinen Schultern.

»V164-9.5-MW-Turbinen«, deklamierte Monsieur Dunie, »das Feinste vom Feinsten, am 7. Oktober letzten Jahres haben wir in der dänischen Botschaft in Paris die Verträge unterschrieben, die Belle-Île wird über die fortschrittlichste Technik und Technologie der Welt verfügen. Unerschöpfliche Energie, vom Atlantik und seinen Winden erzeugt, problemlos sogar in Orkanen. Der Ertrag ist doppelt so hoch wie an Land. Es sind Giganten, sie überragen noch die spektakulärsten Leuchttürme der Bretagne. Hundertfünfundachtzig Meter sind es bis zur höchsten Stelle der Rotoren!«

»Sehr ästhetische Giganten noch dazu«, übernahm die Bürgermeisterin, »ganz in Weiß. Wahre Skulpturen, stolze Monamente, über viele Kilometer zu sehen, noch vom Land aus. Sie werden ein Wahrzeichen sein – wie der Eiffelturm.«

Dupin hätte ihr ein derartiges Schwärmen nicht zugetraut.

»Sie werden an Land gebaut und dann von großen Schleppern hierher gebracht«, ergänzte Madame Griffon. »Das Meer ist hier siebzig Meter tief. Deswegen werden sie auf speziellen schwimmenden Pontons montiert und stehen nicht fix, dafür wären vierzig Meter Tiefe die absolute Grenze.«

»Über welche Summen sprechen wir bei dem gesamten Projekt? Nur um eine Vorstellung zu haben.« Dupin hatte sich das eben schon gefragt.

»Insgesamt knapp 230 Millionen, davon sind 83 Millionen öffentliche Gelder. Provosts mindestens 15 Millionen sind dennoch ein gewaltiger

Beitrag, unterschätzen Sie das nicht.«

Dupin wäre nicht auf die Idee gekommen, das zu tun.

Die Bürgermeisterin rechnete anscheinend nicht mit einem Pflichtteil für ihre Cousine Agnès Griffon, der die für das Projekt verfügbare Summe durchaus schmälern würde. Und Griffon schien dem nichts hinzufügen zu wollen. Schon bei ihrem Gespräch im *Goulou* hatte Dupin zuweilen den Eindruck gehabt, dass sie tatsächlich gar nicht mehr als die von ihr geforderte Million wollte.

»Noch gibt es weltweit erst ein paar schwimmende Windkraft-Anlagen der Multimegawatt-Klasse«, informierte ihn Monsieur Dunie. »Dabei wären mit ihnen sämtliche Küstenregionen der Erde nachhaltig mit Energie zu versorgen. *Das ist die Zukunft.*«

»Menschen können so unendlich klug sein und verhalten sich meistens so dumm.« Ein nahezu philosophischer Satz der Bürgermeisterin. Dupin konnte ihm ganz und gar zustimmen.

»Ich würde gerne wissen, wo Sie sich heute Morgen zwischen sechs und acht aufgehalten haben, Madame le Maire.«

Für eine Weile verstummte der Funkverkehr. Die Bürgermeisterin hantierte an mehreren Knöpfen.

»Ein abrupter Themenwechsel, Monsieur le Commissaire. Ich habe unser Gespräch wieder auf privat geschaltet. Aber Ihre Frage ist natürlich allzu verständlich. Ich bin die große Profiteurin bei dieser Sache.«

Sie waren ein zweites Mal über die drei Bojen hinweggeflogen. Die Bürgermeisterin ließ das Flugzeug wieder an Höhe gewinnen und nahm Kurs auf die Belle-Île.

»Ich war zu Hause. Ich stehe jeden Tag um sechs Uhr auf, zwischen sieben und halb neun bereite ich mich auf die Themen des Tages vor. So wie heute auf die Besprechung, die gleich nach dem Flug stattfindet. Und die Sitzung der *Acadiens*. Um 8 Uhr 35 verlasse ich das Haus und bin fünf Minuten später in der Mairie. Das ist meine morgendliche Routine. Und so war es auch heute. Mein Mann kann Ihnen alles bezeugen.«

»Noch jemand außer Ihrem Mann?«

»Bis 8 Uhr 40 nicht. Dann schon.«

»Haben Sie zwischen 7 und 8 Uhr 30 E-Mails geschrieben?«

»Nein. Ich mache alles analog mit Briefen, Akten, Papieren, ganz

altmodisch.«

»Haben Sie vom Festnetz telefoniert?«

»Heute nicht.«

»Ist das nicht ungewöhnlich?«

»Durchaus nicht.«

Das Flugzeug hatte heftig zu wackeln begonnen. Plötzlich traten Turbulenzen auf.

»Seit wann sind Sie die Präsidentin der *Acadiens*, Madame?«

»Seit fünfzehn Jahren.«

»Provost war auch ein *Acadien* und Mitglied dieser Vereinigung.«

»Genau.«

»Der Kapitän Monsieur Zinc«, ein Name, den man sich gut merken konnte, »ebenfalls. Wie auch Margot Fidelin.«

»So wie 124 weitere Bellilois.«

Dupin vernahm erneut sein Handy. Eindeutig.

Kadeg.

Wieder presste er es unter den Kopfhörer.

»Ich weiß schon Bescheid, Kadeg, ich habe mit Nolwenn telefoniert«, schrie er in das Gerät.

Kadeg antwortete, doch Dupin verstand kein Wort.

»Sie müssen lauter sprechen, ich höre Sie sehr schlecht, Kadeg.«

»Sie ... in einem Flugzeug. Hallo? ... da ... Monsieur le Commi...?«

Woher wusste Kadeg, dass er in einem Flugzeug saß?

»Ich ... Sie kaum. Ich versuche ... noch einmal ...«

Schon hatte er aufgelegt. Umgehend klingelte es erneut.

»Ich – melde – mich – in – ein – paar – Minuten, Kadeg«, brüllte Dupin.

Ohne eine Antwort abzuwarten, legte er auf.

Die Insel lag nun linker Hand. Gleich würden sie zur Landung ansetzen.

»Zwei Minuten, Monsieur le Commissaire«, hörte er die Bürgermeisterin sagen.

Dupin riss sich noch einmal zusammen.

»Ist es bei den *Acadiens* in letzter Zeit zu irgendwelchen besonderen Konflikten mit Provost gekommen, Madame Megret?«

»Ihm waren wieder einmal die Ausgaben des Vereins zu hoch. Aber das hat er in jeder Sitzung zum Thema gemacht.«

»Spezielle Ausgaben?«

»Es ging um ein Schüler-Austauschprogramm. Mit Québec. Das der Verein unterstützt.«

»Und er war dagegen?«

»Nicht prinzipiell. Nein. Aber er wollte die Anzahl der Schüler stark reduzieren.«

»Hat er sich mit einer bestimmten Person darüber gestritten?«

»Nein, mit uns allen. Bis auf ihn haben alle für die angedachten zwanzig Plätze votiert.«

»Gibt es Verbindungen von den *Acadiens* zu der *Smart-Island*-Initiative?«

»Die *Acadiens* unterstützen die Bestrebung einer ökologischen Transformation der Insel rückhaltlos, allerdings bloß ideell. Es gibt keinerlei finanzielle Unterstützung, der Verein selbst verfügt auch über keine großen Mittel, anders als einige seiner Mitglieder. Ein gewöhnliches Vereinsbudget.«

»Ich verstehe.«

Schlagartig hatte Megret zu einer überaus scharfen Kurve angesetzt, gleichzeitig verloren sie rasant an Höhe. Dupins übersensibles Lagebestimmungs-Vermögen schlug Alarm. Sie flogen die Landebahn von Süden an. Dupin sah die atemberaubende Steilküste, das grüne Plateau, die Felsen. Und auch die lang gezogene, eingeschnittene Bucht von Islonk.

»Wir fliegen gerade über Provosts Haus«, rief die Bürgermeisterin.

Schon waren sie über Islonk hinweg. Die *Diamond Star* sank weiter. Wiesen, Felder, Wäldchen flogen im Wechsel an ihnen vorbei. Alles raste. Links ein Örtchen. Fünfzig Meter bis zum Boden, dreißig. Die Landebahn kam in Sicht. Die anderen Flugzeuge, die beiden weißen Häuser, der Parkplatz und, eindeutig, zwei Polizeiwagen mit blinkenden Blaulichtern. Zudem erblickte Dupin den froschgrünen Miet-Van, den Teambus. Schon setzte das Flugzeug mit einem harten Satz auf, hüpfte ein paarmal bedenklich und wurde endlich langsamer. Die Bürgermeisterin fuhr einen Bogen, um zu ihrem angestammten Platz zurückzukehren.

»Begrüßen Ihre Leute Sie immer mit einem solchen Aufgebot, wenn Sie einmal kurz weg waren, Monsieur le Commissaire?«

Alle drei, Kadeg, Riwal und Le Menn, stürzten auf das Flugzeug zu, das gerade erst zum Stehen gekommen war. Dupin sah ihren Gesichtern an, dass etwas nicht stimmte. Eilig sprang er heraus.

»Der Kapitän, Albert Zinc«, Kadeg hatte den Kommissar, dem, nun wieder auf festem Boden, ein wenig schwindelig war, als Erster erreicht, »er ist entführt worden, Monsieur le Commissaire. Sein Auto ...«

»Er ist was?«

Natürlich hatte Dupin ihn verstanden.

»Zinc entführt?«

Das war ein Schlag.

»Sein Bruder, der in Bordeaux lebt, hat eben eine Lösegeldforderung erhalten. Raten Sie mal, in welcher Höhe!«

Dupin traute Kadeg zu, es ernst zu meinen mit dem Raten, dann aber fuhr er fort: »Eine Million. Wie bei Provost – und wie bei dem Fall in Nantes vor drei Jahren, der alleinstehende Millionär.«

»Wann ist Zinc zuletzt gesehen worden?«

»Er ist die *Vindilis* gefahren«, übernahm Riwal, »eine der Fähren. Sie hat um 6 Uhr 45 in Le Palais abgelegt. Seine Schicht ging um 14 Uhr 20 zu Ende. Er hat das Schiff an seinen Kapitänskollegen übergeben, der nun bis zum Abend fährt. Seine Crew geht davon aus, dass er wie immer nach seiner Frühschicht direkt nach Hause gefahren ist. Wo er aber anscheinend nicht angekommen ist. Er ...«

»Wo und wie ist es passiert?«

»Das wissen wir noch nicht.«

Sie standen immer noch direkt vor dem Flugzeug.

»Wann genau ging die Forderung bei seinem Bruder ein?«

»Um 16 Uhr 52. Vor einer Viertelstunde. Ein Anruf. Mit verzerrter Stimme.« Kadeg sprach in seinem typischen Stakkato. »Er solle das Geld besorgen. Er habe zwei Tage Zeit. Der Entführer werde sich dann mit den Anweisungen für die Übergabe melden ...«

»Wir haben ihn!« Der Chef der Inselgendarmerie lief mit zwei Gendarmen im Schlepptau auf sie zu und unterbrach Kadeg schnaufend.

»Wir haben den Wagen von Zinc! Er steht mitten auf einem kleinen unbefestigten Sträßchen bei Le Skeul. Ganz im Südosten der Insel.«

»Was wollte er da?«

»Wissen wir noch nicht. Wir haben gerade erst die Meldung bekommen, zwei Kollegen sind bereits auf dem Weg. Es ist eine abgeschiedene Gegend. Da sind auch in der Saison höchstens ein paar Wanderer unterwegs. Aber sicher nicht bei dieser Hitze.«

»Wer hat das Auto gefunden?«

Dupin setzte sich in Bewegung.

»Ein Imker, der auf dem Weg zu seinen Bienenstöcken war. Ein dunkelblauer E-Pace, ein Elektro-Jaguar.«

Dupin lief auf seinen Wagen zu.

»Spuren von Gewalt?«

»Keine sichtbaren, nein. Die Fahrertür steht offen. Es sieht so aus, als sei alles ganz schnell gegangen. Im Wagen ist nichts zu finden, keine persönlichen Gegenstände, kein Mobiltelefon, nichts.«

»Er muss aus einem ganz bestimmten Grund dahin gefahren sein.« Riwal runzelte die Stirn. »Vielleicht hat er einen Anruf bekommen. Noch auf der Fähre oder nach der Ankunft in Le Palais. Vielleicht hat ihn jemand hingelockt.«

Dupin war an seinem Méhari angekommen.

»Wir benötigen umgehend die Verbindungs nachweise.«

»Schon beantragt«, parierte Cosqueric.

»Wie viele Gendarmen stehen uns auf der Insel zur Verfügung?«

»Acht.«

»Wir brauchen mehr.«

»Ich spreche mit Quiberon, Auray und Vannes. Aber die Insel ist zu groß, um jedes einzelne Haus zu durchsuchen, wenn Sie das erwägen sollten.«

Dupin hatte durchaus an etwas in dieser Richtung gedacht.

»Außerdem könnte der Entführer ihn längst von der Insel gebracht haben.«

Cosqueric hatte natürlich recht.

»Dennoch. Ich will, dass wir uns hier jeden Ort ansehen. Mit den Leuten sprechen, nach irgendetwas Ungewöhnlichem fragen. Vielleicht haben wir ja Glück.«

Sie würden nichts unversucht lassen. Auch wenn es verzweifelt wirkte, es war egal. Sie konnten das nicht alles einfach so geschehen lassen.

»Ich habe zwei Leute ins Haus des Kapitäns geschickt«, fügte Cosqueric

an. »Vielleicht hat auch er schon Drohungen vorab erhalten, auch wenn die Erpressung nun über den Bruder läuft.«

»Eine Million«, Le Menn wandte sich an Kadeg, »ist ja nun keine so ungewöhnliche Summe.«

Kadeg quittierte die Bemerkung mit einer unwirschen Miene.

Dupin hechtete zum Wagen.

»Wir sehen uns dort!« Instinktiv griff er nach seiner Kappe auf dem Beifahrersitz. »Bei ZinCs Wagen!« Er hatte den Zündschlüssel schon umgedreht, als ihm einfiel, dass er gar nicht wusste, wo er hinmusste.

»Sie fahren vor«, instruierte er Cosqueric.

Die Inselgendarmerie bewegte sich umgehend zu ihren Polizeipeugeots, das Commissariat de Concarneau zu seinem froschgrünen Van. Abermals ging es über den Inselrücken, die fast gerade D 25, abermals im Konvoi, durch die Wiesen, Felder, Wäldchen, die verrückten Farben und Gerüche. Durch das besondere Landschaftsmosaik, vorbei an Kühen, Heuballen und Schafen, vielen Schafen. Dort, wo sie am Mittag in Richtung des *Plage des Grands Sables* abgebogen waren, kurz vor dem Ortseingang von Locmaria, ging es nun scharf nach rechts. Die Landschaft war hier karg und rau. Rauer noch als auf dem Plateau bei Islonk, die Vegetation noch spärlicher. Dann folgte ein Schild: *Le Skeul*. Dupin kam das Wort bekannt vor. Hieß es nicht Leiter? Stieg man von hier in den Himmel? Wahrscheinlich existierte dazu eine Sage. Es folgte der winzige Ort selbst. Vor allem aber: der Atlantik, zu beiden Seiten. Majestätisch lag er da. Abermals in einem anderen Gewand, einem anderen Blau: in vollendetem Ultramarin. Der massive Vorsprung, auf dem sie sich nun befanden, eine wilde Halbinsel, ragte noch etwas höher auf als die Felsnadeln.

Hinter dem Ort ging es rechts ab auf ein schmales Schottersträßchen. Abrupt bremsten die beiden Polizeiwagen vor Dupin und hielten am Straßenrand. Dupin tat es ihnen gleich. Im Nu war er ausgestiegen, die Kappe tief in die Stirn gedrückt. Das Licht war brutal, die Hitze unerträglich. Der Fahrtwind war die reine Wohltat gewesen.

Jetzt erblickte Dupin den dunkelblauen E-Pace des Kapitäns. Er stand mitten auf der kleinen Straße, in einer Kurve. Ein wenig sah es aus wie in einer Werbung für Geländewagen, jede Agentur würde von einem solchen Setting träumen. Langsam lief Dupin um den Wagen herum.

Riwal trat an ihn heran, hinter ihm Kadeg und Le Menn.

»Es ist beides vorstellbar: dass Zinc hier halten musste, weil sich jemand oder etwas vor ihm auf der Straße befand und die Weiterfahrt blockierte, oder er hielt von sich aus hier an. Aber dann wäre er höchstwahrscheinlich an den Straßenrand gefahren. So wie wir.«

Auch Dupin hielt das erste Szenario für das plausiblere.

»Wir kriegen zwölf Polizistinnen und Polizisten vom Festland. Sie kommen mit einem Polizeiboot. Dann sind wir zwanzig, immerhin.«

Cosqueric war schnell. Und effektiv. Eine wunderbare Kombination. Dupin musterte beim Zuhören das moosige Gras neben dem staubigen Sträßchen.

»Ich treffe mich in einer Stunde mit ihnen«, setzte Cosqueric nach, »dann arbeiten wir einen Plan für die Suche aus. Außerdem werden drei Polizeischiffe im erweiterten Gebiet um die Insel patrouillieren. Die Hafenmeister sämtlicher Häfen im Umkreis der Insel sind informiert. Sie schauen, welche Boote die Häfen seit fünfzehn Uhr verlassen haben. Die jetzt ausfahrenden Boote werden kontrolliert.«

»Hervorragend.«

Dupin hatte nicht an die Häfen gedacht.

»Die Spurensicherung müsste gleich hier eintreffen. Sie haben übrigens weder auf Provosts Boot noch in seinem Haus irgendetwas Relevantes gefunden.«

»Wir müssen vor allem nach Spuren eines zweiten Wagens schauen.« Dupin lief zum Straßenrand gegenüber.

»Und nach Hinweisen auf das Anlegen eines Bootes.« Riwal deutete auf eine Bucht, zu der sich das Sträßchen hinunterschlängelte. Ein verträumtes Stück Sandstrand, von mächtigen, spitzen Felsen eingerahmt, war zu sehen. »Man könnte ihn genauso gut auf ein Boot gebracht haben.«

Dupin musste es sich immer wieder vergegenwärtigen: Boote waren hier wichtiger als Autos. Nur mit ihnen kam man von der Insel weg. Und auch von jedem Punkt der Küste zu einem anderen.

»Die Presse hat bereits Wind von der Sache hier bekommen.« Cosqueric deutete mit dem Kopf auf ZinCs Wagen. »Das war zu erwarten. Ich habe auf der Fahrt mit zwei Reportern telefoniert. Ich denke, ich konnte sie davon abhalten, sich auf den Weg hierher zu machen.«

»Sehr gut.«

Wieder war Dupin höchst beeindruckt von Cosquerics Autorität. Dupin hatte die Reporter noch kein einziges Mal zu Gesicht bekommen.

»Ich muss mit dem Bruder des Kapitäns sprechen. Wer hat eben mit ihm telefoniert?«

»Er heißt Matthieu Zinc, Neurologe mit großer eigener Praxis, zuerst Cosqueric und dann ich«, meldete Riwal.

Dupin war komisch zumute. Doch nicht wegen dem kleinen Schwindelanfall nach dem Flug. Es hatte schon am Mittag an den Felsnadeln begonnen, wo er auch die vermeintliche Gestalt gesehen hatte. Die Welt wankte, das Atmen fiel ihm schwer. Claire sagte immer, er trinke zu wenig. Zu wenig Wasser und zu viel Kaffee, und verfüge gerade bei großer Hitze deswegen über zu wenig Elektrolyte, was »zur völligen Überforderung des körpereigenen Kühlsystems« führe. Er spürte, neben dem Taumel, tatsächlich auch ein leichtes Unwohlsein und erneut einen dumpfen Kopfschmerz.

Er riss sich zusammen: »Kann sein Bruder sich einigermaßen an den Wortlaut des Gesprächs mit dem Entführer erinnern?«

»Danach habe ich ihn nicht gefragt«, brummte Cosqueric, »ich meine, der Mann stand unter Schock.«

»Kadeg«, richtete sich Dupin unvermittelt an seinen Inspektor, »lesen Sie uns mal diese Erpresserbriefe von vor drei Jahren vor.«

Kadeg brauchte eine Weile, um sich so hinzustellen, dass er trotz der grellen Sonne auf dem kleinen Display genug erkennen konnte. Alle scharten sich um ihn: »Sie haben drei Tage Zeit, um eine Million Euro an uns zu übergeben. Sollten Sie dieser Forderung nicht nachkommen, werden Sie sterben. Das gleiche Los wird Sie treffen, wenn Sie sich bei der Polizei melden. Wir teilen Ihnen mit, wo Sie das Geld zu hinterlegen haben.«

Kadeg setzte ab und öffnete die nächste Mail. »Schon einen Tag später kam noch ein weiterer Brief, abermals im Zentrum von Nantes eingeworfen ...«

»Wo sind eigentlich die Briefe an Provost eingeworfen worden?« Die Frage war Dupin schon vorhin eingefallen.

»Das wissen wir nicht. Wir haben nur die Briefe gefunden, nicht die Umschläge«, gab Cosqueric Auskunft.

»Weiter, Kadeg ...«

»Sobald Sie über das Geld verfügen, bringen Sie es in einem Koffer zur Mündung der *Etier de Vair* in die *Loire*. Direkt an der Mündung steht eine Bank. Da legen Sie den Koffer ab. Das war es. Die Villa des Industriellen steht übrigens ziemlich im Zentrum von Nantes.«

»Kein Datum, keine Uhrzeit?«, wollte Dupin wissen.

»Eben nicht.«

»Was bedeutet, dass der Täter ihn ständig beobachtet haben muss. Er wusste, wann sein Opfer mit dem Koffer zur Mündung fährt«, schlussfolgerte Le Menn.

»Die Gegend an der Mündung ist komplett verlassen«, ergänzte Cosqueric, »da sagen sich Fuchs und Hase gute Nacht. Außerdem ist sie für den Erpresser gut zu überschauen.«

»Und da hätte er mit einem Boot hingekonnt«, gab Riwal zu bedenken.

»Der oder die Täter.«

»Wichtig ist, dass sich die Texte auffällig ähneln«, kam Kadeg auf seinen Punkt zurück. »Sollten Sie der Forderung nicht nachkommen, werden Sie sterben. Es ist die identische Formulierung.«

»Aber was soll man da auch sonst schreiben?«, hielt Le Menn dagegen.

»Sind sich solche Texte nicht immer ähnlich? Außerdem wurden die Schreiben während der Ermittlung im Wortlaut veröffentlicht. Jemand könnte sich jetzt bewusst daran orientieren, um uns zu täuschen.«

Das waren plausible Entgegnungen. Dennoch ließ sich Kadegs Punkt nicht so einfach beiseiteschieben, natürlich konnte es ein und derselbe Täter sein.

»Das Geschehen jetzt passt doch auch gar nicht richtig«, Riwal schien ebenfalls skeptisch, »eine Entführung ist ein neues Element, bisher waren es klassische Erpressungen. Sowohl bei dem Industriellen in Nantes als auch bei Provost. Aber jetzt?«

»Im Kern ist es doch das Gleiche: Der Täter fordert Geld. Eine Million. Vielleicht braucht er sie dringend«, untermauerte Kadeg seine Theorie.

»Und das Konzept mit der Erpressung hat bei Provost nicht funktioniert, da hat er es etwas variiert. So unterschiedlich ist das Vorgehen auch wieder nicht. Er hat ja nicht plötzlich eine Bank überfallen.«

»Die Routinen laufen übrigens schon«, der Chef der Inselgendarmerie

wurde systematisch, »die Polizei in Bordeaux kümmert sich um den Anruf, die Ortung, die Rückverfolgung und so weiter. Ein Kommissar vor Ort wird Monsieur Zinc aufsuchen.«

»Cosqueric, geben Sie mir seine Nummer.«

Er wollte selbst mit Monsieur Zinc sprechen.

»Ich schick sie Ihnen und hole Ihnen auch eine Flasche Wasser. Sie sollten ab und zu etwas trinken. Ich weiß nicht, ob Ihre Hautrötungen nur von der Sonne kommen.« Schon setzte sich Cosqueric in Bewegung.

»Chef, solche Rötungen sind Anzeichen einer ernsthaften Überhitzung«, sorgte sich Riwal nun ebenfalls.

Dupin hatte es bisher nicht bemerkt, aber auch an den Armen hatte sich seine Haut extrem gerötet. Er brummelte etwas, was er selbst nicht verstand. Eine Minute später lief er mit dem Telefon am Ohr und der Wasserflasche in der Hand die kleine Straße zur Bucht hinunter.

»Ja, hallo?«

»Bonjour, Monsieur Zinc, hier Commissaire Georges Dupin. Wir ermitteln im Entführungsfall Ihres Bruders. Es tut mir außerordentlich leid, Monsieur. Ich verspreche, dass wir alles in unserer Macht Stehende unternehmen werden, um Ihren Bruder zu finden und zu befreien. Unversehrt.«

»Danke.«

Seine Stimme klang zittrig.

»Es würde uns sehr helfen, wenn Sie sich an den Wortlaut des Erpresser-Anrufs erinnern könnten.«

Möglicherweise half es auch gar nichts, selbst wenn es weitere Übereinstimmungen gab.

»Er hat nicht viel gesagt.«

Dupin war beinahe unten in der Bucht angelangt. Der Sand zog sich bis weit ins türkisfarbene Meer.

»Versuchen Sie sich bitte zu erinnern.«

Matthieu Zinc verstummte eine Weile.

»Hören Sie genau zu, so hat er begonnen, wir haben Ihren Bruder. Sie übergeben uns eine Million Euro, sonst wird er sterben. So ungefähr.«

Es hatte nach einer ziemlich bestimmten Erinnerung geklungen.

»Noch etwas?«

»Beschaffen Sie das Geld innerhalb der nächsten drei Tage. Ich werde bezahlen, Monsieur le Commissaire. Sofort.« Nun wirkte er vollkommen aufgelöst.

Drei Tage waren es auch in Nantes gewesen. Aber Le Menn hatte recht. Das musste alles nichts heißen.

»Das war es?«

»Ja. Dann hat er aufgelegt. Denken Sie, mein Bruder ist noch auf der Insel? Da müsste man ihn doch finden.«

Das Sprechen fiel ihm schwer.

»Die Suche hat bereits begonnen, Monsieur. Und wir haben Unterstützung vom Festland. Wir tun, was wir können.«

»Ich weiß, Monsieur le Commissaire.«

»Ihnen fällt zu der Sache selbst nichts ein, nehme ich an?«

»Gar nichts. Wir mögen uns sehr, Albert und ich, aber bedauerlicherweise sehen wir uns nicht so oft. Ein- oder zweimal im Jahr. Ich weiß zu wenig von seinem Leben. Es ist traurig.«

Dupin wusste, was er meinte.

»Gab es in der Vergangenheit schon einmal einen Erpressungsversuch?«

»Nein. Ich werde das Geld morgen früh besorgen, das ist kein Problem. Und auf die Anweisungen warten. Glauben Sie, die lassen meinen Bruder gehen, wenn ich zahle?«

»Es gab vor drei Jahren einen ähnlichen Fall in Nantes. Der oder die Täter dort haben kooperiert, nachdem gezahlt wurde.«

»Das ist zumindest ein bisschen beruhigend.«

Es schien Monsieur Zinc tatsächlich etwas zu beschwichtigen.

Dupin war bis an die Wasserlinie gelaufen.

»Mein Kollege aus Bordeaux wird sich bei Ihnen melden, Monsieur. Man wird Sie überwachen, natürlich unauffällig. Und wir werden versuchen, die Nummer zurückzuverfolgen, wenn sich der Entführer wieder meldet.«

Das ganze Programm. Das fast nie zu etwas führte.

»Gut.«

»Wenn Ihnen noch etwas einfällt, melden Sie sich bei mir. Ich bin Tag und Nacht zu erreichen.«

»Danke, Monsieur le Commissaire.«

»Dann auf bald, Monsieur Zinc.«

»Au revoir.«

Es war merkwürdig, im Süden schien man nun Land zu sehen. Flaches Land, Landleckse eher, Inseln. Sandbänke vielleicht auch nur. Aber auch einige mit Bäumen. Palmen? Nur lag südlich der Belle-Île eigentlich gar kein Land mehr.

Dupin schüttelte sich.

Ein paar Zentimeter nur trennten Dupins Schuhe vom Wasser. Dennoch bestand keinerlei Gefahr, nass zu werden, nicht einmal ein minimales Schwappen war zu verzeichnen. Nicht die geringste Bewegung. Der wilde, jederzeit zu verheerendem, tödlichem Tosen fähige Atlantik lag da wie ein stiller See. Wie ein Riese, der sich zu einem friedlichen Nickerchen niedergelassen hatte und nun sanft träumte.

»Alles okay, Chef?«

Riwal war wie aus dem Nichts neben ihm aufgetaucht.

»Alles okay.«

»Schiefer beruhigt, Chef. Tief im Innern.«

Riwal bemerkte Dupins ratlosen Blick.

»Schiefer, Chef! Kein Granit. Die Nachbarinseln Houat und Hoëdic sowie die Halbinsel von Quiberon und fast die gesamte Bretagne: alles Granit. Nur hier nicht. Die Belle-Île ist eine Schieferwelt vulkanischen Ursprungs, das gesamte Massiv besteht aus zerfallendem, sich zersetzendem Schiefer.«

Riwal formulierte es, als wäre es eine entscheidende Offenbarung. Ein wenig verwundert war Dupin schon, normalerweise sang sein Inspektor doch das Hohelied auf den Granit, die Essenz der Bretagne.

»Schiefer prüft die Menschen auf Beständigkeit. Was nicht trägt, fällt ab. Er erdet, beruhigt, bringt einen zu sich. Menschen, die gerne zu viele Luftschlösser bauen, bekommen wieder Boden unter die Füße und eine Verbindung zur Realität, den Blick fürs Naheliegende. Praktisch ist Schiefer da natürlich auch bei der Aufklärung eines komplizierten Falls, Chef, gerade für Sie.«

Beinahe hätte Dupin nachgefragt. Aber Riwal fuhr auch so fort.

»Schiefer kann allerdings auch zu sehr beruhigen, das kann dann

richtiggehend gefährlich werden. Aber«, er hielt kurz inne, »da mache ich mir bei Ihnen keine Sorgen, Chef. Sie könnten auf einem gigantischen Planeten aus reinstem Schiefer leben und liefern nicht Gefahr, zu ruhig zu werden.«

»Riwal ...«

»Wir versuchen gerade«, wendete Riwal Dupins Intervention ab, »etwas über die finanziellen Verhältnisse der Personen herauszufinden, um die es bisher geht.«

Sie hatten sich in Bewegung gesetzt und waren auf den steinigen Küstenpfad gelangt, der jetzt steil anstieg.

»Gut. Auch bei der Bürgermeisterin?«

»Das ist selbstverständlich besonders heikel, aber wir versuchen es.«

Auf regulärem Weg war dies im Augenblick unmöglich, es gab bei niemandem hinreichende Verdachtsmomente, um sich derartige Auskünfte bei Banken beschaffen zu können. Glücklicherweise jedoch gab es die Grauzonen, das A und O bei Ermittlungen.

Riwal blieb plötzlich stehen.

»Das ist alles sehr seltsam, oder, Chef? Hier stimmt doch was nicht.«

Natürlich stimmte hier etwas nicht: Ein Mann war ermordet worden, ein anderer entführt ... Aber Dupin wusste, was Riwal meinte.

Sie setzten sich wieder in Bewegung.

Gehen tat immer gut. Und ein Schluck Wasser ab und zu ebenso. Dupin hatte die ganze Flasche in einem Zug geleert. Es ging ihm sofort etwas besser. Er war nie ein großer Wassertrinker gewesen und insofern schon immer Bretone: *L'eau, c'est pour les vaches*, war ein bretonisches Credo, »Wasser ist für die Kühe da«.

Es sah so aus, als würde man in einem großen Bogen am Rand des Kaps entlanglaufen und so wieder zu dem Sträßchen zurückgelangen können, von wo sie gekommen waren. Anders als bei den Monet'schen Felsnadeln fiel die Küste hier nicht steil ins Meer ab, der Vorsprung war halbwegs gerundet, und man sah den zerfallenen, verblichenen Schiefer. Hier wuchsen nicht einmal mehr stoppelige Gräser oder Moose.

Riwal schaute auf die Uhr: »Eigentlich sind Sie jetzt mit dem Menhir-Forscher verabredet. Manuel Trotter. Dreiunddreißig Jahre. Genau jetzt, um sechs.«

Dupin hatte es völlig vergessen. Und zwar alles. Die Verabredung, den Menhir-Forscher, die Uhrzeit.

»Soll ich das verschieben, Chef?«

»Rufen Sie ihn an und sagen Sie ihm, ich komme etwas später. Er soll warten.«

»Mach ich.«

Riwal holte sein Handy hervor.

»Hallo? Hier Inspektor Riwal, Polizei ... Genau ... Ich wollte bloß sagen, dass Commissaire Dupin sich etwas verspätet. Sieben, denke ich ... Gut, ja ... au revoir.«

Schon hatte Riwal wieder aufgelegt.

»Alles klar, Chef. Sie müssen zu *Jean* und *Jeanne*. Zu *Jean*, präziser gesagt. Da wartet Trotter auf Sie.«

»*Jean*?«

»So heißt einer der beiden Menhires, die Trotter studiert. Der andere ist *Jeanne*. Zu den beiden gibt es eine sehr schöne Geschichte ...«

»Was wissen wir noch über diesen Mann, Riwal?«

Bisher war Trotter eine Randfigur.

»Er hat bereits drei Bücher geschrieben. Eines speziell über Stonehenge, eines allgemein über Steinmonumente aus dieser Zeit und eines über die Anlagen in Carnac. Ich würde sagen, irgendwas zwischen Spinnerei und Wissenschaft.«

Für Dupin ginge es mit Sicherheit schneller in Richtung Spinnerei als für Riwal.

»Carnac ist ja auch ein surrealer Anblick, Chef, diese Armee von dreitausend Steinen in parallelen Reihen. Niemand weiß, wer sie wann und warum aufgestellt hat, es ist bis heute ein Rätsel. Doch die besondere Energie spürt jeder.«

»Und was schreibt er über Carnac?«

Dupin lüftete die Tahiti-Kappe, der Schiefer schien die Hitze regelrecht zu speichern.

»Im Wesentlichen gibt er einen Überblick über alle Theorien zu diesem Ort.«

»Die da wären?«

Sofort bereute Dupin seine unüberlegte Nachfrage.

»Sehen Sie, Chef!« Riwal war abrupt stehen geblieben, doch sein Blick lag nicht auf dem Meer und dem traumhaften Panorama, sondern haftete auf den von Wetter, Wasser und Zeit gezeichneten Felsen. »Die ekstatische Farbmagie der Insel verdankt sich zum großen Teil den Flechten! Gerade die irren Farben der Felsen, die Sie auf den Bildern von Monet oder Matisse finden, sind ganz und gar realistisch. Es sind die Flechten, schauen Sie genau hin! Sie sind das Geheimnis.«

Riwal deutete auf verschiedene Stellen, und tatsächlich war alles zu sehen.

»Das Orange, das Rot, Gelb, Weiß, das Blau und Grün, in allen Nuancen. Alles ist da! Auch hier: ein Altrosa. Was selten ist bei Flechten. Und dann betrachten Sie mal Monets Bilder! Altrosa, sage ich nur.«

Die Flechten wirkten wie willkürlich aufgetragene, unformige Farbkleckse, farnisartig, schorfig, porös. In allen Formen und Größen. Sie waren Dupin schon bei Islonk aufgefallen. Eine Art Natur-Graffiti.

»Flechten sind total verkannt, Chef, sie werden systematisch unterschätzt. Sie entstehen als einzigartige Verbindung von Meer und Erde, von Algen und Pilzen. Eine perfekte Symbiose! Und, nur nebenbei, Chef, genau das ist die Belle-Île ja auch: die vollendete Vermischung von *mer et terre*. In der Bretagne gibt es über zweitausend Flechtenarten, so viele wie nirgendwo sonst auf der Welt.«

Dupin hatte es nicht anders erwartet.

»Diese hier«, Riwal deutete auf einen einzelnen orangefarbenen Stein, »haben wahrscheinlich schon Julius Cäsar mit seinen Flotten bei der Seeschlacht gegen die Gallier hier vorbeifahren sehen. Flechten können bis zu 4700 Jahre alt werden, sie ...«

»Riwal!«

»Sie haben recht, Chef, zurück zu den Menhir-Theorien. Ich ...«

»Erzählen Sie mir lieber noch etwas über die Bürgermeisterin.«

Es war genug des Fantastischen.

»Hm. Wie gesagt, Monette Megret ist sehr anerkannt. Eine äußerst kluge«, eine kleine Pause, »und ausgesprochen attraktive Frau. Permanent in Aktion. Sie bewegt extrem viel. Sogar die Zukunft.« Große Sätze, aber angesichts dessen, was Dupin nun wusste, schienen sie nicht einmal übertrieben. »Da können sich so manche Bürgermeister eine Scheibe abschneiden, vor allem auch die der großen Städte. Die Belle-Île hat ihnen

allen etwas voraus!«

Riwal, der stolze Bellilois.

»Megret hat über 200 Millionen Euro für ihr Projekt aufgetrieben. Plus die Millionen von Patric Provost.«

Es war in der Tat beeindruckend.

»Für eines der ambitioniertesten Energieprojekte der Welt.«

»Ist Madame Megret verheiratet?«

»Mit einem Professor von der Uni Vannes.«

»Kinder?«

»Nein.«

»Meinen Sie, Provost hat ihr das gesamte Vermögen wirklich von sich aus – überlassen?«

»Sie meinen«, Riwal zögerte, »er wurde von ihr auf irgendeine Weise dazu gebracht?«

Dupin konnte sich alles vorstellen.

»In Anbetracht dessen, was wir bisher über ihn und sein Leben wissen, vor allem über seinen Charakter, finde ich seine Entscheidung gar nicht so abwegig, Chef. Sie ergibt durchaus Sinn. Er wollte es auf keinen Fall einer Person, einem Menschen hinterlassen. Rigorose Unabhängigkeit war ohne Zweifel eines seiner Lebensprinzipien, neben dem Geiz. Und«, Riwal blieb ganz sachlich, »der Freude daran, die Leben und die Träume anderer zu sabotieren. Und er war durch und durch Bellilois. Er mochte das Festland nicht. Wie die meisten hier.«

Riwal hatte recht.

»Könnte Monette Megret nicht irgendwo anders eine große Karriere machen?«

»Unbedingt. Aber warum sollte sie die Belle-Île verlassen?«

Es hörte sich an wie: Wie konnte man diese Frage überhaupt stellen? Überhaupt auf eine solche Idee kommen?

»Sie stammt von hier. Ihre Familie lebt seit 1772 auf der Insel. Sie sind *Acadiens*.«

»Deren Präsidentin sie ist.«

»Ich merke, das Thema lässt Ihnen keine Ruhe, Chef. Haben Sie denn irgendeine Vermutung? Hinsichtlich der *Acadiens*? Dass die Vereinigung oder einer von ihnen eine Rolle spielt bei alldem hier?«

»Provost, der Kapitän, Madame Fidelin, Megret. Sie alle sind Mitglieder.«

»Wie 124 andere Bellilois.«

Exakt das war die Replik der Bürgermeisterin gewesen.

»Die Vereinsmitglieder werden vermutlich eine ungefähre Vorstellung von den Vermögen der anderen haben. Auf so einer kleinen Insel.«

»Wenn Sie wollen, spreche ich mal etwas ausführlicher mit meinem Nachbarn, Chef, er gehört dazu. Ein höchst integrer Mann. Vielleicht höre ich etwas Interessantes.«

Sie waren auf der äußersten Spitze des Kaps angekommen. Hier endete der »Kontinent«, es war sein südlichster und gleichzeitig auch fast östlichster Punkt.

»Tun Sie das, Riwal.«

Dupin ließ seinen Blick über das jetzt erhaben tintenblaue Meer schweifen. Trotz der Sonne, die den Tag über Abermillionen Liter Atlantik hatte verdunsten lassen, war die Luft klar. Stäche man mit einem Boot in See und folgte Dupins Blick durch die Bucht von Biskaya nach Süden, würde man irgendwann in den Hafen von Bilbao einlaufen. Zumindest wenn die Insel bis dahin nicht wieder einen Sprung durch den Raum gemacht hatte, dann könnte es genauso gut der Hafen von Saint-Tropez, Bastia, Cardiff, Donegal oder Arrecife sein ... Von der Stimmung her würde alles passen.

Was Dupin schon die ganze Zeit beschäftigte und sich nur schwer formulieren ließ: Das Blau schien auf der Insel eine Art eigenständiges Licht zu sein. Es schien aus Myriaden von kleinsten, luftigen, ätherischen Blausonnen zu emanieren, die die Atmosphäre der Belle-Île erfüllten.

»Apropos mein Nachbar, Chef. Das bringt mich auf die Frage, wie wir das heute Nacht machen wollen.«

»Heute Nacht?«

»Wo wollen Sie schlafen, Chef? Kadeg und Le Menn übernachten bei mir. Sie können gerne auch ein Zimmer haben, das Haus ist groß genug.«

Dupin blieb unwillkürlich stehen. Er hatte noch nicht darüber nachgedacht.

»Oder wollen Sie heute Abend zurück nach Concarneau und morgen früh wiederkommen? Goulch holt und bringt Sie. Mit einem Hotelzimmer wird es schwer, so kurzfristig in der Hochsaison, groß sind die touristischen Kapazitäten der Belle-Île ohnehin nicht.«

»Eigentlich schon. Ich meine, eigentlich wollte ich zurück.«

Davon war er selbstverständlich ausgegangen.

»Das bedeutet zwei zusätzliche Fahrten mit dem Boot, Chef.«

»Hm.« Dupin verharrte einen Moment auf der Stelle.

Verdammtd. Zwei heftige Aversionen stritten in ihm. Zwei zusätzliche Bootsfahrten, eigentlich vermeidbar, oder eine Nacht mit Kollegen in einer gemeinsamen Unterkunft. Eine lebendige Abneigung von Dupin, der gar keine Aversion gegen die Kollegen zugrunde lag. Was wäre schlimmer? Zu einer gemeinsamen Übernachtung war es das erste und bisher letzte Mal vor acht Jahren bei einem Fall auf den Glénan gekommen. Damals hatte er sich geschworen, dass es das einzige Mal bleiben würde. Dennoch.

Er setzte sich wieder in Bewegung.

»Klar, es könnte heute sehr spät werden.« Dupin versuchte eine Argumentation zu finden. »Außerdem weiß man ja nie, was während eines Falles passiert. Auch nachts. Gerade nachts. Dann wäre ich nicht vor Ort. Die Gendarmerie setzt ihre Aktion auf der Insel ja auch bis in die Nacht fort, zumindest bis spätabends.«

»Ganz sicher, Chef.«

»Goulch kann Sie abholen«, wiederholte Riwal. »Sie wissen, welches Tempo die Bir schafft, so lange dauert die Fahrt ja auch nicht.«

»Sehr gerne, Riwal. Ich meine, ich nehme Ihr Angebot sehr gerne an. Das Zimmer.« Dupin seufzte hörbar.

»Gut, Chef.« Riwal war sichtlich zufrieden. »Und ans Essen müssen wir auch denken. Wir haben alle seit dem Frühstück nichts gegessen. Das stehen wir nicht mehr lange durch.«

Dupin hatte nicht einmal gefrühstückt, zu seinem Croissant im *Amiral* war er nicht gekommen.

»Ich habe mir erlaubt, einen Tisch zu reservieren, für halb neun, reines Glück, dass wir in der Hochsaison überhaupt so kurzfristig noch etwas bekommen haben.«

Riwal klang jetzt fast wie Nolwenn.

»Da müssten Sie mit Trotter durch sein. Dann essen wir zusammen und bringen uns à jour.«

Eigentlich waren das wunderbare Aussichten.

»Sehr gut.« Jetzt aber war es genug der Logistik. Ein Punkt ging Dupin

schon seit eben diffus durch den Kopf: »Ist es nicht ein komischer Zufall, dass Agnès Griffon beim Flug dabei war?«

»Die beiden arbeiten zusammen. Und das Projekt gehört zu Madame Griffons Job hier auf der Insel. Sie musste dabei sein, Chef.«

»Und sie sind Cousinen.«

Dupins Satz hing unbestimmt in der Luft. Er versuchte es noch einmal: »Agnès Griffon ist sowohl Provosts Noch-Ehefrau als auch die Cousine und die Mitarbeiterin der Bürgermeisterin. Und beide sind sie die einzigen Profiteure von Provosts Tod. Beide erhalten nun enorme Summen. Und ihr Profit geht, wenn ich das richtig verstehe, noch über das Finanzielle hinaus: Beide werden sich mit dem Energiepark-Projekt in enormem Maße profilieren.«

»Das Projekt wäre doch so oder so zustande gekommen, dann halt mit drei Windrädern. Außerdem: Was ist mit der Entführung des Kapitäns? Warum sollten sie das tun?«

Es entstand ein längeres Schweigen.

Dupin fühlte sich einfach nicht in Form. Und es war alles nur noch schlimmer geworden, seitdem sie vom Essen gesprochen hatten.

»Sie kennen die Bretagne, Chef.«

Dupin musste auf der Hut sein, wenn Riwal so begann, auch weil es bedeutete, dass Dupin gerade grundlegende bretonische Verhältnisse missachtete.

»Die Beziehungen der Menschen untereinander sind eng und vielfältig. Jeder kennt jeden, man ist befreundet, man ist verwandt, man geht vielen verschiedenen Interessen nach. So ist das.«

Die Beschreibung könnte genauso gut für die Camorra herhalten.

»Außerdem ist Griffon nicht die ›Mitarbeiterin der Bürgermeisterin‹, sondern die Leiterin der Versorgungstechnik der gesamten Insel. Nicht bloß von Bangor. Und: Überlegen Sie mal, wie viele Menschen von Provosts Tod profitieren. Nicht durch eine Erbschaft, dafür aber ganz konkret in ihrem jeweiligen Leben. Sogar materiell. Alle doch eigentlich, wie ich das sehe. Selbst der Kapitän hatte einen Konflikt mit Provost. Er will sein Haus vergrößern, um einen Teil an Feriengäste zu vermieten. Nicht dass er es nötig hätte, dennoch. Es ist zwar sein Haus, aber Provost behauptet, dass es unter Denkmalschutz stehe. Provost hat deswegen Beschwerde bei der

Gemeinde eingereicht, reine Schikane. Die Sache wird nun aufwendig geprüft.«

»War die Bürgermeisterin darin involviert?«

»Vermutlich schon.«

Monette Megret hatte es sich gewiss nicht mit Provost verscherzen wollen, das stand fest.

»Chef, ich meine doch nur: In diesem Fall liegen gleich eine ganze Reihe brisanter, sehr persönlicher, hoch emotionaler Motivlagen vor. Außerdem sollten wir die Möglichkeit eines Täters vom Festland nicht gleich vom Tisch fegen.«

Riwal schien es nicht zu mögen, dass der Verdacht bislang lediglich auf Bellilois lag.

»Sie haben recht, Riwal.«

Sie waren am Ende des kleinen Rundwegs angelangt. Die Schotterstraße, der Wagen des Kapitäns und die Kollegen kamen in Sicht. Die Gruppe hatte sich inzwischen sogar noch einmal vergrößert, sicher waren die Leute von der Spurensicherung dazugestoßen.

»Ich mache mich auf, Riwal.«

»Ich schreibe Ihnen die Adresse des Restaurants.«

»Tun Sie das.«

Dupin zog die Kappe in die Stirn und lief auf den Méhari zu.

Dupin war das sechste Mal an diesem Tag die lange, fast gerade Straße über den Inselrücken gefahren, diesmal an der Abfahrt zum Flughafen und an Islonk vorbei, nach Kerlédan. Ungefähr auf halber Strecke war er in eine Polizeikontrolle geraten, akribisch arbeitende Gendarmen musterten die Fahrer, erkundigten sich nach den Zielen und inspizierten die Wagen einschließlich der Kofferräume. Dupin hatte die Kollegen erst mit seinem Dienstausweis von seiner Polizei-Zugehörigkeit überzeugen können, das orange Cabrio-Fun-Car und die knallrote Tahiti-Mütze hatten nicht unbedingt geholfen, Autorität zu vermitteln. Anschließend hatte er dreimal mit Riwal telefonieren müssen, um die Menhires überhaupt zu finden, eigentlich hatte er Hinweisschilder erwartet. Aber es war wie so oft: Die Bretagne verbarg ihre Attraktionen konsequent, oder anders: Sie wies eine

so große Zahl von Sehenswürdigkeiten auf, dass sie keinerlei Aufhebens um einzelne machen musste. Zudem hatte Dupin bei zwei so legendären Menhiren eine spektakuläre, zumindest ansatzweise mystische Kulisse erwartet.

Jean stand keine drei Meter von der Kreuzung der D25 entfernt, auf dem kürzlich gemähten Seitenstreifen. Dahinter erstreckte sich ein ebenso aurafreies Feld, gemäht, bräunlich gelbe versengte Stoppel, Strohballen, die alltäglichen und doch wunderbaren Monamente des Hochsommers, große Räder, in rätselhaften Abständen verteilt. Wüsste man nicht, worum es sich handelte, man könnte meinen, es mit Zeichen Außerirdischer zu tun zu haben, Kornkreisen mindestens ebenbürtig. Und natürlich würde man hier, vom Himmel aus betrachtet, geheimnisvolle Muster erkennen.

Doch so banal der Ort auch war, *Jean* war es ganz und gar nicht.

Er war gewaltig. Vier Meter hoch, schätzte Dupin, respektgebietend machte er alles, was an Kulisse fehlte, durch seine Erscheinung und Aura wett. Ein heller verwitterter Stein, die Oberfläche glich uralten Baumrinden. Es machte den verwirrenden Anschein, als würde er aus der Erde wachsen. Auch das wäre auf der Belle-Île zweifelsfrei möglich. Man hätte ihn aus einiger Entfernung für einen uralten, verwitterten Baumstumpf halten können.

Dupin hatte seinen Wagen am Straßenrand abgestellt.

Der Menhir-Forscher Manuel Trotter sah aus, wie Dupin ihn sich vorgestellt hatte. Es war beinahe unheimlich, wie sehr sich Fantasie, die, in diesem Fall, musste Dupin sich eingestehen, auf Klischees beruhte, und Wirklichkeit entsprachen. Trotter glich dem Bild eines Waldläufers: feine schulterlange Haare, Mittelscheitel, ein Bart mit mäßigem Wuchs, ein weites, verwaschenes Leinenhemd, dunkle weite Stoffhosen und ein interessantes Schuhwerk, eine Mischung aus Sandale und Hightech-Outdoor-Schuh. Dazu ein abgewetzter heller Stoffhut.

»Bonjour, Monsieur Trotter.«

Trotter stand unmittelbar neben dem Menhir. Er war nicht einmal halb so groß wie der Stein, obwohl Dupin ihn auf mindestens eins fünfundachtzig schätzte. Er hatte um den Menhir herum drei Stative mit großen Kameras aufgestellt. Profikameras, wie es aussah.

Der Menhir-Forscher hatte Dupin nicht kommen sehen, die präzise

Ausrichtung einer der drei Kameras schien ihn in Beschlag zu nehmen. Zögernd drehte er den Kopf in Dupins Richtung, ohne sich dabei von der Stelle zu rühren.

»Bonjour.«

Im nächsten Moment war er wieder mit der Justierung der Kamera befasst.

»Ich habe ein paar Fragen an Sie, Monsieur Trotter.«

Dupin ließ eine kurze Pause entstehen.

»Zuallererst die, wo Sie sich heute früh aufgehalten haben. Zwischen fünf und acht Uhr?«

»Hier. Bei den Menhiren. Die Sonne ging heute um 6 Uhr 57 auf. Sie geht um 21 Uhr 37 unter.« Er behielt das Auge am Sucher. »In diesen Tagen mache ich Fotos von den beiden während des Sonnenauf- und -untergangs. Von einer Stunde davor bis einer Stunde danach jeweils. Ich war also bereits um 5 Uhr 30 hier. Es geht um die exakte astronomische und astrologische Ausrichtung der Menhire.«

»Waren Sie alleine?«

»Ja.« Er fügte noch ein halblautes »wie immer« hinzu.

»Hat Sie jemand kommen oder gehen sehen?«

»Ich denke nicht. Zumindest habe ich niemanden gesehen. Vielleicht ein Autofahrer. Aber viel ist um diese Uhrzeit nicht los.«

»Hat Sie in Islonk jemand gesehen?«

»Ich denke nicht.«

»Haben Sie sich den ganzen Tag hier bei den Menhiren aufgehalten?«

»Zwischen dreizehn und siebzehn Uhr war ich zu Hause. Heute bleibe ich lange hier draußen.«

Trotter gab bereitwillig Auskunft.

»Und in Ihrer Pause, hat Sie da jemand gesehen?«

»Ich bin niemandem begegnet.«

Dupin lief langsam um den Menhir herum. Je länger, je genauer man ihn fixierte, desto verrückter erschien er einem. Man hatte den Eindruck, er wurde immer lebendiger, man begann, eine Gestalt in ihm zu sehen. Und er schien zuzulegen, an Masse, an Fläche. Zu wachsen. Zu einem lebendigen Riesen zu werden.

Dupin nahm Trotter erneut in den Blick.

»Ihr Nachbar, Albert Zinc, der Kapitän, ist entführt worden. Heute Nachmittag. Der Entführer fordert eine Million Euro Lösegeld.«

Trotter wandte sich das erste Mal ganz Dupin zu. Sein Ausdruck war schwer zu deuten.

»Die Dinge spitzen sich zu.«

»Was meinen Sie?«

»Nur ein Gefühl. Es sind – massive Ereignisse.« Ein seltsam bohrender Blick.

»Ja, äußerst massiv, Monsieur. Wann haben Sie Patric Provost das letzte Mal gesehen?«

»Vorgestern. Wir sind zufällig zur gleichen Zeit im Weiler angekommen, gegen 18 Uhr vielleicht.«

»Haben Sie mit ihm gesprochen?«

»Wir haben uns aus der Ferne begrüßt. Unsere Häuser liegen ein Stück weit auseinander.«

Trotter beugte sich abermals über die Kamera.

»Wann«, erst jetzt traute sich Dupin, einen erneuten Blick auf *Jean* zu werfen, »haben Sie seinen Hund das letzte Mal gesehen?«

»Meistens habe ich ihn nur gehört. Wenn ich nachts im Garten saß. Keine Ahnung. Vorletzte Nacht vielleicht? Letzte Nacht nicht.«

Dupin stutzte.

»Ist es nicht vielleicht schon etwas länger her? Eine Woche, zehn Tage?«

»Ich habe letzten Samstag und diesen Montag bis spät in der Nacht im kleinen Garten hinterm Haus gesessen. Da habe ich ihn gehört. An einem der beiden Tage, denke ich.«

Dupin hatte den Menhir nun einmal umwandert. Und noch etwas Erstaunliches wahrgenommen: Eigentlich war der Stein rechteckig, aber wenn man um ihn herumging, verloren sich die Kanten. Er rundete sich.

»Sind Sie sicher?«

»Ausdrücklich darauf geachtet habe ich natürlich nicht. Ich ...«, er hantierte an der Kamera herum, »man hört ihn häufiger. Er nimmt dann irgendwelche Witterungen auf und läuft auf die Wiese hoch. Zu den Schafen.«

»Haben Sie in den Tagen und der Woche davor nicht nachts draußen gesessen?«

Trotter schwieg eine Weile.

»Ja, doch. Habe ich. Diese Hitze begann vorletzte Woche, das stimmt.« Sonderbar, jetzt fiel es Dupin auf: Die Hitze war hier bei den Menhiren plötzlich weniger drückend.

»Es könnte also auch länger her gewesen sein?«

»Hm. Vielleicht ist es tatsächlich länger her. Aber ich glaube eigentlich nicht.«

Das Gespräch wurde etwas zäh.

»Haben Sie irgendeine Idee zu dem ganzen Geschehen, Monsieur?«

Dupin setzte zu einer zweiten Runde um den Menhir an. »Wer Provost erpresst und den Kapitänen entführt haben könnte?«

»Nicht die geringste. Ich kenne hier auch gar niemanden.«

»Haben Sie, seitdem Sie da sind, irgendetwas wahrgenommen, das Ihnen im Lichte der heutigen Geschehnisse komisch vorkommt? Irgendetwas?«

»Nein. Ich bin erst seit zwei Wochen hier. Und ich lebe sehr zurückgezogen. Ich muss mein Buch Ende September fertiggestellt haben.«

Mit einem Mal lief er auf das Stativ an der anderen Seite des Menhirs zu, ohne auch nur Dupins Blick zu streifen, der ihm aufmerksam gefolgt war.

»Wie kamen Sie überhaupt dazu, genau dieses Haus in Islonk zu mieten? Ausgerechnet Provosts Haus?«

»Zufall. Ein Inserat in der Zeitung. Das Haus ist zwar in einem ziemlich schlechten Zustand, aber dafür ist es einigermaßen günstig. Und ich habe keine großen Ansprüche. Außerdem waren überhaupt nur noch zwei Häuser auf der ganzen Insel frei, jetzt im August.«

Es begann die gleiche Prozedur wie bei der ersten Kamera: ein aufwendiges Justieren.

»Die beiden sind wieder näher zusammengerückt. Exakt 1,7 Zentimeter. In nur einem Jahr.«

»Was?«

»Jean und Jeanne. Sie standen vor fünfzig Jahren, bei der ersten exakten Messung, 247 Meter voneinander entfernt, jetzt sind es 239 Meter und 15,7 Zentimeter. Ich messe die Distanz seit zehn Jahren mit einem Lasergerät. Die Geschwindigkeit zieht an, sie rasen quasi aufeinander zu.«

»Wie bitte?«

»Wenn sie sich berühren, bedeutet es das Ende der Welt. Die Menschen

hier wissen es seit Urzeiten.«

Dupin unterdrückte den Impuls, weiter nachzufragen. Auch deswegen, weil, wie er wusste, ohnehin längst feststand, dass die Welt tatsächlich untergehen würde. Claire führte es gerne aus: Die Hälfte ihres »Lebens« hatte die Sonne bereits hinter sich und schon in einer Milliarde Jahre würde alles Leben auf der Erde verglüht sein, denn vor ihrem Ende würde die Sonne sich immer weiter aufblähen.

»Sobald sie sich berühren!«, mahnte der Menhir-Forscher erneut.

»Na, ein bisschen Zeit haben wir ja noch.«

Dupin hatte es ohne ironischen Unterton formuliert.

»*Jean* war der Sohn eines heiligen Barden. Des mächtigsten Barden, den es je gab, *Jeanne* eine arme Schafshirtin. Die spirituellen Gesetze verboten eine Beziehung zwischen den beiden, ein Barde musste im Kreise des Numinosen verbleiben. Dennoch verliebten sie sich und trafen sich jede Nacht heimlich, um sich dieser Liebe hinzugeben. Der Rat der Druiden beauftragte die Hexen von Borgroix daraufhin, sie in Steine zu verwandeln, weit voneinander entfernt. So stehen sie hier. Aber in manchen Vollmondnächten kommt eine Fee, die sie, ergriffen vom Leid der Liebenden, für den Bruchteil eines Moments lebendig werden und sich aufeinander zubewegen lässt. Sie meint es gut. Aber es bedeutet das Ende.«

Trotter hatte die Legende ganz ohne typisch bretonische Verve wiedergegeben. Und dennoch war es eine dieser fantastischen Geschichten, von denen es, wie es hieß, in der Bretagne so viele gab wie Sterne am Himmel.

Dupin hatte nun auch die zweite Umrundung des Menhirs beendet. Er drehte sich zu Trotter um. »Niemand kann Ihre Aussagen bestätigen, Monsieur Trotter. Sie haben leider kein Alibi.«

Es war Dupin gerade durch den Kopf gegangen. Genau so war es. Was noch schwerer ins Gewicht fiel, weil die anderen Nachbarn eigentlich ein Alibi besaßen. Und nur das der Bürgermeisterin schien nicht wasserdicht, außer ihrem Mann konnte es niemand bestätigen.

»Wollen Sie ...«

Dupins Telefon unterbrach Trotter.

Es war Cosqueric.

»Entschuldigen Sie mich.« Dupin ging ein paar Schritte auf die gemähte

Wiese.

»Ja?«

»Wir wissen jetzt, warum Zinc nach Le Skeul gefahren ist. Sein bester Freund wohnt dort. Beziehungsweise in der Nähe. Ein Landwirt. Ziemlich einsam, da gibt es nur das eine Haus. Zinc und er waren verabredet. Aber Zinc ist nicht erschienen. Der Freund hat dann etwas von einem Vorfall im Radio gehört und sich sofort gemeldet.«

»Hm. Wir sollten uns mal mit dem Landwirt unterhalten, denke ich.«

»Ich kenne ihn persönlich, Commissaire. Ein integrer Mann. Frau und Kinder sind auch zu Hause gewesen, eines sechs, eines acht Jahre alt. Ich fahr mal vorbei.«

»In Ordnung, Cosqueric.«

»Wir haben übrigens eben die Verbindungsstücke von Zinc bekommen. Festnetz und Handy. Er hat heute Nachmittag zur fraglichen Zeit keinen Anruf erhalten und auch keinen getätigt. Den ganzen Tag nicht. Der letzte Anruf stammt von gestern Abend. Da hat er seinen Freund in Le Skeul angerufen, es ging um die Verabredung heute.«

»Was bedeutet: Entweder wusste der Täter, dass Zinc in Le Skeul verabredet war, oder er ist ihm gefolgt. Dann höchstwahrscheinlich schon von der Fähre aus.«

»So ist es.«

»Ich spreche gerade mit dem Menhir-Forscher. Bis später, Cosqueric.«

»Bis später.«

Trotter, der mittlerweile mit der dritten Kamera befasst war, schien Dupins Rückkehr gar nicht zu bemerken.

»Wo waren wir stehen geblieben?«, begann Dupin. »Ach ja, befinden Sie sich in finanziellen Schwierigkeiten, Monsieur Trotter? Das wollte ich fragen.«

Für einen Augenblick hob der Menhir-Forscher immerhin den Kopf.

»Ich verfüge über genug Geld.«

Er beugte sich abermals über die Kamera.

»Was heißt das?«

»Ich habe geerbt.«

»Einen größeren Betrag?«

»Genau.«

Es klang sehr überzeugend.

»Und ich brauche es gar nicht. Das viele Geld. Ich brauche fast gar keins.«

»Haben Sie ab und zu in Nantes zu tun?«

»Nein.«

»In den letzten Jahren?«

»Nein«, er stellte sich aufrecht hin, »das war's. Ich bin hier fertig. Jetzt muss ich zu *Jeanne*.«

Prompt lief er los und überquerte die Straße. Anscheinend hatte er vor, hier einfach alles so stehen und liegen zu lassen.

Dupin folgte ihm.

»Hatten Sie häufiger mit Patric Provost zu tun?«

»Nein. Wir haben nur kurz gesprochen, als ich ankam, er hat mir die Schlüssel gegeben und das Haus gezeigt. Das war es. Ich hatte keine Ahnung, dass ihm das Land hier gehört ...«

»Was?«

»Das Land hier. Die Wiesen, das Feld. Wo *Jean* und *Jeanne* stehen.«

»Es gehört ihm?«

Sie liefen durch ein bestelltes Feld. Lauch, überall Lauch. Und hier spürte man auch plötzlich wieder die Hitze.

»Es gehört ihm. Da vorne sind irgendwo seine Schafe.« Trotter machte eine vage Geste, die streng genommen ins Nichts ging. »Eben waren sie zumindest noch da und haben direkt um *Jeanne* herum gegrast. Und nicht nur gegrast. Seit einigen Jahren schon schreibe ich der Gemeinde, auch der Bürgermeisterin. Dass sie etwas für die Menhire tun müssen. Sie schützen müssen. Wie in Carnac. Dass die Touristen sie zumindest nicht berühren können sollten. Alle wollen sie anfassen. Klar.«

Dupin war bisher nicht auf die Idee gekommen.

»Ihre Menhire stehen also auf Provosts Land. Interessant.«

»Es sind nicht meine Menhire.«

»Und Provosts Schafe grasen hier?«

»Bei *Jeanne*. Sehr häufig.«

»War eben ein Schäfer dort?«

»Tenom.«

»Sie kennen sich? Monsieur Burlot und Sie?«

»Ja.«

»Besser?«

»Nein. Aber wir unterhalten uns ab und zu, wenn er hier ist.«

»Tenom Burlot war eben hier«, wiederholte Dupin langsam für sich.

»Genau.«

»Wann ist er gekommen?«

»Eigentlich sind sie nur vorbeigezogen. Vor einer halben Stunde etwa.«

Dupin runzelte die Stirn. Es mochte gar nichts bedeuten. Aber womöglich ja doch. Dieser Fall machte ihn verrückt, ließ ihn seinen sonnenversengten Verstand verlieren. Sein ganzer Denkapparat funktionierte nicht. War defekt, in der Hitze eingegangen. Er spürte plötzlich kalten Schweiß und eine beinahe unerträgliche innere Unruhe. Erneut überkamen ihn Schwindelgefühle. Auch sein Kopf schmerzte wieder.

»Und Sie haben Madame Megret geschrieben, der Bürgermeisterin von Bangor? Um Maßnahmen zum Schutz der Menhire zu erwirken?«

Dupin hatte es eher für sich wiederholt, nicht für Trotter.

»Genau.«

Sie waren vom Lauchfeld in ein dichtes, dorniges, hüfthohes Gestrüpp geraten. So dornig, dass man es durch den Stoff der Jeans spürte.

»Hat sie Ihnen geantwortet?«

»Sie schrieb, dass es sich um privates Land handle und man diese Maßnahmen nicht erzwingen könne, die Anregung aber weiterleiten wolle. Also keine Antwort.«

»Sehen Sie eine unmittelbare Gefahr für die beiden Menhire?«

Dupin war selbst erstaunt über seine Frage.

»Auf Dauer unbedingt. Die Wahrheit ist, dass sie zur heiligen Konstellation von Carnac gehören. Sie bilden sogar ihr Haupt. Sie öffnen das Energiefeld, reißen es auf. Genau auf der Linie eines atlantischen Grabens. Darum wird es in meinem Buch gehen.«

Etwas in Trotters Stimme hatte sich verändert. Oder war es nur Dupins Wahrnehmung? Er spürte sein Herz rasen.

»Hat Provost versucht, Sie in irgendeiner Weise von irgendetwas abzuhalten? Von den Studien hier? Oder etwas anderem?«

»Wie sollte er? Außerdem geht es hier nicht um mich. Es geht um die

Menhire. Um sie muss man sich sorgen.«

Jeanne kam in den Blick. Sie gelangten auf eine ungemähte Naturwiese, wie aus dem Bilderbuch. Kniehohes Gras, wilde Blumen. Dupin zögerte, dann gab er sich einen Ruck: »Was sind das für Theorien? Zu den Menhiren hier und in Carnac?«

Den Forscher schien die Frage nicht zu überraschen: »Aus der Luft betrachtet bilden sie geometrische Figuren.« Trotter sprach besonnen, überlegt. »Und zwar exakte Dreiecke mit immer gleichen Seitenverhältnissen, 5 zu 12 zu 13. Sie stammen aus der rätselhaften Ära zwischen 4500 und 2300 Jahren vor Christi Geburt. Eine Zeit, in der Fischer noch mit primitiven Booten aus Weidenflechten aufs Meer hinausfuhren. Zur Errichtung so präziser wie komplexer großflächiger Anlagen braucht man Kenntnisse höherer Mathematik und entwickelte Vermessungstechniken. Mehr will ich gar nicht sagen.«

Er machte eine kurze Pause.

»Die Prä-Astronautiker sehen in Carnac Außerirdische am Werk.«

Es blieb unklar, was Trotter selbst davon hielt, Dupin würde lieber nicht fragen.

»Die meisten deuten die Steinreihen als religiöse Stätten eines prähistorischen Totenkults der Bauern und Fischer, die am atlantischen Rand Europas lebten, wie wir Kelten heute. Manche halten sie für Ruinen einer archaischen Tempelanlage. Andere sehen in ihnen die Reste eines Schutzwalls, der die Menschen vor realen wie kultischen und okkultischen Gefahren bewahrte. Vor Wesen, die den endlosen, lichtlosen Tiefen des Atlantiks entstiegen.«

Die dramatischen Bilder standen im Kontrast zu Trotters sonst so ruhiger Art.

»Alte Bretonen aus der Gegend von Carnac erzählen außerdem die Geschichte vom heiligen Cornelius, den man im Jahr 253 nach Christus in Rom dazu zwingen wollte, dem Kriegsgott Mars ein Opfer zu bringen. Als gläubiger Christ weigerte er sich und floh in die Bretagne. Eine römische Armee verfolgte ihn auf Geheiß des Kaisers. Cornelius flehte Gott an, ihm zu helfen. Und der verwandelte die Soldaten in Steine.«

»Und was ist Ihre Theorie?« Jetzt fragte Dupin doch.

»Ich denke, es ging um ein ganzheitliches Denken und Fühlen von

Mensch und Erde, wie bei den Druiden. Und am Ende um die Kräfte der Natur, des Lebens. Bevor der sogenannte Verstand den Menschen blind und taub werden ließ. Hier herrschen gewaltige Kraftfelder. Das spürten die Menschen damals noch. Sie haben die Kraftfelder markiert, die Ungeheures in den Menschen auslösen.«

»Und sie dazu bringen, einen Mord zu begehen?«

»Klärungen. Transitionen. Schübe. Bewegungen nach vorne.«

Es klang brutal.

»Hier flottieren ungeheure Energien, die ungesehene Dinge hervorbringen. Es sind universelle, kosmische Energien. Zehntausende Menschen zieht es jedes Jahr nach Carnac. Tiere meiden diese Stätte übrigens, Sie finden dort nicht einen Vogel, nicht einmal Insekten, nichts.«

Sie hatten jetzt *Jeanne* erreicht. Um sie herum wuchsen hohe, helle Gräser. Auch hier hatte Trotter drei Stative mit drei identischen Kameras platziert. Es war merkwürdig: Objektiv ähnelte *Jeanne* ihrem Liebhaber *Jean* natürlich, ein aufrechter Stein, der aus der Erde ragte. *Jeanne* befand sich in einer leichten Schrägen, lief nach oben hin ein wenig spitzer zu und war etwas kleiner als *Jean*. Aber es war der gleiche Stein, der gleiche Urstein zumindest. Ähnlich verwittert und gezeichnet, ähnlich organisch. Dennoch war die Wirkung eine vollkommen andere: *Jean* stach heraus, *Jeanne* fügte sich ein. *Jean* setzte ein verwegenes Zeichen, durchbrach seine Umgebung, *Jeanne* sorgte für Harmonie. Aber auch sie schien die Hitze fernzuhalten. Dupin meinte sogar, ein ganz leichtes Lüftchen zu bemerken.

»Spüren Sie die Kräfte?«

Glücklicherweise schien Trotter keine Antwort zu erwarten.

»Das Entscheidende ist, dass *Jean* und *Jeanne* dazugehören.« Er hielt auf die erste Kamera zu. »Sie bilden in Verbindung mit den Hauptmenhiren von Carnac die gleichen Dreiecke mit den gleichen Seitenverhältnissen.«

Umgehend begann er seine Arbeit auch hier: das Justieren der Kamera.

»Hier beginnt das Kraftfeld. Hier auf der Insel. Mit *Jean* und *Jeanne*. Sie sind es, die den Raum öffnen. Eine weitere Dimension. Negativ gekrümmmt.«

Auf verwirrende Weise verbanden sich Trotters Sätze mit Riwals Fantasie der durch den Raum reisenden Insel. Dupin spürte das dringende Bedürfnis, die Unterhaltung zu erden: »Haben Sie Patric Provost auf Ihr Anliegen mit *Jean* und *Jeanne* selbst angesprochen, als Sie ihn getroffen

haben? Dass man sie schützen muss.«

»Da wusste ich noch nicht, dass es sein Land ist.«

»Und er wusste nicht, dass Sie diese Briefe an die Bürgermeisterin geschickt hatten.«

»Nein.«

»Gut, Monsieur. Ich danke Ihnen für Ihre Hilfe.«

Dupin warf einen Blick auf seine Uhr. Es war acht. Er würde pünktlich sein. Wo immer der Tisch reserviert war. Er war froh darüber. Auch wenn er sich gerade wieder etwas besser fühlte.

»Es wird ein spektakulärer Sonnenuntergang«, murmelte Trotter mit Blick in den Himmel.

Dupin zog seine Kappe noch etwas weiter in die Stirn und wandte sich zum Gehen. »Einen schönen Abend, Monsieur.«

»Ebenso.«

Dupin lief in Richtung Straße. Bald war das knallige Orange seines Wagens zu sehen. Mit jedem Schritt, den er sich von *Jeanne* entfernte, wurde es wieder heißer und das Unwohlsein kam zurück, die Unruhe. Ein fürchterliches Gefühl.

Nolwenn nahm sofort ab.

»Bonsoir, Monsieur le Commissaire, Sie ...«

»Nolwenn, tun Sie mir einen Gefallen«, Dupin hatte es eilig, »ich möchte, dass Sie diesem Manuel Trotter auf den Zahn fühlen. Schauen Sie, was Sie finden können.«

»Denken Sie an etwas Bestimmtes?« Nolwenn war wie immer augenblicklich bei der Sache.

»Nein«, Dupin stockte, er hatte Schwierigkeiten, sich zu konzentrieren, »ich habe ihn gerade getroffen. Er hat von einer größeren Erbschaft gesprochen. Vielleicht ...«

Dupin musste heftig bremsen, er war viel zu schnell in die Kurve gefahren.

»Monsieur le Commissaire?«

»Alles in Ordnung, Nolwenn. Trotter hat eine Erbschaft erwähnt, vielleicht findet sich etwas dazu. Oder Dinge, die ihn mit Nantes in

Verbindung bringen.« Natürlich war das mit Nantes eher ein Schuss ins Blaue, aber im Moment blieb ihnen nichts übrig, als alles zu versuchen.

Die Kappe war ihm vom Kopf geflogen, sie lag nun, zusammen mit der Wasserflasche, im Fußraum der Beifahrerseite.

»Sie denken, er könnte der Täter sein? Damals – und heute wieder?«

»Ich weiß es nicht.«

Eine ehrliche Antwort.

»Keine Sorge, wir heften uns an seine Fersen. Das ist schon ausgesprochen dreist: Da entführt man jemanden direkt vor Ihrer Nase, Monsieur le Commissaire. Also wirklich.«

So hatte es Dupin noch nicht gesehen. Es war beschämend, dass das passieren konnte, sie hatten einfach nicht gut genug aufgepasst.

»Na, der Arme. Hätte der Täter das Geld von Provost bekommen, wäre er ja vielleicht gar nicht auf Zinc gekommen. Wird der Bruder zahlen?«

»Das wird er.«

»Ist das denn eine gute Idee?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie müssen übrigens das *Carré d'Agneau* nehmen, das Salzlam, mit frischen Erbsen und Minze.«

Ein wilder Themenwechsel. Zwar in die Richtung, in die sich Dupins Körper und seine Vorstellungskraft seit Stunden bewegten. Aber genau deswegen war es nicht auszuhalten. Zudem: Selbstverständlich würde er Lamm essen, sie sprachen schon seit heute Mittag von den *Belle-Île*-Schafen, er hatte gar keine Wahl.

Ohne es zu merken, drückte er das Gaspedal erneut bis zum Anschlag herunter.

»Riwal hat erzählt, wo Sie essen werden. Davor das Tatar vom fangfrischen *Lieu jaune* mit diesem himmlischen Pata-Negra-Schinken – oder, das müssen Sie entscheiden«, immerhin, an dieser einen Stelle hatte er eine Wahl, »den lauwarmen Salat aus Rochen und selbst angebautem Gartengemüse. Vielleicht ...«

»Riwal schrieb, das Restaurant liege direkt am Hafen von Sauzon, auf der westlichen Seite.« Dupin wollte sichergehen.

»Das *Restaurant du Phare*, exakt. Am Ende des inneren Kais. Sie können es nicht verfehlten. Die Tische stehen direkt um den kleinen Leuchtturm

herum. Schöner kann man nicht sitzen.«

»Ich ...«

Abermals musste Dupin beinahe eine Vollbremsung hinlegen, wieder war er zu rasant unterwegs gewesen. Ihm ging es nicht gut. Er war akut unterzuckert.

»Fahren Sie vorsichtig, Monsieur le Commissaire.«

Der Wagen hatte lautstark geächzt, für diesen Fahrstil war er nicht ausgelegt.

»Alles in Ordnung, Nolwenn.«

»Wie Sie meinen.«

Jetzt ging es rechts ab. *Sauzon*, versprach das Straßenschild.

Die Straße verließ nun leicht abschüssig. In sanften Bögen führte sie vom Inselrücken hinab an die Küste. Dupin sah alles wie durch einen Schleier. Rechter Hand stieß er auf eine lange, sich ins Land ziehende Ria. Linker Hand begann bereits das Städtchen.

»Na gut, Monsieur le Commissaire, konzentrieren Sie sich besser mal auf die Straße! *Ken emberr!* Und: *Debrit ervat!*«

Die Wendung kannte er: Guten Appetit.

»Danke, bis später, Nolwenn.«

Schon hatte sie aufgelegt. Für die Kurven im Städtchen, zumal mit der schwergängigen Lenkung, brauchte er nun wirklich beide Hände am Lenkrad.

Wenige Minuten später – er hatte Glück gehabt und direkt am Kai einen Parkplatz gefunden – schritt Dupin geradewegs auf die Terrasse des *Restaurant du Phare* zu.

»Hier, Chef.«

Dupin schaute zur Seite. Riwal winkte ihm zu.

Le Menn, Kadeg, Cosqueric und er saßen am letzten Tisch, am äußersten Ende des Kais, der sich in das Hafenbecken erstreckte, direkt unter dem strahlend weißen, fünf, sechs Meter hohen Leuchtturm. Oben war eine schmiedeeiserne, grüne Balustrade zu sehen. Die hübsche Kuppel und die vertikalen Verstrebungen um das 360-Grad-Glas darunter waren in der gleichen Farbe gehalten.

Dupin saß noch nicht ganz, als er zum bereits deutlich geplünderten Brotkorb griff. Er war erleichtert, es bis hierher geschafft zu haben, es war

keinesfalls sicher gewesen. Zuweilen hatte er schon geglaubt, Sternchen zu sehen. Die ersten beiden Stücke Baguette aß er so; erst beim dritten nahm er sich die Zeit, an Butter zu denken. *Beurre au Piment d'Espelette*.

»Wir sind genauso über das Baguette hergefallen«, bemerkte Riwal verständnisvoll.

Dupin sah sich nach einem Kellner um.

»Da kommt gleich jemand, Chef.«

»Ich hoffe es sehr«, bekräftigte Kadeg, der seltsam fahrig wirkte. Seine Pupillen waren geweitet, wahrscheinlich war auch er akut unterzuckert.

»Die Suche auf der Insel läuft planmäßig, Commissaire«, legte der Chef der Inselgarde tapfer los. »An wechselnden strategisch wichtigen Punkten führen wir Straßenkontrollen durch, zudem arbeiten sich vier Teams jeweils vom Nordwesten und Südosten zur Inselmitte vor. Bangor und Umgebung sind zuletzt dran. Die Kollegen sprechen mit so vielen Einwohnern wie möglich.«

»Die Nadel im Heuhaufen«, kommentierte Le Menn trocken, aber ohne Sarkasmus.

»Von den Häfen der Insel und der beiden Nachbarinseln kamen bisher keine Nachrichten zu verdächtigen Vorfällen oder Personen«, fuhr der Inselkommandant fort, »das gilt auch für die umliegenden Häfen auf dem Festland. Aber natürlich können wir nicht überall die Boote durchsuchen.«

»Wie war das Gespräch mit Manuel Trotter, Chef?«

Dupin steckte sich das vierte und letzte verbleibende Stück Baguette in den Mund und trank hastig sein Glas Wasser aus. Es ging ihm schon ein klein wenig besser. Mit knappen Worten fasste er die Unterredung mit dem Menhir-Forscher zusammen. »Nolwenn recherchiert weiter«, schloss er, nahm kurz die Kappe ab und fuhr sich über die Stirn. Wer gehofft hatte, dass es langsam etwas kühler werden würde, hatte sich geirrt.

»Gut, Chef. Und Jean und Jeanne? Was sagen Sie?«

»Sie sind wieder näher zusammengerückt. 1,7 Zentimeter in nur einem Jahr.«

»Was?«

Riwals Gesicht verlor alle Farbe, er war ohnehin schon etwas blass gewesen.

»1,7 Zentimeter. Mit einem Laser gemessen.«

»Hat Trotter es selbst gemessen?« Riwals Stirn lag in tiefen Falten. Seine Stimme war brüchig.

»Hat er.«

Der Inspektor blickte Dupin durchdringend an: »Sie wissen, was das bedeutet?«

Eine beschwingte Frau Ende dreißig erschien am Tisch: »Bonsoir, hier die Menükarten, möchten Sie einen Aperitif?«

»Ein Glas Quincy bitte«, schoss es aus Dupin heraus.

»Für mich bitte auch.« Riwal.

»Ein großes Bier.« Cosquerics Augen strahlten.

»Das Gleiche für mich«, schloss sich Le Menn an.

»Für mich ebenso«, kam Kadeg als Letzter an die Reihe.

»Und noch einen *petit café*«, schloss Dupin die Bestellung ab, vorsichtshalber fügte er hinzu: »Schon vor dem Essen.«

»Sehr gerne!« Die Frau verschwand freundlich lächelnd. Sie gehörte offenbar zu denen von Dupin zutiefst bewunderten Kellnerinnen, die sich komplette Bestellungen merken konnten. Augenblicklich vertiefte sich die hungrige Runde in die Karten. Eine Weile herrschte andächtiges Schweigen.

Die Bedienung kam mit einem großen Tablett zurück und stellte die Getränke auf den Tisch: »Et voilà! Ich komme dann gleich noch mal wegen der Bestell...«

»Wir wissen schon, was wir nehmen.« Kadeg klang beinahe ein bisschen panisch.

»Dann los.«

Alle sahen zu Le Menn.

»Den gegrillten Ziegenkäse mit Krebsfleisch und Birne, bitte, dann den Rochenflügel mit Kapern und Petersilie und dem hausgemachten Püree aus Belle-Île-Kartoffeln«, es war schwer, ihr zu folgen, sie raste durch die Bestellung, »als Dessert das *Millefeuille* aus Himbeeren und Pistazien.« Die Gesichtszüge der vier Kollegen zeugten von euphorischer Zustimmung. Wenn Le Menn derart vorlegte, musste sich niemand zurückhalten. Es war eine der vielen wunderbaren Eigenschaften Le Menns, sie aß ernstzunehmende Portionen, obwohl sie in keiner Weise so aussah. Noch nie war sie »mit einem verstohlenen Salat erwischt worden«, wie Nolwenn es ausdrückte. Und sie war noch nicht fertig: »Und vorab hätte ich gerne

einen Teller *Bulots* und *Bigorneaux*.« Die kleinen und großen Meeresschnecken. Der Nachsatz verriet die Motivation: »Die kommen ja sofort.«

»Für uns alle bitte«, nahm Riwal die Idee umgehend auf, »bringen Sie für alle eine große Portion. Und noch mehr von dem köstlichen Baguette.«

»Hier hat jemand Hunger!«, lachte die Bedienung. Der Reihe nach nahm sie die Bestellungen auf, alle in ähnlich atemlosem Tempo vorgetragen, im Nu war Dupin dran: »Das Tatar aus *Lieu jaune* mit Pata-Negra-Schinken, dann das Insel-Salzlamm mit Erbsen und Minze und dazu den roten Languedoc. Aber vorab noch ein Glas von dem Weißen.«

Das erste Glas war nach drei Schlucken leer gewesen, während die anderen bestellt hatten.

»Oder«, das war die bessere Idee, »bringen Sie gleich eine Flasche.«

»Und mir noch ein Bier«, sorgte Cosqueric vor.

»Mir auch«, schloss sich Le Menn an.

»Perfekt.« Die Bedienung entfernte sich fröhlich.

Das angespannte Schweigen löste sich erst, als sie fast postwendend mit den *Bulots* und *Bigorneaux* zurückkam. Unendlich köstlich, mit Zitronenmayonnaise. Dieser leichte Biss und das Gefühl, das ganze Meer im Mund zu haben, wunderbar. Dupin verspürte eine erste Entspannung, vielleicht aber war es auch nur die Wirkung des heruntergestürzten kalten Weines auf seinen verzweifelt leeren Magen, doch das war egal.

»Chef, ich garantiere Ihnen, das hier ist der schönste Ort auf der Insel.«

Dupin schaute sich um. Es waren hübsche weiße Tische, höchstens fünfzehn, mehr nicht, großzügig auf dem Kaiende gruppiert, dazu gemütliche Stühle mit blau-weiß karierten Kissen. Neben ihrem Tisch entdeckte er ein Ensemble von vier, fünf großen roten und blauen Boxen mit in der Abendsonne schimmernden, grünlich transparenten Fischernetzen und pinken Bojen. Hier wurde gearbeitet, keine zwei Meter entfernt lag eins der Küstenfischerboote. Schieferplatten pflasterten den Kai, man konnte den Bellilois nicht vorwerfen, zu wenig mit ihrem Schiefer anzufangen. Von jedem Tisch aus blickte man auf den Atlantik. Man hatte das Gefühl, an Deck eines Schiffes zu sitzen. Das Städtchen Sauzon war ein heiteres Gewimmel aus Tupfern in verschiedenen Farben. Die adretten Häuser folgten wie in Le Palais dem Verlauf der Ria, alles befand sich direkt

am Wasser. Ohne Zweifel würde Sauzon jeden Wettbewerb um die Auszeichnung »Das schönste Hafenstädtchen Frankreichs« für sich entscheiden. Und das, ohne *zu pittoresk* zu sein, ohne arrangiert zu wirken.

»Wie steht es um die Finanzen von Provosts Nachbarn? Der Bürgermeisterin?«, wandte sich Dupin an Cosqueric, der gerade nach der letzten *Bulot* gefischt hatte.

»Soweit wir das sehen, liegen bei niemandem kürzlich eingetretene Veränderungen der finanziellen Verhältnisse vor, weder in die eine noch die andere Richtung. Keine, von denen die Banken oder Notare wüssten, sagen wir es so.«

»Dennoch ist es der entscheidende Aspekt«, legte sich Kadeg fest, der inzwischen wieder einen stabileren Eindruck machte, »das Motiv ist eindeutig finanzieller Natur. Der Täter will Geld, schnelles Geld. Und viel.«

»Dass er Geld will, muss noch lange nicht heißen, dass er sich in Schwierigkeiten befindet. Vielleicht will er einfach einen Coup landen. Endlich fein raus sein«, wandte Le Menn ein.

»Er muss doch schon tendenziell verzweifelt sein, wenn er nach dem Scheitern der Erpressung Hals über Kopf weitermacht, mit einer Entführung sogar.«

Kadeg formulierte es unnötig umständlich, und doch war das ein guter Punkt.

»Und hier kommt die nächste Runde Getränke.« Die Bedienung trat an ihren Tisch.

Sofort waren sie verteilt.

»Und Baguette.«

Die Sonne machte sich langsam auf ihren Weg zum Horizont, auch wenn sie immer noch eine ordentliche Strecke vor sich hatte. Je tiefer sie sank, desto mehr gewannen die Farben an Intensität. Jetzt begann der wunderbarste Teil des Tages.

»Ich will gleich noch einmal nach Islonk«, teilte Dupin der Runde mit, ohne dabei einen bestimmten Adressaten im Sinn zu haben. Sein Notizheft lag aufgeschlagen vor ihm. Es war nicht gerade viel, was er bisher notiert hatte.

»Weiß jemand, bis wann das *Goulou* geöffnet hat?«

»Im Sommer bis dreiundzwanzig Uhr. Ansonsten bis einundzwanzig

Uhr.« Cosqueric wusste Bescheid. »Ein Geheimtipp. Es kommen fast nur Einheimische. Von dieser Art Kneipe gibt es fast in jedem Dörfchen eins. Manchmal fallen sie Fremden gar nicht auf.«

Dupin kannte sie, diese winzigen Kneipen. Sie wirkten eher wie die Wohnzimmer der Wirte, man traute sich fast nicht hinein. Und so ging es in ihnen auch zu: familiär, privat. Alle kannten sich. Je abgelegener die Gegend war, desto vertrauter war man. Insbesondere den Herbst und Winter verbrachte man hier zusammen. Abend für Abend, mit viel Wein, Cidre, Bier und Lambig. Oder eben Whisky. Eine urbretonische Institution.

»Morgen ist der *Servir-un-bon*-Tag«, fügte Cosqueric beinahe verträumt hinzu.

Riwal strahlte: »Chef, das kennen Sie noch gar nicht, glaube ich.«

»Was?« Der Kommissar hatte keine Ahnung, worum es ging.

»Der Brauch kommt aus der Zeit, als Kaffee noch sehr rar und teuer war. Ein paar der wohlhabenden *Acadiens* importierten die Bohnen aus Saint-Malo.«

Dupin wusste seit seinem letzten Fall in Saint-Malo Bescheid. Die malouinischen Korsaren hatten den Kaffee überhaupt erst nach Europa gebracht.

»Dann traf man sich einmal in der Woche unter Freunden, um gemeinsam einen Kaffee aufzubrühen. ›Einen Guten servieren‹. Eine uralte Tradition. Und noch heute wird er in der überlieferten Weise gebrüht.«

Dupin verspürte eine heftige Aufregung. Es klang fantastisch.

»Den ganzen Tag über?«

»Ab Mittag. Sie öffnen überhaupt erst mittags.«

Die Bedienung eilte nun mit den Vorspeisen herbei: »Da bin ich schon wieder! Die Küche war extrafix.«

Tiefe Seufzer der Erleichterung waren allenthalben zu hören.

Dupin widmete sich sofort dem Essen. Der Geschmack seines Lieblingsschinkens vermischtet sich mit dem des *Lieu jaune*. Dazu Öl, Zitrone, *Fleur de Sel* und weißer Pfeffer, eine Sensation, schon allein die Idee! Dupin ließ seinen Blick über den inneren Hafen schweifen, den *Port de Plaisance*, Dutzende kleinere Boote, Segelboote, Motorboote waren an bunten Bojen festgemacht und tanzelten leichtfüßig auf dem Wasser. Das Meer war glatt, aber auch hier sorgten die Gezeiten für gehörige Strömungen. Drehte man

sich um – die Lage war wirklich einmalig –, sah man auf den äußeren Hafen, der für größere Boote und vor allem für die Fischer reserviert war. Auch dieses Becken, am Ende der Ria, wurde von Kaimauern geschützt und mit kleinen Leuchttürmen markiert.

Mit einem Mal unterbrach Cosquerics Handy die meditative Glückseligkeit. Grummelnd erhob er sich und trat ein paar Schritte zur Seite.

»Gut, ja. Verstehe ... Ja ... Machen Sie weiter ... Bis dann.«

Er kam zum Tisch zurück.

»Im Westen sind sie mittlerweile bis Samzun, Borduro und Bonor gekommen. Bisher alles unauffällig. Niemand hat in den Weilern dort etwas Verdächtiges bemerkt.«

»Die Nadel im Heuhaufen ...«, wiederholte Le Menn.

Schon war der Kommandant der Inselbrigade wieder mit seiner Vorspeise beschäftigt.

»Hat noch mal jemand etwas von dem Hund gehört? Von Louis?« Dupin legte die Gabel nach dem letzten Bissen zurück auf den Teller.

Allgemeines Kopfschütteln.

»Ihn hat der Täter als Erstes umgebracht. Wie bestialisch.« Kadeg war ein großer Hundefreund, er und seine Frau besaßen selbst zwei gut trainierte Windhunde, die immer und überall mit dabei waren, wenn die Familie Kadeg auftauchte, mit Anne und Conan, den Zwillingen.

Mit zurückkehrender Kraft kam bei Dupin dummerweise auch eine immer größere ermittlerische Unzufriedenheit auf. Ein Mann war ermordet, ein anderer entführt worden und sein Leben akut in Gefahr, Dupin machte sich keine Illusionen, er kannte die Statistiken. Meistens gingen diese Sachen nicht gut aus. Es war schwer auszuhalten: Während sie hier saßen, wurde Kapitän Albert Zinc irgendwo festgehalten. Und sie besaßen nicht einen einzigen stichhaltigen Ansatzpunkt. Ehrlich gesagt tappten sie völlig im Dunklen.

»Für heute Morgen hat der Kapitän ein Alibi, oder?« Le Menn hatte die Frage wie nebenbei gestellt.

»Absolut«, gab Cosqueric Auskunft. »Er war pünktlich um 6 Uhr 15 auf der Fähre, eine halbe Stunde später hat sie abgelegt. Ich habe alles überprüft. Er hat Provost auf keinen Fall ermordet.«

»Wie weit ist Ihr Haus von hier entfernt, Riwal?«

Dupin hatte die Sache mit der Übernachtung verdrängt, sie war ihm erst gerade wieder eingefallen.

»Zehn Minuten zu Fuß. Richtung *Pointe des Poulains*, wo Sarah Bernhardts Haus steht.«

»Und wo trinken die Hafenarbeiter und Fischer hier in Sauzon frühmorgens ihren *café*, Riwal?«

»Im *Le Tilleul*, auf dem Platz vor der Kirche.«

Dupin machte sich eine Notiz, so käme er morgen an seinen Kaffee. In Ruhe, für sich.

»Kennen Sie eigentlich Madame Corbel etwas näher?«, wandte sich Dupin an Cosqueric, der ihm gegenüber saß.

»Nicht persönlich. Aber sie ist eine echte Institution auf der Insel. Beinahe so exzentrisch wie Sarah Bernhardt selbst. Sagen wir mal so: Sie hält sehr viel auf sich.«

»Wer finanziert eigentlich dieses Museum und seine Aktivitäten? Madame Corbels Aktivitäten?«

»Das Geld kommt aus verschiedenen Quellen. Von der Insel, vom Département, vom *Conseil Régional*. Aber auch von privaten Spendern. Vor allem Spenderinnen. Madame Corbel kennt ein paar berühmte Schauspielerinnen. Vor allem darauf bildet sie sich etwas ein.«

»Ich habe vor, ihr morgen früh einen Besuch abzustatten.«

Dupin hatte es sich schon am Nachmittag vorgenommen, nach dem kurzen Gespräch mit ihr auf der Terrasse des *Goulou*.

»Ihrer Meinung nach hat das Museum nie genug Geld. Geht es doch um den größten Star aller Zeiten. Sie will immer hoch hinaus. Sie will hier sogar eine Schauspielschule ansiedeln.«

»Wie war das eigentlich bei dem Fall in Nantes, Kadeg?«, wandte sich Dupin unvermittelt an seinen zweiten Inspektor, »gab es da auch eine Art Vorab-Drohung? So wie mit Provosts Hund?«

»Ich hätte es erwähnt«, brummte Kadeg.

Die Bedienung räumte die Teller ab, die so sauber blitzten, als kämen sie gerade erst aus der Spülmaschine.

»Wir sollten uns ausführlich à jour bringen«, forderte Kadeg. Sein Gefühl, nicht richtig informiert zu sein, war notorisch. »Von Ihrem Flug mit der

Bürgermeisterin haben Sie zum Beispiel noch nichts erzählt, Monsieur le Commissaire.«

Es war keine schlechte Idee, musste Dupin zugeben. Sie alle waren mit verschiedenen Sachen beschäftigt gewesen. Es konnte nur helfen und wäre auch eine Art erstes Resümee. Zuweilen brachte es einen auf neue Ideen. Der Stand der Dinge, so kümmerlich er auch war. Zudem würde es, auch wenn sich die Küche weiterhin beeilte, bis zum Dessert und den *cafés* noch etwas dauern.

»Na gut«, begann Dupin ...

Dupin stellte den Méhari kurz vor Islonk am Straßenrand ab, das letzte Stück würde er gehen. Nach dem langen Essen und dem Wein würde ihm das guttun. Riwal und Le Menn waren bereits zu Riwal nach Hause gefahren, um von dort aus noch ein paar Telefonate zu führen. Kadeg war mit Cosqueric zu dem Trupp von Gendarmen gestoßen, der mittlerweile in Sauzon angelangt war.

Etwas wirklich Neues war bei ihrer Besprechung im Restaurant nicht herausgekommen. Dennoch war es gut gewesen, die Dinge zusammenzutragen.

Auch hier in Islonk war die Welt in die flammenden, verrückten Orangetöne getaucht, die die Sonne heute Abend für ihren Untergang gewählt hatte. Es war das große Farbspektakel geworden, das der Menhir-Forscher vorausgesagt hatte. Die Sonne hatte das gesamte Spektrum an Tönen und Nuancen aufgeboten, die Menschen für gewöhnlich als Orange bezeichneten, in Wahrheit aber aus Dutzenden eigenen Farben bestanden: von Melonengelb, Dahliengelb, Safran-, Narzissen- und Signalgelb bis Pastellorange und Leuchtorange unmittelbar um die Sonne herum. Ohne, auch das war verrückt, dabei je in ein Rot abzuleiten. Die Orangetöne waren streng organisiert, lagen in konzentrischen Kreisen um die Sonne herum, mit größerer Entfernung zu ihr nahmen die Gelbanteile zu, entspannte sich die Farbe gewissermaßen. Es waren kunstvolle Formationen, Dupin war sich sicher, sie bereits einmal auf einem Gemälde von Monet gesehen zu haben. Doch nicht nur der Himmel war orange, die ganze Welt war es, alle Menschen und Dinge. Es war ein friedliches Orange,

das mit den Farben eines wilden Feuers nichts zu tun hatte. Hier, in dem kleinen Tal von Islonk, der lang gezogenen Bucht von Vazen, lag es auf den Gräsern, Farnen und Moosen, den Flechten, den Klippen und Felsen, dem Sand der Bucht – und auf dem vollkommen friedlichen Meer. Orange Sinfonien.

Jetzt erst, mit dem Untergang der Sonne, hatte auch die Temperatur großmütig etwas nachgegeben. Endlich. Es war das würdige Ende eines großen Sommertages. Dupin liebte sie, die besondere Stimmung an solchen Abenden. Und von diesen gab es nicht viele im Jahr, dabei machten sie den Sommer erst aus. Das ganze Jahr über sehnte er sich danach.

Genießen konnte er den heutigen Abend allerdings nicht.

Byn und Margot Fidelin waren im Begriff, den letzten Gast zu verabschieden, als Dupin die Bar betrat.

»Bis die Tage.«

Der Mann kam Dupin entgegen und ging an ihm vorbei.

»Ein Freund aus Ihrer Heimat, Monsieur le Commissaire«, begrüßte ihn Margot Fidelin in der Bar. »Ein Pariser, er ist heute Nachmittag angekommen. Wohnt in Kerguelen, im Monet-Haus. Er kommt seit dreißig Jahren jeden Sommer hierher.« Margot Fidelin schien kein bisschen erstaunt, den Kommissar zu dieser späten Stunde – es war Viertel nach zehn – erneut zu sehen.

»Jetzt aber!«, schmunzelte Byn Fidelin. Es hatte etwas Verschwörerisches. Es hieß so viel wie: »Ich weiß, warum Sie gekommen sind«, zumindest bildete Dupin sich das ein.

»Jetzt gibt es keine Ausrede mehr.«

Dupin mochte gemütliche Menschen, vielleicht auch weil er sie beneidete, er selbst war so gar nicht gemütlich. Byn Fidelin aber hatte etwas von einem Bären. Eine wohlige, beeindruckende Physis, und er schien mit jedem Gramm im Einvernehmen. Seine Augen leuchteten wie die eines Kindes. Er lief auf die Theke zu.

»Setzen Sie sich ruhig schon nach draußen, Monsieur le Commissaire. Agnès und Tenom sind auch da. Unter solchen Umständen«, Margot Fidelin stockte, »ist es gut, noch etwas beisammenzusitzen, nicht alleine zu sein.«

»Wäre es möglich«, wandte sich Dupin an ihren Mann, »noch einen *petit café* zu bekommen, Monsieur?«

Dupin hatte zwar zum Dessert, einer Crème brûlée mit Lavendel von der Insel, einen getrunken, aber konnte, merkte er, gut noch einen vertragen.

Byn Fidelin nickte, mittlerweile hantierte er hinter der Bar.

»Kommen Sie.« Margot Fidelin schritt durch die offene Tür nach draußen. Dupin folgte.

Und wieder trat er ein in eine andere, wundersame Welt.

Es war dieselbe Natur, dieselbe Landschaft, aber durch die Terrasse und die bloß zu einem einzigen Zweck ausgerichteten Bänke, zum Schauen und Verzaubertwerden nämlich, hatte das atemberaubende Panorama jetzt etwas von einer Inszenierung; als wäre die gesamte Szenerie bloß für diese herrliche Aussicht erfunden worden.

Eigentlich hatte Dupin das *Goulou* schon am Nachmittag der heiligen Liste seiner Lieblingsorte hinzugefügt, nun aber tat er es endgültig. Am liebsten hätte er natürlich hier allein auf einer der Bänke gesessen oder mit Claire, über Stunden, weitgehend schweigend, mit einem Wein, dann einem Whisky, bis tief in die Nacht, das allmähliche Schwinden des Lichts beobachtend. Die Verwandlung der Tagwelt in die Nachtwelt, das feierliche Erscheinen der Sterne. Vor allem hätte er die unendlich laue und weiche Luft der Nacht genossen, ein ganz eigenes, köstliches Element, in dem man sich völlig anders bewegte. Er sollte tatsächlich einmal mit Claire hierherkommen. Aber wie oft hatte er sich das schon gesagt, wenn er neue, großartige Orte entdeckte – und nie war es dazu gekommen. Ihr gemeinsames Leben lief seit einiger Zeit so vor sich hin, Dupin wusste nicht genau, wie er es formulieren sollte, oder anders: Ihre beider Leben liefen zunehmend so vor sich hin. Claire hatte im letzten Jahr immer noch mehr arbeiten müssen, vor allem aber waren Dienstreisen hinzugekommen. Kongresse, Meetings. Claire war dabei, auf ihrem Gebiet eine internationale Größe zu werden. Zweimal bereits hatte sie ein Angebot aus dem Ausland bekommen, einmal Brüssel, einmal Boston, wo sie letztes Jahr ein paar Wochen gewesen war. Und wo sie sich mit einem Sam angefreundet hatte, der ebenfalls Kardiologe war. Sie hatten regelmäßig Kontakt. Dupin war nicht eifersüchtig, das war gar nicht seine Art, aber er fand, dass sie sich häufig sahen. Sagen, hören, schreiben. »Auf den Kongressen sehen wir uns alle, das ist ein fester Kreis«, lautete Claires unbekümmter Kommentar. Aber Dupin wusste, wenn er ehrlich war, dass die Situation am Ende nichts

mit Claires Arbeit zu tun hatte, es war etwas anderes. Es war auch keinesfalls so, dass Claire und er sich in einer Krise befanden, das wäre maßlos übertrieben. Trotzdem. Dupin hatte gedacht, dass das Zusammenziehen automatisch etwas Neues hervorbringen würde, doch das war nicht der Fall gewesen. Er hatte manchmal auch das Gefühl, Claire wartete auf etwas, das jedoch unausgesprochen blieb. Aber vielleicht bildete er sich das auch bloß ein. Und vielleicht war es ja auch so, dass er es war, der auf etwas wartete.

Agnès Griffon lehnte mit dem Rücken an der Hauswand. Neben ihr auf der Bank standen eines der extravaganten Whisky-Gläser und ein knallgelbes Wasserglas, sicher eines dieser Gläser, die er noch für Claire kaufen musste. Auf der Bank über Eck saß Tenom Burlot, neben ihm die gleiche Kombination von Gläsern.

Margot Fidelin setzte sich zu Agnès Griffon.

»Es ist unfassbar, das alles.« Margot Fidelin wirkte nachdenklich. »Unser kleines Islonk, ein Ort des Verbrechens. Das Opfer eines Verbrechens.«

Dupin nahm ebenfalls Platz, auf der Bank von Burlot.

»Haben Sie schon einen Verdacht, Monsieur le Commissaire? Irgendeine Vermutung zumindest?«, wollte Margot Fidelin wissen.

»Nein.« Und das war bedauerlicherweise die Wahrheit. Immer noch.

»Meinen Sie, wir befinden uns in Gefahr? Wir alle hier?«

Heute Nachmittag hatte sie gar nicht ängstlich gewirkt.

»Bisher geht es anscheinend um gezielt ausgewählte einzelne Personen, die beziehungsweise deren Familie über ein beachtliches Vermögen verfügen.«

Eine wirklich beruhigende Antwort konnte er ihr nicht geben.

»Voilà.« Byn Fidelin stand vor Dupin, in der einen Hand den *café*, in der anderen ein Whisky-Glas. Äußerst großzügig gefüllt.

»*Les Six Reines de Belle-Île*«, auf Byn Fidelins Ausdruck lag etwas hingebungsvoll Schwärmerisches, »intensiver Rauch, Heidekraut, Ginster, dabei karamellig und jodig. Die ganze Insel ist dadrin.«

Dupin konnte nicht widerstehen.

»Ich will, dass man den Atlantik schmeckt. Wir machen hier Meer-Whiskys.«

Byn Fidelin setzte sich neben den Kommissar, selbst ein Glas in der Hand.

»Es ist vielleicht unpassend, aber ich finde, wir sollten dennoch anstoßen.« Margot Fidelin versuchte ein Lächeln, ihr hellblondes Haar wirkte im Dämmerlicht noch blonder, auch ihre erstaunlich jugendlichen Züge traten noch deutlicher hervor. Sie hatte ihr Kleid gewechselt, jetzt war es ein gedecktes Orange, passend zum Sonnenuntergang.

»Wir trinken auf den Kapitän, auf Albert. Dass er ganz bald wieder hier mit uns sitzt. Und wir trinken auf Patric. Mag er auch ein Ekel gewesen sein, das wünscht man keinem.«

Sie hob das Glas.

Alle taten es ihr gleich. Dupin, mit einem kleinen Zögern, ebenfalls.

Er nahm einen kräftigen Schluck.

»Fabelhaft«, bekannte er in Byn Fidelins Richtung nach einer Weile, in der ein andächtiges Schweigen geherrscht hatte. Es war keine Übertreibung.

Er nahm noch einen Schluck.

In der spätabendlichen Stille, Dupin hatte es eben schon bemerkt, war ein lautes, hohes Geräusch zu hören. Zikaden, eindeutig. Wie an einem Abend im Süden, auf Sardinien, Korsika oder Kreta.

»Fassstärke, 52 Prozent, eine ganz alte Gersten-Sorte, wenig ertragreich eigentlich, aber die beste, *Golden Promise*«, Byn Fidelin murmelte, langsam, bedächtig, den Whisky im Glas schwenkend, er schien sich in seiner eigenen Welt zu befinden, »von den keltischen Brüdern in Schottland. Da habe ich gelernt. Das Geheimnis des Whisky-Brennens ist, dass es mehr als ein Geheimnis gibt. Und jedes einzelne entscheidet über alles. Welche Gerste, welches Wasser, welcher Kessel, welche Temperatur, welche Zeit, welches Fass und welche Röstung ... Ich will eigensinnige Whiskys machen. Frei und ohne Kompromisse, das ist die Lösung.«

Byn Fidelins poetische Überzeugung verhallte mit einer angemessenen Feierlichkeit.

»Kennt jemand von Ihnen den Bruder von Monsieur Zinc?«, wandte sich Dupin an die Runde, »Matthieu Zinc? Er lebt in Bordeaux.«

»Albert hat nur selten von ihm gesprochen.« Margot Fidelin reagierte als Erste. »Er war einmal hier, das weiß ich noch. Ich habe eines Abends ein paar Worte mit ihm gewechselt, das war es. Aber das ist bestimmt zwei, drei Jahre her.« Sie seufzte. »Albert besucht ihn manchmal in Bordeaux. Einmal im Jahr, denke ich. Fürchterlich. Das ist alles so fürchterlich.«

»Ich habe ihn nie getroffen«, gab Agnès Griffon Auskunft. Dupin nutzte die Zeit, um den *café* zu trinken.

»Ich auch nicht«, ergänzte Tenom Burlot.

»Fällt Ihnen jemand ein, mit dem sich der Kapitän in einem Konflikt befindet? Hat er Feinde?«

Allseitiges Kopfschütteln.

»Ich habe gehört, Sie haben eben den Menhir-Forscher besucht, Monsieur Burlot«, richtete sich Dupin unversehens an den Schäfer.

»Besucht ist übertrieben. Ich habe ihn zufällig gesehen. Wir haben eine Herde zurückgeholt.«

Tenom Burlot trug noch exakt dieselben Sachen wie am Morgen, es wirkte, als sei er eben erst von der Arbeit gekommen. Dupin wäre bei dem Wetter in den hohen schwarzen Gummistiefeln verrückt geworden. Das ausgebeulte grünliche T-Shirt wirkte dreckiger als am Mittag.

»Haben Sie miteinander geredet?«

»Wir haben uns nur gegrüßt, eigentlich.«

»Was heißt das?«

»Ich habe irgendetwas über die Hitze gesagt. Und Marie hat ihm einen schönen Abend gewünscht. Meine Kollegin, die Sie heute Vormittag gesehen haben.«

Manuel Trotter hatte nicht erwähnt, dass sie dabei gewesen war.

»Hat«, Dupin wandte sich wieder der gesamten Runde zu, »jemand von Ihnen heute Morgen zufällig Monsieur Trotter gesehen? Als er das Haus hier verlassen hat?«

»Nein.« Abermals übernahm Margot Fidelin das Antworten.

»Oder heute Nachmittag? Da war er noch einmal hier.«

»Nein«, wiederholte Madame Fidelin.

»Wissen Sie von jemandem auf der Insel, der finanziell in akuten Nöten steckt?«

»Meinen Sie etwas Bestimmtes?«, wollte Agnès Griffon wissen.

»Nein, ganz egal. Einfach jemand, der gerade in der Klemme steckt.«

»Das behalten die Menschen meist für sich.« Abermals Margot Fidelin.

Dupin spürte, wie *Die Sechs Königinnen der Insel* ihre Wirkung entfalteten. Er nahm den letzten Schluck, stand auf und lief bis zum Rand der Terrasse. Vor einem beachtlichen Oleander blieb er stehen. In der Luft lag ein wildes,

betörendes Gemisch an Düften. Lavendel, Thymian, Rosmarin, Salbei und Oregano. Das Orange hatte sich weiter verdunkelt, vor allem in der Bucht, nach und nach verlor es sich nun in die Nacht, bald auch im Westen. Jetzt geschah es: Die Details der Welt verschwanden und die Konturen, die Schemen, das Vage übernahmen. Bis auch sie verschwinden würden.

»Wann gehen Sie für gewöhnlich schlafen?« Dupin drehte sich zu den vieren um.

»Sie wollen wissen, wann wir ins Bett gehen?«, fragte Margot Fidelin erstaunt, wenn auch nicht unfreundlich.

»Genau. Sie zum Beispiel?«

»Wie mein Mann. Ich meine, um dieselbe Zeit. So gegen 23 Uhr 30. Immer ziemlich bald, nachdem wir hier schließen.«

»Und Sie?« Dupin wandte sich an Madame Griffon.

»Früher. Nie später als 22 Uhr 30, eigentlich.«

»Ich noch früher. Ich muss manchmal sehr früh raus«, vervollständigte der Schäfer.

»Und bei diesem Wetter, diesen Temperaturen, schlafen Sie da mit offenen Fenstern?«

Dupin lief auf der Terrasse hin und her. Alle Blicke lagen auf ihm. Dupin bemerkte, dass er noch immer die Kappe trug. Es war ihm egal.

»Wir schon.« Margot Fidelin trank einen Schluck Whisky. »Das ganze Jahr über.«

»In welche Richtung liegt Ihr Schlafzimmer, Madame?«

»Sie stellen amüsante Fragen, Monsieur le Commissaire. Es liegt direkt hier neben der Terrasse«, sie zeigte am Haus entlang, »Richtung Bucht.«

»Madame Griffon?«

»Jetzt im Sommer habe ich nachts die Terrassentür gekippt. Man kommt von meinem Schlafzimmer direkt in den Garten.«

»Und Sie, Monsieur Burlot?«

»Ich schlafe nie bei geschlossenem Fenster. Nachts steht es immer weit offen.«

»Hm.«

Dupin wandte sich ab und lief ein paar Schritte auf die Wiese, in Richtung des blauen Bootes. Von dieser Seite des Fidelin'schen Grundstücks hatte man einen guten Blick auf die hintere Hälfte von Provosts Pilotenhaus

und den vom Steinmäuerchen umschlossenen Garten. Das Gras war nass, bemerkte Dupin, hier war kürzlich anständig gegossen worden.

Er kam zur Terrasse zurück.

»Dann hören Sie sicher alle Provosts Hund, wenn er nachts bellt. Monsieur Trotter meint, ihn vielleicht sogar noch vorgestern Abend gehört zu haben.«

»Das kann nicht sein.« Margot Fidelin schien nachzudenken. »Wir haben ihn, wie gesagt, seit sicher einer Woche weder gesehen noch gehört.«

»Genau«, stimmte Agnès Griffon zu.

»Ich auch nicht.« Burlot schüttelte den Kopf.

»Verstehe.«

Dupin war vor Byn Fidelin stehen geblieben, es sah aus, als wäre er mit der Bank verschmolzen.

»Morgen gibt es hier einen besonderen Kaffee, habe ich gehört«, wechselte Dupin abrupt das Thema. Die Nachricht hatte unglaubliche Fantasien in ihm freigesetzt.

»So ist es, Monsieur le Commissaire. *Un bon.*«

»Wann genau geht es los?«

»Um zwölf.«

Dupin wäre am liebsten schon ganz früh morgens gekommen. Es klang nach einem Zaubertrank. Dem der Gallier natürlich.

»Gut. Das war es für heute Abend, Mesdames, Messieurs, nur eine letzte Sache noch, eine Formalität. Wo haben Sie sich heute Nachmittag zwischen drei und fünf Uhr aufgehalten? Sie alle.«

»Hier. Wo sonst? Wir haben destilliert. Mein Mann und ich.«

»*Le Grand Dérangement.* Die große Unordnung, der große Wirbel, so heißt der neue Whisky, holzig, torfig, würzig, für Herbst- und Winterabende. Ich glaube, er wird ganz besonders gut.«

Mit dem letzten Wort stand Byn Fidelin auf und verschwand wortlos in der Tür zur Bar.

»Ich war zunächst noch bei der Zucht, beim *Plage des Grands Sables*. Wo Sie uns heute Mittag besucht haben.« Tenom Burlot war an der Reihe. »Am späteren Nachmittag bin ich zu den Wiesen bei Borderun, die sich vom Meer bis zu den Menhiren ziehen, da halten wir einen weiteren Teil der Herde. Einen dritten bei Locmaria.«

»Wann genau sind Sie dort angekommen?«

»Um siebzehn Uhr.«

»Mit Ihrer Kollegin?«

»Sie war bereits dort. Sie ist schon so um eins rüber.«

»Und danach, waren Sie dann alleine am *Plage des Grands Sables*?«

»Ab etwa dreizehn Uhr, ja.«

Also fehlte Burlot jedes Alibi.

»Und wir«, Dupin nickte Agnès Griffon zu, »sind zusammen geflogen.«

Das wiederum war ein überaus solides Alibi.

»Was sagen Sie eigentlich zu dem Projekt? Und zu dem Flug heute?«

Dupin trat noch einen Schritt auf Madame Griffon zu.

»Das Projekt ist wegweisend. Und die Positionierung der Anlagen ein wichtiger Schritt.«

Enthusiasmus war nicht ihre Sache.

»Mussten Sie sich eigentlich um die Leitung dieses Projektes bewerben?«

»Es fiel mir als Verantwortliche für die Insel-Versorgungstechnik automatisch zu. Ich bin auch für die Unterwasserkabel zuständig, über die wir derzeit noch unseren Strom beziehen.«

»Verstehe. Und Sie sind ebenfalls Pilotin, habe ich gehört, Madame.«

»Ja. Ich fliege sehr gern. Aber nicht mehr so häufig. Das letzte Mal vor zwei Jahren vielleicht.«

Byn Fidelin kehrte zurück. Mit einer Flasche in der Hand.

»Sicherlich darf ich das gar nicht. Ein Bestechungsversuch«, er lächelte, »aber nehmen Sie.«

Er hielt Dupin die Flasche hin.

»Trinken Sie noch einen vor dem Schlafengehen. *Les Six Reines de Belle-Île* lassen Sie tief und fest schlafen. Und wunderbar träumen, ich verspreche es Ihnen.«

Dupin zögerte einen Moment. Aber nur einen kurzen. Kurz entschlossen holte er sein Portemonnaie hervor, nahm einen Fünfzigeuroschein und legte ihn auf die Bank.

»So funktioniert es.«

Das Versprechen, Schlaf zu finden, war allzu verlockend. Er hatte festes Vertrauen in die sechs Königinnen.

Das Riwal'sche Domizil war ein altes, sympathisches Steinhaus im Stil der Insel. Und in grandioser Lage.

Sie saßen draußen auf der Terrasse.

Der Blick war außergewöhnlich. Selbst jetzt noch, da es dunkel geworden war und die über dem Meer aufgegangene zarte Mondsichel dagegen nicht allzu viel auszurichten vermochte. Der wild und dicht bepflanzte Garten grenzte direkt ans Meer, das Haus stand keine zehn Meter vom Wasser entfernt. Meereskiefern, mächtige, hoch gewachsene Exemplare, in großen Gruppen. Und Pappelwäldchen. Zudem Palmen, Hibiskus, Agaven, Kakteenengewächse und andere exotische Pflanzen. Im Vergleich zu Islonk war es eine vollkommen andere Welt, eine Welt perfekter Sanftheit. Man sah die Küste entlang, bis Sauzon, das im stimmungsvollen Licht der nächtlichen Beleuchtungen lag. Sauzon war ein Traum. Wie die gesamte Insel, Dupin konnte Riwal gut verstehen. Die grün und rot aufscheinenden Leuchttürme auf den Kaimauern wiesen den sicheren Weg in die beiden Häfen. Auch vor der äußeren Kaimauer hatten heute Boote für die Nacht festgemacht, auf deren Deck fröhliche Menschen um kleine Tische saßen und mit Wein und Lambig die laue Sommernacht genossen. Tagsüber und bei guter Sicht würde man weit übers Meer bis zum Festland schauen können, zumindest an Tagen ohne den *Brume de mer*.

Dupin hatte ein kleines gemütliches Zimmer auf der ersten Etage bezogen, eine Kammer eher, aber nur für ihn, und bei aller Bescheidenheit der Maße war es doch mit einem besonderen Luxus bedacht: einem Fenster zum Meer. Das Bett war beeindruckend schmal, und die Matratze bedenklich durchgelegen. Außerdem war in das ohnehin winzige Zimmer ein Miniatur-Schreibtisch samt Stuhl hineingequetscht worden, auf dem Bettzeug und Handtuch gelegen hatten. Das Bad, hier begann es heikel zu werden, wurde geteilt. Mit Kadeg, Riwal und Le Menn. Im Erdgeschoss befanden sich ein großzügiger Wohnraum, eine offene Küche, eine Vorratskammer und eine Toilette.

Dupin hatte den anderen für seine Verhältnisse einigermaßen ausführlich von den Gesprächen auf der Terrasse des *Goulou* berichtet. Anschließend hatten ihm Kadeg, Riwal, Le Menn und Cosqueric ihrerseits ein kurzes Update gegeben. Naturgemäß hatte sich bei ihnen seit dem Essen nicht viel Neues ergeben. Sämtliche Polizeitrupps auf der Insel hatten

soeben Cosqueric Bericht erstattet, doch die Lage war unverändert. Sie waren auf keinerlei Hinweise gestoßen, die mit der Entführung und einem möglichen Versteck ZinCs in einen Zusammenhang zu bringen waren. Cosqueric hatte in Sauzon noch mit dem Inhaber des Tabac-Presse-Ladens, einigen Restaurantbesitzern, Bedienungen und dem Hafenmeister gesprochen. Nichts.

Es war kurz vor Mitternacht, doch noch war Dupin nicht willens, den Tag zu beenden. Noch hatten sie nicht einen echten Anhaltspunkt, auch wenn Dupin eben auf der Terrasse des *Goulou* beim Hin- und Herlaufen für ein paar wenige Augenblicke eine gewisse fiebrige Nervosität gespürt hatte. Ohne dabei freilich im Geringsten gewusst zu haben, warum, was sie verursacht hatte. Diese Nervosität war manchmal, bedauerlicherweise wirklich nur manchmal, ein gutes Zeichen. Aber vielleicht war sie dieses Mal auch bloß die Nachwirkung der Hitze gewesen. Oder des Whiskys.

Wie auch immer: Alle Menschen aus Provosts Umfeld, mit denen sie es bisher zu tun hatten, hatten ein Motiv, ihn loszuwerden. Und sie alle würden selbstredend auch eine zusätzliche Million willkommen heißen, auch wenn sich offenbar niemand in einer finanziellen Notlage befand. Und doch, irgendeine außergewöhnliche Situation musste vorliegen, das war Kadegs Argument gewesen, wenn jemand nach der gescheiterten Erpressung Provosts direkt einen neuen Versuch startete, mit der Entführung ZinCs an die gleiche Summe zu gelangen. Was die Sache erschwerte: Es musste zwischen dem Täter und den beiden Opfern nicht einmal eine persönliche Beziehung geben. Der Täter hatte nur wissen müssen, dass bei ihnen viel Geld zu holen war. Sie hatten nicht viele Optionen, sie würden sich auf die Geldübergabe konzentrieren müssen. Falls es überhaupt dazu kommen würde. Es war zum Verzweifeln.

»Haben die Leute von der Spurensicherung noch irgendetwas gesagt? Gab es Spuren auf den Briefen an Provost? Oder im Auto von Zinc?«

»Leider nein«, brummte Cosqueric und nahm einen Schluck. Dupin hatte den Whisky von Fidelin mit auf die Terrasse gebracht und allen etwas eingeschenkt.

»Und noch etwas zu den *Acadiens*, Riwal? Sie wollten sich doch umhören.«

»Nichts, was mich stutzig gemacht hätte, Chef. Ich habe nachgefragt, ob der Verein etwas mit dem *Smart-Island*-Projekt zu tun hat. Aber es ist wohl,

wie Monette Megret sagte, sie unterstützen es ideell, aber nicht finanziell.«

»Mit wem haben Sie gesprochen?«

»Mit einigen, vor allem mit dem Schatzmeister, ein Cousin des Mannes meiner Schwester. Er kennt alle Mitglieder. Und alle ganz gut.«

So wie Riwal es formulierte, hatte Dupin keine Zweifel daran.

»Und ihm fällt niemand ein, dem er solche Aktionen zutraut?«

»Die *Acadiens* sind überall, das ist doch auffällig«, sinnierte Le Menn.

Genau das ging Dupin auch immer wieder durch den Kopf.

»Provost und Zinc waren beziehungsweise sind beide Mitglied in einer Vielzahl von Vereinen. Teilweise bestimmt auch in denselben, auf der Insel wimmelt es von Vereinen.«

Riwal schien mit der Verdächtigung der *Acadiens* immer noch nicht einverstanden.

»Ab und an gibt es Vorwürfe der gegenseitigen Bevorzugung in dem Kreis.« Riwal fühlte sich sichtlich unwohl bei seinem Satz.

»Was heißt das?« Dupin war ganz Ohr.

»Korruption? Vorteilsnahmen? Mafiöse Geschäftspraktiken?«, spitzte Le Menn Dupins Frage ungerührt zu.

»Es ist nie ein konkreter Verstoß festgestellt worden«, hielt Riwal dagegen.

»Der Standardspruch der Mafiosi.« Kadeg hieb in dieselbe Kerbe wie Le Menn.

»Selbstverständlich kennen sich die meisten Familien der *Acadiens* gut«, Cosqueric bemühte sich um einen neutralen Ton, »seit Generationen eben. Und verfügen über vielfältige soziale und wirtschaftliche Beziehungen untereinander. So ist beispielsweise der größte Bauunternehmer der Insel auch ein *Acadien*. Ich würde sagen, dass neun von zehn aller von anderen *Acadiens* in Auftrag gegebenen Bauprojekte auf der Insel über ihn laufen.«

»Alles Mafia«, blaffte Kadeg: »vielfältige soziale und wirtschaftliche Beziehungen ...«

Dupin wusste, was er meinte, aber auch, was Cosqueric sagen wollte.

»Sind in einem solchen Zusammenhang irgendwann mal Vorwürfe gegen Patric Provost aufgekommen? Vorteilsnahme? Manipulation?«

»Nein.« Eine klare Auskunft von Cosqueric. »Aber er hat seine Macht- und Monopolstellungen knallhart ausgespielt. In der Schafzucht, mit seinen

Immobilien und seinem Vermögen.«

»Ich will, dass Sie beide dem trotzdem noch einmal nachgehen«, schloss Dupin das Thema ab. »Sonst noch was?«

»Ich habe eben mit den anderen Bürgermeistern der Insel telefoniert«, der Kommandant der Inselbrigade lehnte sich zurück, er sah mittlerweile ziemlich abgeschlagen aus, »ich kenne sie alle ganz gut. Ich wollte hören, was sie persönlich über den Fall denken. Ob ihnen etwas einfällt.«

»Und?«

»Nichts. Gar nichts.«

»Ich ...«

Dupins Handy klingelte.

Nolwenn.

Dupin stand auf und nahm ab. Er ging in den Garten, Richtung Meer.

»So, Monsieur le Commissaire. *Echu an devez*, wie die Bretonen sagen! *Finie la journée*. Das war's für heute. Nur eine Sache noch, auf die Nevou und ich eben gestoßen sind.«

»Worum geht es?«

»Dieser Trotter gehört einem Verein von Wissenschaftlern an, die ein Zentrum zur Erforschung dieser ganzen Steinwunder planen. Sie sind im Begriff, ein Haus zur Unterbringung des Zentrums zu stiften. Spinner, wenn Sie mich fragen.«

»Und?«

»Raten Sie mal, wo das Zentrum entstehen soll!«

Auch Dupin verspürte nun eine tiefe Erschöpfung, musste er feststellen.

»In Nantes!«

Dupin hatte das Ende des Gartens erreicht. Von hier an ging es ein paar Meter steil hinunter, zu einem kleinen felsigen Plateau, rechts ab lag ein gut verborgener Sandstrand.

»Interessant.« Dupin hatte Trotter ausdrücklich nach Nantes gefragt. »Sie denken, Trotter könnte der Stifter dieses Zentrums sein? Mit seiner Erbschaft?«

»Nur ›interessant‹? Wir suchen doch verzweifelt Verbindungen nach Nantes. Das ist die erste, die wir gefunden haben.«

Eine vage Verbindung, fand Dupin.

»Sonst noch was zu Trotter? Ich spreche noch mal mit ihm.«

»Sonst ist nichts zu finden, nein. Nevou und ich suchen morgen weiter, Monsieur le Commissaire.«

»Gut, Nolwenn. Ich denke, wir machen jetzt alle für heute Schluss.«

»Versuchen Sie zu schlafen! Übermorgen müssen Sie absolut fit sein!«

Dupin brauchte einen Moment. Das Dienstjubiläum. Dafür hatte er jetzt wirklich keine Nerven ...

»Noz vat.«

»Ebenso, Nolwenn, gute Nacht.«

Im Handumdrehen war Dupin zurück am Tisch.

»Ich verabschiede mich.« Dupin gab sich Mühe, freundlich zu klingen. »*Le Tilleul* heißt das Café in Sauzon, richtig?«

Das war wichtig.

»Genau, Chef. Der Kaffee dort ist gut. Wenn Sie nichts dagegen haben, kommen wir mit.«

»Ich ... gut. Ja.«

Eigentlich hatte Dupin es sich anders vorgestellt.

»Um halb acht dort?« Riwal erhob sich ebenfalls und gab damit das Signal zum Aufbruch.

Dupin würde einfach schon etwas früher fahren und so ein bisschen Zeit für sich haben.

»Halb acht. Haben Sie eine Karte von der Insel, Riwal?«

Dupin hatte sich schon die ganze Zeit eine besorgen wollen.

»Klar, Chef. Ich hole sie Ihnen.«

»Gute Nacht dann, alle miteinander«, verabschiedete sich Cosqueric. »Ich fahre jetzt nach Hause.«

»Gute Nacht.«

Drei Minuten später schloss Dupin die Zimmertür hinter sich. Umgehend lag er im Bett, das Fenster weit geöffnet, damit so viel der wohltuenden Meersommernachtluft in die stickig gewordene Kammer gelangte wie möglich. Und das Funkeln der Sterne, die nach und nach erschienen waren und nun den gesamten Himmel beherrschten. Auch im Bett hörte er die Zikaden. Und hin und wieder ein lang gezogenes Blöken: Schafe. Kühl war es immer noch nicht, ganz im Gegenteil. Bestimmt fünfundzwanzig Grad, vielleicht mehr. Die Insel war für die Nacht in die Tropen gereist, so viel stand fest, mit all ihren ständigen und spontanen Gästen.

Vorsichtshalber stellte Dupin den Wecker auf 6 Uhr 30. Kurz vor dem Einschlafen, Vernunft und Verstand hatten sich längst auf und davon gemacht, stellte sich die Erinnerung an das wohlige Insel-Gefühl ein, das er heute früh, nach der Ankunft, schon einmal empfunden hatte. Die Vorstellung eines wunderbaren kleinen eigenen Reiches, das über alles verfügte, was man brauchte.

Die sechs Königinnen entfalteten ihre Zauberkraft ...

Der zweite Tag

Nicht einer, nein, alle.

Alle setzten ihm nach, waren hinter ihm her. Menhire. Hunderte meterhohe Steinmonster, lebendig, schnell, wendig. Mit einem einzigen Ziel: Sie trachteten nach seinem Leben. Er hatte sich eines Verbrechens schuldig gemacht, er hatte nicht an sie geglaubt. Und es war die Wahrheit, ihre Anschuldigungen waren ganz und gar gerechtfertigt.

Sie hatten ihn eingekreist. Von allen Seiten der Insel waren sie aufgebrochen, vorgerückt, er hatte zu entkommen versucht, doch überall war wieder einer aufgetaucht. Oder eine. *Jeans* und *Jeannes*. Sie hatten den Kreis enger und enger gezogen. Nun gaben sie eine Art tiefes Blöken von sich. Markerschütternd. Und allein schon eine Folter.

Es gab kein Entrinnen. Auch keinen Kampf. Keine Tricks. Keine Superkräfte. Nur das Zerquetschtwerden. Ein übernatürlicher Chor hob an, er war deutlich zu verstehen: »Wir sind es, die *Acadiens*, die *Acadiens*, die *Acadiens* ...«, in endloser Wiederholung. Ein existenzieller Schauder überlief ihn. Bald spürte er die Kälte und Härte des nackten Gesteins an seinen Armen, die er schützend um sich geschlungen hatte. Es ging unausweichlich dem Ende zu, als plötzlich ein sphärisches, ja kosmisches Brummen einsetzte. Und siehe da: Die Steine verharrten und verstummt, um sich dann mit einem Mal zurückzuziehen und ihn freizugeben. Im nächsten Moment waren sie verschwunden, als hätten sie sich in Luft aufgelöst. Nur das tiefe, eigentümliche Brummen blieb. Und wurde noch lauter. Dupin hielt sich die Ohren zu, mit aller Kraft, immer verzweifelter.

Dann wachte er auf.

Es dauerte einen Augenblick, ehe Dupin die grundlegenden Aspekte der Realität sortiert bekam. Was vor allem hieß: das Brummen. Denn es brummte weiter. Und entstammte, wie er langsam begriff, der diesseitigen Wirklichkeit. Es war ein Schiff, eindeutig. Ein großes Schiff.

Das Brummen hatte ihn geweckt. Gerettet.

Er setzte sich auf und blickte aus dem Fenster. Noch war es dunkel, aber schon nicht mehr tiefen Nacht, ein allererstes, zaghafte Dämmern hatte im Osten eingesetzt. Über dem Horizont. Ein Vordämmern. Das Licht schlich sich ein. Ein silbriges Licht, das jetzt mehr und mehr den Himmel übernahm.

Dupin warf einen Blick auf seine Uhr: 6 Uhr 17. Zu spät, um noch weiterzuschlafen. Er würde duschen und aufbrechen. Und, wie geplant, etwas Zeit für sich haben.

Um 6 Uhr 55 betrat er das *Tilleul*.

Er gab seine Bestellung an der Theke auf: zwei *petits cafés*, zwei Croissants. Es war ein einfaches, nettes Café, die Fassade himmelblau gestrichen, eine Terrasse auf dem Platz vor der Dorfkirche, mit Blick auf die Bucht und den Hafen. Die Terrasse war noch verwaist, nur drinnen saßen schon ein paar Gestalten, Hafenarbeiter, wie es aussah. Der ganze Ort war wie leer gefegt, das Leben hatte noch nicht begonnen. Bis auf die Geräusche, die aus der Bar drangen, und die Schreie der koketten Möwen über dem Hafenbecken, herrschte vollkommene Ruhe. Die Ruhe, die es nur am Meer gab, das allen unwesentlichen Lärm großzügig verschluckte. Dupin mochte die besondere Stimmung des frühen Morgens, die Welt im Erwachen.

»Voilà.«

Ein junger, übernächtigt aussehender Mann in einem weißen T-Shirt stellte die *cafés* und einen Teller mit den Croissants vor ihm ab.

»Und die Zeitungen, Monsieur. Voilà.«

Schon war er wieder verschwunden.

Auf der Titelseite des *Télégramme* war ein Foto von Dupin zu sehen, wie er am Hafen in seinen orangenen Méhari stieg. Er hatte keinen Fotografen bemerkt, es war unglaublich.

»Der Kommissar aus Concarneau zu Ermittlungen auf der Belle-Île«, lautete die Headline. Immerhin, früher hatten sie immer geschrieben: »Der Kommissar aus Paris ...« Über einem Foto von Provost stand: »Mord an Schaf-Baron Patric Provost.« Für den Fall Albert Zinc waren die Zeitungen zu früh in Druck gegangen; im Netz, im Fernsehen und Radio würde er dafür umso intensiver behandelt werden.

Dupin musste zugeben, dass er das mit der Schafzucht selbst weitgehend

aus dem Blick verloren hatte. Hätten sie sich damit intensiver beschäftigen sollen? Aber eine Geschichte mit Schafen, die auch ZinCs Entführung erklären würde, wie sollte die aussehen? Er verbannte die Zeitungen auf den Nebentisch und trank den ersten *café*. Endlich. Dann holte er sein Notizheft und die kleine Inselkarte hervor, legte sie vor sich und trank den zweiten *café*.

Nur ganz allmählich dämmerte es, der Tag ließ sich Zeit. Ein helleres, sphärisches Graublau hatte von Osten her den Himmel übernommen und das letzte Flimmern der Sterne zum Verschwinden gebracht, nach und nach würde das Grau nun zurücktreten und dem Blau die Bühne überlassen. Aber erst, wenn sich die Sonne zeigen würde.

Was waren die dringendsten Fragen? Die Prioritäten? Wen würde er heute früh treffen? Dass er sich diese Fragen überhaupt stellte, verhieß nichts Gutes.

Ein paar Dinge hielt er fest:

Madame Corbel: Ausbau des Sarah-Bernhardt-Museums, Finanzierung.

Bürgermeisterin: Menhire, Provost, die Beschwerde des Menhir-Forschers ...

Louis, der Hund?

Esoterisches Zentrum in Nantes? Gespräch Trotter.

Anruf Zinc-Bruder: Geld, Übergabe?

Er machte dem müden jungen Mann ein Zeichen.

»Noch einen, bitte.« Er deutete auf die leeren Tassen.

Er hatte den Stift wieder in der Hand, als sich das Handy meldete.

Eine unterdrückte Nummer. Unwirsch nahm er an.

»Ja?«

Ein Lärm, ein Rauschen. Dann eine Frauenstimme: »Monsieur le Commissaire?«

»Ja.«

»Ich muss Sie sprechen. Sofort.«

Dupin saß kerzengerade.

»Wer ist da?«

Die Verbindung war miserabel. Er hatte die Stimme nicht erkennen können. Die Person, so klang es, saß in einem Wagen, der gefährlich

hochtourig fuhr.

»Agnès Griffon«, sie war gerade so zu verstehen, »wir müssen uns treffen, jetzt gleich«, das Rauschen wurde noch stärker, »an der *Pointe des Poulains*.«

Er sprang auf.

»Was ist ...?«

»Ich erzähle es Ihnen sofort. Wir treffen uns auf dem Parkplatz.«

»Werden Sie bedroht, Madame Griffon? Verfolgt?« Hals über Kopf hatte er alles eingesteckt, einen Schein auf den Tisch gelegt und die Terrasse verlassen.

»Ich glaube schon. Ich bin jetzt gleich da.«

Sie hatte aufgelegt.

Dupin erreichte seinen Wagen, sprang hinein und startete den Motor. Der Méhari machte einen Satz. Auf der D 25 hatte er die *Pointe des Poulains* schon ein paarmal ausgeschildert gesehen. Es war nicht weit. Fünf Minuten vielleicht.

Dupin trat das Gaspedal durch.

Was geschah hier?

Schon hatte er die Inseldiagonale erreicht. Er beschleunigte aufs Maximum. Griff nach dem Telefon.

»Riwal?«

Der Fahrtwind war heftig, Dupin musste ins Telefon schreien.

»Chef? Ich kann Sie kaum hören!«

»Agnès Griffon befindet sich in Gefahr. Sie will mich umgehend treffen. An der *Pointe des Poulains*. Sie glaubt, sie wird verfolgt.«

»Ich ...« Nur eine kurze Pause, dann: »Verstehe, Chef. Wir sind unterwegs.«

»Gut.«

Wiesen, Felder und Bäume flogen an Dupin vorbei. Die Straße verlief kerzengerade. Ein Ort tauchte auf. Deubord. Dann ein Schild, irgendetwas mit Sarah Bernhardt. Auch das nordwestliche Ende der Insel schien karg und rau zu sein.

Die *Pointe des Poulains* war jetzt angezeigt. Noch ein Kilometer.

Noch einmal holte er alles aus dem Wagen raus.

Der Parkplatz der *Pointe* kam in Sicht, Dupin stieg in die Bremsen. Augenblicklich geriet der Wagen ins Schleudern, ein ohrenbetäubendes

Quietschen setzte ein, der Kommissar hatte Mühe, ihn unter Kontrolle zu halten. Dupin blieb quer auf der Straße stehen, um dann sofort wieder Gas zu geben. Er fuhr den Parkplatz ab und hielt konzentriert Ausschau. Ihm fiel ein, dass er keine Ahnung hatte, welches Auto Agnès Griffon fuhr.

»Madame Griffon?« Er begann zu rufen. »Hallo?«

Er wiederholte die Rufe.

Nichts.

Kein Wagen. Niemand. Zumindest hier nicht. Es gab noch einen zweiten Parkabschnitt auf der anderen Seite einer dichten Hecke, er nahm die enge 180-Grad-Kurve, malträtierte den Wagen erneut. Irgendetwas schepperte laut und fiel ab.

Auch hier war nichts zu sehen.

Er gelangte wieder zur Auffahrt auf die Straße. Von hier ging in Richtung *Pointe* ein schmales Sträßchen in schlechtem Zustand ab, das für den öffentlichen Verkehr gesperrt war. Hinter dem Sackgassenschild noch ein weiteres: *Phare des Poulaïns – 200 mètres*.

Er fuhr ein Stück, bremste abrupt, schaute sich um. Dann legte er den Rückwärtsgang ein und setzte mit Vollgas zurück. Sie hatte Parkplatz gesagt. Eindeutig.

Dieses Mal ließ er den Wagen am Anfang des Parkplatzes stehen und lief auf einen staubigen Fußweg, der vom Parkplatz abging und ebenfalls zu *Pointe* führte. Zu beiden Seiten lag der Atlantik, die Insel war hier ganz schmal. Eine wilde, heftig zerklüftete Felsküste, ein schroffes Felsen-Meer-Chaos. Kein Haus, nichts, völlige Einsamkeit.

Er griff nach seinem Handy, wählte Griffons Nummer. Der Ruf ging ins Leere.

Im Osten war es inzwischen bereits Tag geworden und auch im Westen schon hell, die Sonne lauerte direkt unter dem Horizont, bald würde sie sich ein erstes Stück vorschieben, dann schließlich aufgehen.

Was sollte er tun?

»Verdammmt.«

Wo war Agnès Griffon?

Sollte er die Straße zurückfahren? Kam sie erst noch? Eigentlich ausgeschlossen, sie hatte gesagt, sie sei fast da. Gab es Seitenstraßen? Er glaubte, zumindest eine gesehen zu haben. Unbefestigt.

Er stürzte zum Wagen zurück.

Die Karte war eben bei der brutalen Bremsung wie alles andere, Kappe, Wasserflasche, auf den Boden vor dem Beifahrersitz geflogen. Es gab, wenn er das richtig sah, zwei abgehende winzige Sträßchen. Waren sie befahrbar? Es war nicht zu erkennen. Eine ging nach Norden ab. Eine nach Süden. Letztere schien mitten in einem Feld zu enden, ein Stück entfernt, vor dem letzten Dorf. Das Sträßchen nach Norden führte am Meer entlang bis zum Ende des Kaps. Fast bis zum Leuchtturm.

Irgendetwas musste er tun.

Der Motor heulte dramatisch auf, die Räder drehten abermals durch. Er fuhr in Richtung Kap. Auf einen lang gezogenen, allerletzten Vorsprung. Links ging ein kurzer Schotterweg ab. Es musste die Zufahrt zu Sarah Bernhardts Haus sein, er hatte es auf der Karte gesehen. Er bremste noch einmal. Man konnte das Haus, ein kleines Fort, gut erkennen.

Nichts. Kein Auto, keine Agnès Griffon.

Er fuhr weiter.

Ein kleines Stück allerdings nur, dann war Schluss mit dem Sträßchen. Nach einer engen abfallenden Kurve verließ es buchstäblich im Sand. In einer geradezu unwirklich schönen Doppelbucht, das türkise Meer hier kam von beiden Seiten, dazwischen nichts als ein weißer schimmernder Strand und ein paar Felsen.

Die Sonne war nun hervorgekommen, noch ganz mild, und ließ Meer, Sand und Felsen sanft aufleuchten. Am Ende des Vorsprungs hob ein Inselchen an. Auf der höchsten Stelle thronte der stolze Leuchtturm, der *Phare des Poulains*.

Dupin kam auf dem Sand zum Stehen. Er hastete aus dem Wagen. Schaute sich um.

»Verdammtd.«

Wo war sie?

Auf einmal vernahm er Motorenlärm.

Es musste ein Wagen sein, der mit deutlich zu hoher Geschwindigkeit die Straße entlangraste. Noch konnte er ihn nicht sehen, erst wenn er den Bogen zum Strand nehmen würde. Plötzlich waren quietschende Reifen und ein metallisches Scheppern zu hören. Der Wagen hatte spät abgebremst, dafür umso heftiger. Es musste knapp gewesen sein, aber er

schaffte die enge Kurve.

Und jetzt sah Dupin ihn. Einen froschgrünen Van, den Team-Wagen. Riwal und die anderen. Riwal am Steuer. Erst kurz vor Dupins Stoßstange hielt er an.

Augenblicklich sprangen Kadeg und Le Menn mit gezogenen Pistolen aus dem Wagen, Riwal nur einen kleinen Moment später, die Waffe ebenfalls im Anschlag.

»Wo ist sie, Chef? Was ist los?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe sie nicht gesehen.«

»Sie fährt einen Kadjar. In Dunkelrot. Den kleinen Renault-suv. Damit kommt sie überallhin. Wir haben ihn allerdings auch nicht gesehen.

Niemanden. Wir sind ja gerade am Parkplatz vorbeigekommen.«

»Sie hat ganz sicher Parkplatz gesagt?«, wollte Le Menn wissen.

»Ganz sicher.«

»Dann hat man sie davor abgefangen«, schloss Kadeg.

»So ein Scheiß.«

Dupin hatte mit der Faust auf die Motorhaube seines Wagens geschlagen.

»Oder sie wurde verfolgt und ist noch weiter gefahren.« Riwals Stimme vibrierte. Sein Blick ging demonstrativ zum Leuchtturm, dann zu einer Stelle am Ende des Strandes. »Um sich zu verstecken.«

Dupin erriet, was Riwal ihm mit seinem Blick zeigen wollte. Er war kaum auszumachen, aber wenn man genau hinsah, bemerkte man einen steinigen Weg, der an der Seite des Inselchens entlanglief und wahrscheinlich bis zum Leuchtturm führte.

Riwal stürzte los und lief auf den Strand. Dann blieb er abrupt stehen.

»Reifenspuren! Frische Reifenspuren, hier, eindeutig.«

Doch das war nicht alles.

»Und hier noch welche. Ein zweiter Wagen.«

Umgehend stürmte er zum Van zurück. Innerhalb von Sekunden saßen sie alle wieder in ihren Autos. Dupin startete als Erster den Motor. Schon raste er über den Strand auf den Weg zu, erreichte ihn. Immer wieder drehten die Reifen durch. Dupin fühlte sich wie auf dem Boot gestern, tiefe, große Schlaglöcher ließen die Räder kurz abheben und unsanft landen. Lange würden die Achsen das nicht mitmachen.

Der Weg machte einige enge Schlenker, dann ging es in einem weiten

Bogen direkt auf den Leuchtturm zu. Aber wieder war nichts und niemand zu sehen. Kein roter Kadjar und auch sonst kein Auto.

Dupin hielt vor dem Eingang des Leuchtturms und stieg aus. Nur Augenblicke später erreichte auch der Van den Leuchtturm, bremste aber nicht ab, sondern fuhr über die trockene Wiese kurzerhand an ihm vorbei, um den Leuchtturm herum. Sofort verschwand er aus Dupins Blickfeld.

Was tat Riwal?

Dupin sprintete los. Ebenfalls um den Turm herum.

Noch bevor er etwas sehen konnte, hörte er den Inspektor.

»Chef! Hier! Kommen Sie. Der Wagen!«

Der dunkelrote Kadjar stand direkt hinter dem Leuchtturmhaus, die Fahrertür offen.

Von Agnès Griffon keine Spur.

»Sie wollte sich vermutlich hier verstecken.«

Riwal hatte die richtige Eingebung gehabt.

»Im Wagen ist nichts, auch nicht im Kofferraum.« Kadeg stand am Heck des Wagens.

»Wir haben sie ein paarmal versucht anzurufen, eben gerade noch mal. Vergebens«, rief Riwal. »Cosqueric ist unterwegs.«

»Das Leuchtturmhaus ist verschlossen, da kann sie nicht sein. Wir müssen die Umgebung absuchen.« Le Menn lief auf die spitze Felszunge zu, die sich vom Leuchtturm aus nach Westen erstreckte, vier, fünf Meter über dem Wasser. Wie eine krumpelige Hand mit bizarr geformten Fingern. Tiefe Felsspalten, Überhänge, Felsnischen, sogar eine kleine Senke, die mit hüfthohem Gebüsch bewachsen war. Ideale Verstecke. Das auflaufende Meer kündigte die Flut an.

»Hallo? Madame Griffon?«

Le Menns Stimme vermochte ein beeindruckendes Volumen zu entfalten.

Kadeg stimmte mit ein: »Madame Griffon? Hier ist die Polizei! Sie haben nichts zu befürchten! Hallo?« Er bewegte sich zur südlichen Seite.

Ohne sich absprechen zu müssen, liefen auch Riwal und Dupin los und begannen laut zu rufen.

Die Sonne stand bereits deutlich über dem Horizont und arbeitete schon

jetzt mit beeindruckender Kraft, als wollte sie ihnen mit besonders starker Beleuchtung bei der Suche behilflich sein.

Dupin lief ein Stück am Rand des Felsplateaus entlang, entschied sich dann aber hinabzusteigen. Unten, ungefähr drei Meter tiefer, war ein Stück Sand zu sehen. Vielleicht zog sich der Felsen noch etwas weiter. Sie würden sich all diese möglichen Verstecke ansehen müssen.

»Hallo? Madame Griffon? Sind Sie da?«

Er musste aufpassen, es ging steil abwärts, sofort verlor man den Halt, besonders ab dem Niveau, das die Flut für gewöhnlich erreichte. Flechten, überall Flechten, auf die sich über Nacht ein hauchdünner glitschiger Film gelegt hatte. Dupin hatte den Sand fast erreicht, als er Le Menns Rufe hörte. Sie musste sich ein ganzes Stück entfernt befinden.

»Hier ... Ma... Gri...on i... ...ier!«

Sie war kaum zu verstehen. Aber es reichte.

Le Menn hatte sie gefunden.

Umgehend kletterte Dupin zurück aufs Plateau, nicht ohne einmal heftig wegzurutschen und sich die Hose am Knie aufzureißen. Die Hose und das Knie.

»Hier! Sie ist hier.«

Le Menn war jetzt besser zu hören, aber immer noch nicht zu sehen. Immerhin war die Richtung klar, aus der die Rufe kamen.

Dupin stürmte los.

Kadeg stieß zu ihm.

»Hier! Hier!«

Bald hatten der Kommissar und der Inspektor die äußerste westliche Spitze des Inselchens erreicht, den letzten Rufen nach zu urteilen, mussten sie ganz nah sein.

»Le Menn? Wo sind Sie?«

»Hier unten.«

Linker Hand fielen die hellen Felsen steil zum Meer hinab, unten sahen sie einen Vorsprung auf Wasserhöhe. Dupin und Kadeg stiegen nacheinander ab. Erst als sie unten ankamen, sahen sie Le Menn. Auch ihre Jeans war zerrissen, aus ihrem Pferdeschwanz fielen ihr lange Strähnen ins Gesicht.

»Da ...«

Die Polizistin drehte sich zur Seite, in Richtung der steilen Felswand.

Agnès Griffon.

Sie lag quer über einem schroffen Felsen.

»Kein Puls. Keine Atmung«, resümierte Le Menn. »Tot. Erwürgt. Wie Provost.«

Es war sofort zu sehen. Der malträtierte Hals, der verzerrte, entstellte Gesichtsausdruck. Ein Ausdruck der Marter. Und genau das war dieser Tod: eine unvorstellbare minutenlange Marter.

Arme und Beine hingen schlaff herunter und verstärkten den grausamen Eindruck. Dupin hatte keinen Zweifel an Le Menns Diagnose, dennoch beugte er sich kurz über Madame Griffon, legte das Ohr an ihren Mund, fühlte nach ihrem Puls. Dann griff er nach seinem Telefon. Fand sofort die Nummer, die er brauchte.

Cosqueric.

»Hallo?«

»Dupin hier«, jetzt mussten sie schnell sein, beherzt vorgehen, »wo sind Sie, Cosqueric?«

Dupin vernahm laute Motorengeräusche.

»Auf dem Weg zu Ihnen ...«

»Wo genau?«

»Noch vor dem Parkplatz, wir ...«

»Halten Sie an! Griffon ist tot, erwürgt. Der Täter muss sie mit seinem Wagen verfolgt haben. Es ist alles eben erst passiert. Über die D 25 kann er nicht entkommen sein, ich hätte ihm begegnen müssen.«

Dupin hörte den ohrenbetäubenden Lärm einer Vollbremsung.

»Lassen Sie umgehend das ganze Kap absperren, Cosqueric. Er muss über irgendeinen Seitenweg hier an der *Pointe* entkommen sein ...«

»Ich organisiere das.«

Schon hatte Cosqueric aufgelegt.

Le Menn trat an Dupin heran, das Telefon in der Hand. »Riwal hat eine Idee, über welchen Weg der Täter geflohen sein könnte. Er fährt sofort los.«

Auch Riwal kannte die Gegend in- und auswendig, natürlich.

»Und er koordiniert sich mit Cosqueric.«

»Gut.«

Kadeg telefonierte mittlerweile ebenfalls.

»Ja, genau. Den Gerichtsmediziner! Und einen Krankenwagen! Zum Leuchtturm, *Pointe des Poulains*. Und sofort! Auf der Stelle!« Ein zackiger Befehl, der das Gespräch beendete.

Dupin war ein Stück über die Felsen am Wasser entlanggelaufen und erst stehen geblieben, als es nicht mehr weiterging. Er musste kurz für sich sein. Eine Weile verharrte er bewegungslos. Sein Blick schweifte unbestimmt über das Meer, das sich trotz der mittlerweile strahlenden Sonne geheimnisvoll dunkel gab. Für ein paar Sekunden verlor sich Dupin in Gedanken.

Was ging hier vor sich? Auf diesem paradiesischen Eiland. Was immer es war, es wurde immer mysteriöser. Und immer brutaler.

Warum Agnès Griffon? Provosts Exfrau? Die formal noch mit ihm verheiratet war. Wie hing das mit den vorigen Ereignissen zusammen? Mit Provosts Erpressung und Ermordung? Mit ZinCs Entführung? Was war die eine Geschichte hinter all diesen Vorkommnissen? Oder gab es mehrere Geschichten?

Dupin spürte, wie heiße Rage in ihm aufkam.

Er holte sein Handy hervor.

Nolwenn war umgehend am Apparat.

»Riwal hat mich gerade unterrichtet, Monsieur le Commissaire. Jetzt reicht es! Und das auf der Belle-Île. Da erwartet man akadisches Glück, keine Morde.«

»Wir müssen schnellstmöglich wissen, mit wem Agnès Griffon in den letzten Stunden telefoniert hat.«

»Selbstverständlich.«

»Und finden Sie heraus, wer ihr Anwalt ist. Wegen der Scheidung. Fragen Sie, ob es da irgendetwas gab, wovon sie nichts erzählt hat.«

»Kein Problem. Wenn ich es richtig verstehe, bedeutet ihr Tod, dass nun auch ihr Pflichtteil von Provosts Erbe an das Windenergie-Projekt geht, falls sie keine Erben haben sollte.«

»Verdammtd!«

Nolwenn hatte recht. Natürlich.

»Ich bespreche mich mit Cosqueric und der Bürgermeisterin, das mit

dem Erbe werden wir ganz schnell herausfinden. Es wäre schon ein wenig auffällig, meinen Sie nicht? Wieder würden Madame Megret und ihr Projekt profitieren.«

Vollkommen richtig. Sehr auffällig.

»Eine Sache noch, Nolwenn. Wir müssen uns dringend die Flugbewegungen von vorgestern und gestern ansehen. Alle Starts und Landungen auf der Insel.«

Das hätten sie natürlich längst tun sollen.

»Monsieur le Commissaire!« Deutliche Indignation. »Selbstredend haben wir das gestern sofort überprüft. Hat Ihnen das niemand gesagt?«

»Nein. Und?«

»Es gibt einen Sportflughafen bei Clohars-Carnoët. Das wäre der nächste von Doëlan aus. Cosqueric, Riwal und ich haben es genau durchdacht und eigentlich ausgeschlossen. Es wäre alles viel zu umständlich und riskant für den Täter.«

»Inwiefern?«

»Der Täter hätte vom Flughafen einen Wagen gebraucht, um nach Doëlan zu kommen; es gibt keine Busverbindungen. Und ein Taxi zu nehmen, wäre zu auffällig gewesen.«

»Madame Megret ist in der Lage, ihre Maschine auf jedem Feldweg zu landen.«

»Im Dunkeln ist das zu gefährlich und tagsüber zu aufsehenerregend.«

»Hm. Und die Entführung? Da wäre es doch durchaus vorstellbar.«

»Uns liegt die Übersicht aller registrierten Flüge vor. Da kommt keiner infrage. Madame Megret und Madame Griffon sind in dieser Zeit zwar tatsächlich geflogen, aber mit Ihnen.«

»Finden Sie heraus, ob von den Nachbarn noch jemand einen Flugschein besitzt. Der Menhir-Forscher vielleicht?«

»Okay.«

»Zudem gab es möglicherweise unregistrierte Flüge.«

Dupin ließ nicht locker.

»Extrem unwahrscheinlich. Ich hatte den Chef des *Aéro-Clubs* gebeten, ein Auge auf alles zu haben.«

Er verstummte. Aber zufrieden war er nicht.

Im nächsten Moment hatte Nolwenn aufgelegt.

Dupin kehrte zu den anderen zurück.

»Haben sich Riwal oder Cosqueric gemeldet?«

»Bisher nicht.«

»Wir müssen wissen, wo sich die Bürgermeisterin und alle anderen Nachbarn gerade aufhalten beziehungsweise wo sie sich zwischen 7 Uhr und jetzt aufgehalten haben. Ich übernehme Tenom Burlot und die Bürgermeisterin, Le Menn, Sie übernehmen die Fidelins, und Kadeg, Sie Madame Corbel. Und kündigen Sie ihr an, dass ich gleich auch noch mal bei ihr vorbeikomme.«

»Und Trotter, der Menhir-Forscher?«, hakte Le Menn nach.

»Den übernehmen Sie. Und fragen Sie ihn nach diesem Menhir-Zentrum in Nantes ... Ach, lassen Sie, das mache ich später selbst.«

Umgehend hatten alle ihr Handy am Ohr.

»Hallo?«

Die Stimme der Bürgermeisterin. Wach, selbstbewusst, routiniert.

»Commissaire Dupin. Wo genau halten Sie sich gerade auf, Madame?« Er presste das Telefon ans Ohr, versuchte, Umgebungsgeräusche wahrzunehmen.

»Guten Morgen, Commissaire. Ich bin zu Hause. Sie kennen meinen Morgenrhy...«

»Haben Sie ein Festnetz?«

»02 97 67 12 56.«

»Da könnte ich Sie jetzt anrufen?«

»Sehr gerne. Wenn Sie bloß die Güte hätten«, ein unverhohlen sarkastischer Ton, »mir zu sagen, warum?«

»Ist Ihr Mann da?«

»Er hat heute die erste Fähre aufs Festland genommen, um 6 Uhr 45.«

»Können Sie beweisen, dass Sie von sieben Uhr bis jetzt zu Hause waren?«

»Ich befürchte, nein.« Sie klang sehr selbstbewusst.

»Sind Sie vorgestern Nacht oder gestern früh mit dem Flugzeug unterwegs gewesen, Madame?«

»Commissaire, Sie wissen doch, wann der Flug zu den Bojen stattgefunden hat.«

»Bitte beantworten Sie meine Frage.«

»Vorgestern Nacht und gestern früh?«

»Genau.«

»Weder noch. Wie kommen Sie darauf?«

»Sind Sie sicher?«

»Selbstverständlich bin ich sicher.«

»Wann sind Sie das letzte Mal geflogen? Von der Belle-Île aus? Abgesehen von unserem gemeinsamen Flug.«

»Am Wochenende, Sonntag. Privat. Zum Vergnügen. Ich fliege sonntags immer, wenn ich keine beruflichen Verpflichtungen habe. Ich bin Mitglied des *Aéro-Clubs*. Es entspannt mich wie nichts anderes, ich ...«

»Agnès Griffon, Ihre Cousine, Madame, Sie wurde ermordet. Gerade eben.«

»Bitte?«

Blankes Entsetzen, gespielt oder echt, lag in ihrer Stimme.

»Agnès? Ermordet?«

Nun war sie fast nicht zu verstehen gewesen, so leise und tonlos hatte sie gesprochen.

»So ist es. Erwürgt. Genau wie Patric Provost. Es ist keine Stunde her.«

Dupin hatte begonnen, auf dem Vorsprung hin- und herzulaufen.

Die Bürgermeisterin verstummte für eine Weile. Dupin schwieg ebenfalls. Hatte sie mit der ganzen Sache nichts zu tun, wäre der Mord an ihrer Cousine selbstredend ein fürchterlicher Schock.

»Das ... das kann nicht sein.«

Dupin meinte, ein Schluchzen zu hören.

»Wer hat das getan?«

»Wir wissen es noch nicht.«

»Sie ...«

Monette Megret brach ab.

»Ich möchte Ihnen mein aufrichtiges Beileid aussprechen, Madame.«

»Und Sie ... Sie halten es wirklich für möglich«, eine aggressive Fassungslosigkeit brach sich Bahn, »dass ich sie ermordet habe, Commissaire? Meine eigene Cousine? Ja? Sie und auch Patric Provost?«

»Ich tue nur meine Arbeit, Madame.«

»Ich würde eher sagen, Sie vernachlässigen sie!« Jetzt gewann die Aggression überhand. »Und zwar straflich, wenn Sie sich mit solchem Unsinn befassen.«

Wenn es echte Trauer war, die sie gerade beherrscht hatte, verwandelte sie sich nun in echte Wut. Dupin würde das nicht ändern, aber auch keine Rücksicht nehmen können.

»Wissen Sie, an wen das Erbe Ihrer Cousine geht?«

»An ihre Schwester, nehme ich an.«

Die Antwort war prompt gekommen.

»Warum fragen Sie?«

»Lebt die Schwester auch auf der Insel?«

»Nein. Sie lebt in Cornwall. Und ist deutlich älter.«

»Dann danke ich Ihnen, Madame Megret.« Dupin hatte es plötzlich eilig.

»Wir werden uns sicher sehr bald wieder hören und sehen, bis dann.«

»Ich ... Au revoir, Commissaire.«

Dupin legte auf.

Seine Gedanken rasten. Es gab jetzt eine Menge zu tun. Und wie immer würde er am liebsten alles gleichzeitig angehen. Aber zuerst musste er den zweiten Anruf tätigen. Schon hatte er das Telefon wieder am Ohr.

»Ja?«

»Tenom Burlot?«

Dupin hatte die Stimme nicht erkannt.

»Nein. Aber das ist sein Telefon.«

Es war eine Frauenstimme.

»Hier Commissaire Dupin. Mit wem spreche ich?«

»Marie. Marie Boucher. Wir sind uns gestern begegnet.«

Burlots Kollegin, die Schäferin, die er bei Provosts Zucht am *Plage des Grands Sables* gesehen hatte.

»Ist Monsieur Burlot zu sprechen?«

»Er holt gerade Baguettes. In Le Palais.«

»Sind Sie in seinem Haus? In Islonk?«

Kadeg und Le Menn hatten ihre Telefonate beendet, sie standen wieder bei Agnès Griffons Leiche.

»Ja.«

Auch das hatten sie bisher nicht gewusst – dass, so verstand Dupin zumindest die Situation, Tenom Burlot und Marie Boucher anscheinend ein Paar waren. Burlot hatte es weder erwähnt noch durchblicken lassen. Aber das war natürlich kein Verbrechen.

»Sind Sie und Monsieur Burlot liiert, Madame?«

»Das könnte man so sagen, ja.«

»Wann ist er von zu Hause aufgebrochen?«

»Hm. Ich bin eben erst richtig aufgewacht. Aber ich merke immer, wenn er aufsteht. Es war ungefähr um kurz nach sieben, denke ich. Das müsste ...«, sie sprach den Satz nicht zu Ende. »Ah, da kommt er. Tenom kommt gerade zur Tür herein, Monsieur. Wollen Sie ihn sprechen?«

»Gerne.«

»Der Commissaire«, hörte Dupin sie sagen, »er will mit dir sprechen.«

Eine kurze Pause, dann: »Monsieur le Commissaire?«

»Wo kommen Sie gerade her, Monsieur Burlot?«

»Ich war beim Bäcker. Wo ich immer hinfahre. Le Palais.« Die beinahe penetrant sanfte Stimme. Von Agnès Griffons Ermordung schien er noch nicht zu wissen. Oder er spielte den Unwissenden bloß. Dupin würde erst einmal nichts sagen. Hätte der Schäfer mit alldem nichts zu tun, wäre es makaber. Aber es ging nicht anders.

»Kann das jemand bezeugen?«

»Yvonne. Wie gestern auch. Die Inhaberin der Bäckerei.«

»Wann sind Sie losgefahren?«

»So um Viertel nach sieben. Warum?«

Seine Freundin und er hatten keine Gelegenheit gehabt, sich abzusprechen, es war ein guter Test. Damit wäre er ungefähr sechzig Minuten unterwegs gewesen.

»Warum sind Sie erst jetzt zurück?«

»Ich habe noch mit Margot einen *café* getrunken. Das tun wir morgens manchmal.«

»Eben gerade?«

»Eben gerade.«

»Haben Sie wieder Baguettes für Ihre Nachbarn geholt?«

Ein wichtiger Punkt.

»Habe ich.«

»Und es eben persönlich übergeben? Den Fidelins? Madame Corbel?«

Das waren mittlerweile auch alle, die es noch gab.

»Genau. Deswegen war ich bei Margot. Agnès war nicht da. Eigentlich wollte sie auch eines.«

»Aber Madame Corbel haben Sie eben gesehen?«

»Ja. Ich bin zuerst zu ihr. Dann direkt weiter. Sie ist morgens nicht sehr gesprächig.«

»Wann sind Sie bei ihr gewesen?«

»Warum fragen Sie all das?«

»Antworten Sie mir.«

»Ich denke, so um zwanzig vor acht. Ungefähr.«

»Und dann sofort bei Margot Fidelin?«

»Genau.«

»Nicht später als Viertel vor acht?«

»Nein.«

»Und dann haben Sie ungefähr eine halbe Stunde bei Margot Fidelin verbracht?«

»Auf der Bank.«

»Haben Sie Monsieur Fidelin gesehen?«

»Ja, kurz.«

»Als Sie kamen oder als Sie gingen?«

»Als ich kam.«

Dupin ließ eine Pause entstehen. Eine Sirene war zu hören, sie kam näher und näher. Der Krankenwagen. Oder weitere Polizeiwagen. Wenn das alles stimmte, und es ließe sich ohne Weiteres nachprüfen, dann hatte Tenom Burlot ein unumstößliches Alibi. Und nicht nur er. Auch die Fidelins und Madame Corbel. Es war völlig ausgeschlossen, dass der Täter vor acht zurück gewesen war.

»Gut, Monsieur Burlot. Ich habe eine sehr traurige Nachricht. Agnès Griffon«, Dupin hielt es knapp, »sie ist eben ermordet worden.«

Es dauerte, bis eine Reaktion kam.

»Was?«

»Ihre Nachbarin wurde ermordet. Erwürgt. Vor rund fünfundvierzig Minuten.«

Dieses Mal dauerte es noch länger, bis Burlot reagierte.

»Ich fasse es nicht. Ich muss mich setzen.«

»Tun Sie das, Monsieur.«

»Das ist absolut fürchterlich ...« Er verstummte.

»Das ist es, absolut fürchterlich. Ich danke Ihnen für Ihre Auskünfte.«

Dupin wusste, was er wissen wollte.

»Ich melde mich wieder bei Ihnen. Au revoir.«

»Au revoir.«

Burlot klang erbärmlich.

»Was ist mit Manuel Trotter? Wo war er eben?«

Dupin, Kadeg und Le Menn hatten sich inzwischen wieder zum Leuchtturm begeben. Ein Inselarzt und ein Gendarm kümmerten sich um die Leiche, bis der Gerichtsmediziner eintraf. Die für die Ermittlung wichtigsten Informationen hatten sie ohnehin schon: Todes- und Tatzeitpunkt sowie die Todesursache. Ob es Spuren des Täters an der Leiche gab, würden sie erst nach der Untersuchung im Labor erfahren.

Le Menn hatte Trotter soeben erreicht.

»Er war bei den Menhiren, schon vor Sonnenaufgang, sagt er. Er sei um 6 Uhr 30 aufgebrochen und niemandem begegnet.«

Natürlich nicht. Immerhin passte es zu dem, was er gestern gesagt hatte, zu seinem aktuellen Forschungsprojekt. Dennoch: Trotter hatte keinerlei Alibi. Und von *Jean* und *Jeanne* waren es mit dem Wagen keine fünf Minuten bis zur *Pointe*. Drei, wenn man es darauf anlegte.

»Hat er ...«

Dupins Telefon klingelte.

Riwal.

»Frische Reifenspuren, Chef. Auf einem der Wege nördlich der D 25, der parallel zur *Pointe* führt. Sie könnten vom Fahrzeug des Täters stammen.«

Endlich ein kleiner Erfolg. Der Täter war bisher derart unauffällig vorgegangen, man hätte meinen können, es handele sich um einen Geist.

»Sind Sie sicher?«

»Ziemlich sicher. Wir haben sie auf einem kurzen sandigen Stück des Wegs entdeckt. Sie sind frisch.«

Riwal war gut in so was, ein keltischer Fährtenleser.

»Kann man irgendetwas erkennen, ein Profil? Eine Reifenbreite? Einen Reifentyp?«

Dupin hatte begonnen, um den Leuchtturm herumzulaufen.

»Nein.«

»Braucht man einen Geländewagen für diesen Weg? Einen Vierradantrieb?«

»Nicht unbedingt, aber besser wäre es. Wie auch immer: Eins steht jetzt fest«, resümierte Riwal, »der oder die Täter kommen von der Insel. Der Weg geht kurz vor dem Strand von der Straße ab. Da, wo wir eben waren, er sieht aus wie ein sandiger Fußweg und wird erst später etwas breiter. Nur ein Einheimischer konnte wissen, dass man ihn befahren kann.«

Dupin jedenfalls hatte ihn eben nicht entdeckt.

»Die Spurensicherung soll ihn sich ansehen, den ganzen Weg.«

»Klar, Chef.«

»Gute Arbeit, Riwal.«

Schon hatte Dupin aufgelegt.

»Jetzt zu unserer Bernhardt-Verehrerin, Kadeg«, fuhr der Kommissar fort, nachdem er kurz von Riwals Anruf berichtet hatte, »haben Sie mit Madame Corbel gesprochen?«

»Ein tendenziell unangenehmes Gespräch.«

Dupin glaubte ihm aufs Wort. Unangenehm für beide Seiten, da war er sich sicher.

»Sie war zwischen 7 und 8 Uhr 15 zu Hause, behauptet sie. Sie hat bereits um 9 Uhr einen Termin im Museum. Offenbar kommen die vier Bürgermeisterinnen und Bürgermeister der Insel. Aufgestanden sei sie um 6 Uhr 45, um ungefähr 7 Uhr 45 sei dann Tenom Burlot vorbeigekommen und ...«

»... hat ihr Baguette gebracht«, vervollständigte Dupin.

»Genau. Sie wissen ja schon alles.«

Kadeg bedachte Dupin mit einem missbilligenden Blick.

»Um zirka Viertel vor acht«, wandte Dupin sich an Le Menn, »ist Burlot bei den Fidelins aufgetaucht, hat er gesagt, und hat mit Margot Fidelin einen Kaffee auf der Terrasse getrunken. Bis ungefähr Viertel nach acht. Auch den Fidelins hat er Baguettes mitgebracht.«

»Das stimmt mit den Angaben von Madame Fidelin überein«, nickte Le Menn.

»Haben Sie auch mit Byn Fidelin gesprochen?«

»Er war schon in der Brennerei. Seit sieben Uhr. Er hat wohl auch in der Nacht gebrannt. Bis vier Uhr.«

»Verstehe.«

Dupin hatte sich alles, soweit das im Stehen ging, notiert. Es war wichtig.

»Ich muss die Schwester von Agnès Griffon anrufen.« Es ging nicht anders. Sie hatte das Recht, umgehend zu erfahren, was ihrer Schwester zugestoßen war.

»Und denken Sie auch an ihren Lebensgefährten«, erinnerte ihn Le Menn, »den Mann in Vannes.«

Dupin hatte ihn ganz vergessen.

»Mach ich.« Dupin nickte ihr zu.

»Nolwenn hat übrigens versucht, Sie zu erreichen«, informierte ihn Kadeg.

»Sagen Sie ihr, dass ich mich in zehn Minuten bei ihr melde. In fünfzehn. Wenn sie etwas Dringendes hat, dann stören Sie mich während meines Telefonates.«

»Wie immer.«

Schon holte er sein Handy hervor.

Dupin lief in Richtung der kleinen Senke. Es war unfassbar, wie hier, zwischen den kargen, unwirtlichen Felsen, plötzlich urwaldartig dichtes Grün hervorspross, farnartige Pflanzen, größer als Dupin. Ein irres Grün, das einen Kontrast zu den sich nun immer weiter auffächernden Türkistönen der Lagune bildete, ihrem blendend weißen Sand unter dem Pastellblau des Himmels. Dieser Ort hier gehörte zu den schönsten, die Dupin in der Bretagne gesehen hatte. Überhaupt. Je. Auch wenn er keine Zeit hatte, ihn zu bewundern.

Die Sonne hatte bereits eine beachtliche Strecke vom Horizont aus zurückgelegt. Man spürte jetzt, was sie sich für den heutigen Tag vorgenommen hatte: der Bretagne einen weiteren brütenden Sommertag zu bescheren. Dupin brauchte seine Kappe schon jetzt.

Es waren zwei schwere Telefonate gewesen.

Agnès Griffons Schwester war gerade bei einem Metzger in St Ives gewesen. Dupin hatte angeboten, sich später noch einmal zu melden, aber natürlich hatte sie umgehend mit alarmierter Stimme wissen wollen, warum sie ein französischer Kommissar von der Belle-Île in Cornwall anrief.

Auch wenn die Schwestern sich offenbar nicht häufig gesehen hatten, waren sie einander, so schien es, sehr zugeneigt. Dupin hatte spüren können, was für einen Schock die Nachricht bei Agnès Griffons Schwester auslöste. Er hatte sie auf das Testament angesprochen. Es war vor zehn Jahren aufgesetzt worden. Die Schwester wusste, dass sie als alleinige Erbin eingesetzt worden war. Sie besaß eine Kopie. Von einer Änderung, zum Beispiel Agnès Griffons neuen Lebensgefährten betreffend, wusste sie nichts.

Dupin war über den Weg, auf dem sie zuvor zum Leuchtturm gefahren waren, bis zum Strand hinuntergelaufen. Von hier aus, war ihm dieses Mal aufgefallen, konnte man das Fort von Sarah Bernhardt sehen. Dann hatte er Michel Gac angerufen, Agnès Griffons Lebensgefährten.

Gac war zusammengebrochen. Er befand sich auf einer Dienstreise in Paris und war gerade, er hatte sich äußerst schwungvoll gemeldet, in seinem Hotel aus der Dusche gekommen, als ihn Dupin erreicht hatte. Das Telefonat hatte länger gedauert als das mit Griffons Schwester. Er hatte nicht aufhören können, nach dem Grund zu fragen. Dem katastrophalen »Warum?«. Er wusste von keinerlei Streitigkeiten, die sie mit jemandem gehabt hatte. Außer denen mit Provost, die schlimm gewesen seien.

Während des Gesprächs mit Gac war Dupin einfach weitergelaufen, ohne bestimmtes Ziel. Als er aufgelegt hatte, war ihm nach einem doppelten *Six Reines de la Belle-Île* zumute gewesen.

Wieder hatte er das Telefon am Ohr.

Er musste unbedingt Nolwenn anrufen.

»Monsieur le Commissaire, da sind Sie ja! Es gibt neue Informationen. Ich habe die Handy-Verbindungen von Agnès Griffon. Kein einziger Anruf heute Morgen. Nur das Telefonat mit Ihnen. Um 7 Uhr 16. Ich schicke Ihnen die Liste, auf den ersten Blick ist nichts Auffälliges zu erkennen. Einige Telefonate mit ihrem Lebensgefährten in den letzten Tagen, zweimal mit den Fidelins, ansonsten mit Arbeitskolleginnen und -kollegen.«

Nevou und Nolwenn waren schnell gewesen.

Dupin kam jetzt an der Einfahrt zum Fort von Sarah Bernhardt vorbei.

»Madame Griffons Anwalt ist ein alteingesessener Jurist in Vannes. Ich habe mit ihm telefoniert. Ihm fiel nichts Berichtenswertes ein. Die Auseinandersetzungen mit Provosts Anwalt seien zäh gewesen, aber, ich

zitiere, »nicht feindselig«. Provost sei krankhaft geizig gewesen. Keine Neuigkeit für uns. Er wusste übrigens, bei welchem Notar Madame Griffons Testament liegt. Ich bekomme es gleich. Inoffiziell.«

»Ich kenne seinen Inhalt«, Dupin korrigierte, »seinen vermutlichen Inhalt. Ihr Erbe geht an ihre Schwester in Cornwall, ich habe eben mit ihr telefoniert. Die Bürgermeisterin, ihre Cousine, hat mir von der Schwester erzählt ...«

Dupin hörte unmittelbar hinter sich einen Wagen. Er sah sich um und erkannte ihn sofort. Ein dunkelgrüner Citroën-SUV.

»Und da kommt sie gerade.«

»Wer?«

»Monette Megret. Die heute Morgen zusammen mit den anderen Bürgermeisterinnen und Bürgermeistern der Insel einen Termin bei Madame Corbel hat. Im Museum hier.«

»Ich nehme an, Sie gehen gerade spazieren, Monsieur le Commissaire?«

Nolwenn kannte Dupin einfach zu gut. Eigentlich hatte er noch eine neue Sarah-Bernhardt-Geschichte befürchtet. Aber die blieb aus.

»An der *Pointe des Poulains* ist heute Morgen ganz schön was los.«

So war es.

»In allzu tiefe Trauer scheint die Bürgermeisterin nach dem Mord an ihrer Cousine ja nicht versunken zu sein. Na gut, Geschäftstermine haben Priorität.«

Die Bürgermeisterin war zügig an ihm vorbeigefahren. Kleine Steinchen wurden aufgewirbelt und waren wild hin und her gesprungen. Entweder hatte sie ihn nicht erkannt, was sehr unwahrscheinlich war, oder beschlossen, ihn zu ignorieren, was lächerlich wäre. Dupin warf einen Blick auf die Uhr. 8 Uhr 49. In elf Minuten fand das Treffen statt. Die Bürgermeisterin war überpünktlich.

»Ich fahre fort, Monsieur le Commissaire. Das Wichtigste wissen Sie ja schon: Agnès Griffons Schwester wird jetzt den Pflichtteil bekommen, den Griffon von Provost geerbt hätte. Einen ganz schönen Batzen. Diese Summe geht also nicht zusätzlich an das *Smart-Island*-Projekt. Und zu den Flugscheinen: Außer Monette Megret und Agnès Griffon hat niemand einen. Auch der Menhir-Forscher nicht. Gibt es Ihrseits Neuigkeiten, Monsieur le Commissaire?«

Dupin erstattete Rapport, so gut es ging.

Eine kleine Pause trat ein.

»Kennen Sie die Aligaga-Geschichte?«

Es klang verdächtig nach Sarah Bernhardt.

»So hat sie ihren Alligator genannt, Aligaga, kein Witz. Na gut. Wissen Sie, wie er gestorben ist? Vom Inselarzt damals offiziell festgestellt: an einer Überdosis Champagner! Also, *ken emberr*, Monsieur le Commissaire.«

»*Ken emberr*«, seufzte er.

Es war ein eigentümlicher, kolossal schlichter Bau. Das Fort – rechteckig, länglich, Flachdach – sah aus wie ein einziger großer Bauziegel, den man in die Landschaft gelegt hatte. Der beige-gelblich gestrichene Putz war großflächig abgebröckelt und gab die hellen groben Steine frei, aus denen die militärische Anlage ursprünglich errichtet worden war. Sie war nicht einmal allzu hoch, vielleicht sechs Meter. Oben waren Schießscharten eingelassen, alle paar Meter auch ein Erker. Die Fenster, sicher nachträglich für den Weltstar in die massiven Mauern eingefügt, passten so gar nicht zum Stil und Charakter des Baus, der eher abweisend wirkte. Für eine Festung hatte er zudem eher beschauliche Ausmaße. Schwer vorstellbar, dass von hier aus die Insel verteidigt worden war.

Die Zufahrt zum Fort führte direkt bis zum Eingang. Madame Megret war bis ganz zum Ende durchgefahren. Vielleicht, um Platz für weitere Wagen zu lassen. Die noch nicht eingetroffen waren. Dafür stand ein Wagen rechts vom Fort auf einer vertrockneten Wiese. Eine Citroën DS. Ein seltenes Modell. Dupins Lieblingswagen. Ein DS-Cabrio, genauer gesagt, noch viel seltener. In Rot. Und in tadellosem Zustand. Er war sich sicher, auch wenn er ihn in Islonk bisher nicht gesehen hatte: Es war bestimmt Madame Corbels Wagen. Wer sonst würde sich diese Extravaganz leisten?

Hatten die beiden Damen vielleicht noch etwas vorab zu besprechen? Dupin beschloss, ihnen einen Überraschungsbesuch abzustatten.

An der Südseite, wo sich der Eingang befand, reichte das Fort beinahe bis an eine wild romantische Privat-Bucht von atemberaubender Schönheit heran. Die bizarr geformten Felsen schossen steil aus dem Meer empor, es erinnerte an die Monet-Landschaft, nur *en miniature*. Der Eingang machte

einen grimmig-militärischen Eindruck, das mächtige Tor war mausgrau gestrichen und stand offen.

»Madame Corbel? Madame Megret? Hallo?«

Dupin rief laut und deutlich.

Keine Reaktion.

Er trat ein. Gedämpftes Licht empfing ihn. Im Inneren des Gebäudes war es deutlich kühler, ihn fröstelte beinahe. Seine Schritte hallten auf dem steinernen Boden. Das Fort war ein kurioser Bau, auch von innen: Im Nachhinein waren in die nackten Gewölbe dunkle Holzwände eingefügt worden, es gab einen Flur, eine Küche, einen Salon, ein Schlafzimmer. Alle Zimmer waren vollständig eingerichtet, scheinbar so wie zu Bernhardts Lebzeiten. Eine Holztreppe führte nach oben, wahrscheinlich zum Dach, über eine zweite Etage verfügte das Haus nicht.

»Madame Corbel? Madame Megret? Hier Commissaire Dupin.«

Totenstille.

Er lief weiter.

Jetzt stand er in einem riesigen Salon, ein langer Tisch, weiße Tischdecke, vollständig eingedeckt mit weißem Service, Kristallgläser, Karaffen, ein prachtvoller mehrarmiger Kerzenleuchter, acht hohe dunkle Holzstühle. An den Holzwänden rechts und links standen antike, kunstvoll verzierte Holzschränke. Der Tisch stand in der Verlängerung eines bodentiefen Panoramafensters, das eine sagenhafte Sicht auf die Lagune, das Inselchen und den Leuchtturm bot. Alles war überbelichtet, Dupins Augen hatten sich bereits an den düsteren Raum gewöhnt.

Nichts schien zu fehlen. Es war, als würde Sarah Bernhardt hier noch leben, als wäre das Haus noch bewohnt. Und als hätte sie alles für einen ausgelassenen Abend mit ihren illustren Freunden – Malern, Bohemiens, Schauspielern, Königen – herrichten lassen. Auch die Foxterrier sah man um den Tisch laufen, die Boa sich um die Stühle winden, den Löwen durch den Flur traben ...

Es war faszinierend und gespenstisch zugleich.

Dupin rief erneut.

Jetzt war etwas zu vernehmen. Ganz am Ende des Flurs. Geräusche, das erbärmliche Knarzen einer Tür, dann: »Hallo?« Eine Frauenstimme. »Wir sind hier hinten. Hier!« Madame Corbel trat aus einem Zimmer in den Flur

und kam ihm entgegen. Heute hatte sie sich für ein knallrotes Kleid entschieden, Rüschen an den Ärmeln: perfekt in das Ambiente hier passend. Elegante schwarze Ballerinas. »Wir haben zu tun, Monsieur. Die Bürgermeisterin und ich.«

»Sie trauern um Ihre Nachbarin, nehme ich an. Um Madame Griffon.«

»Das tun wir. Ganz unbedingt, Monsieur le Commissaire.« Sie bedachte Dupin mit herablassender Miene. »Aber zu einem anderen Zeitpunkt.«

Dupin blieb unbeeindruckt: »Ich dachte, es gäbe ein Treffen mit allen Bürgermeistern der Insel.«

Sie reckte das Kinn: »Gibt es auch. Wir haben es kurzfristig ein wenig nach hinten verschoben, auf 9 Uhr 15. Wir haben noch etwas zu besprechen.«

»Das Museum gehört zur Gemeinde von Sauzon, nehme ich an, nicht von Bangor.«

Monette Megret hatte anscheinend nicht vor, sich blicken zu lassen.

»Es handelt sich um keine Angelegenheit der Gemeinde.«

»Und worum geht es dann?«

Sie schaute ihn mit derselben herablassenden Miene an wie eben.

»Haben Sie nicht einen Mord aufzuklären? Zwei Morde. Abscheuliche Sache!« Äußerste Indignation.

»Ich bin gerade dabei, Madame. Also, was ist das für eine Angelegenheit, die Sie jetzt hier zu besprechen haben?«

»Es geht um Zuwendungen der *Acadiens* zum beabsichtigten Erweiterungsbau des Museums.« Die Bürgermeisterin war wie aus dem Nichts aufgetaucht. Sie sah mitgenommen aus. Alle Dynamik und Energie, die sie gestern noch ausgestrahlt hatte, waren aus ihrem Gesicht und ihrer Haltung gewichen. Spielte sie das? Wenn ja, tat sie es sehr überzeugend.

»Die *Acadiens*?«

»Ich amtiere als ihre Präsidentin, wenn Sie sich erinnern, Monsieur le Commissaire.« Megret versuchte, entschieden zu klingen, aufgeräumt zu wirken.

»Wollen wir das wirklich mit dem Kommissar erörtern?«, wandte sich Madame Corbel an die Bürgermeisterin.

»Wir haben nichts zu verbergen.«

Madame Corbel machte eine theatrale Geste.

»Lächerlich.«

Dann machte sie auf dem Absatz kehrt und lief auf die Tür am Ende des Flurs zu. Madame Megret folgte. Und fuhr bereitwillig fort: »Die *Acadiens* unterstützen, wie gesagt, wichtige Institutionen der Insel«, sie sprach beinahe mechanisch, »besonders das kulturelle Erbe, nicht nur mit Beträgen aus der Vereinskasse, sondern auch mit gezielten Spendenaktionen Einzelner. Sarah Bernhardt liegt uns selbstredend am Herzen. Wir erwägen eine Beteiligung an dem Neubau. Seit geraumer Zeit schon«, schob sie noch hinterher.

»In welcher Höhe?«

Dupin war dicht hinter ihr.

»Etwa fünfzigtausend Euro.«

Er fuhr sich durch die Haare. Jetzt verstand er.

»Natürlich. Jetzt ist der Ausbau möglich. Sämtliche Immobilien und sämtlicher Grundbesitz von Provost werden veräußert und alles Geld geht an das *Smart-Island*-Projekt. Ich vermute«, er hatte auf der Leitung gestanden, »dass die Gemeinde das Vorkaufsrecht für Provosts Wiese hier bekommt und den Museumsneubau nicht behindern, sondern fördern wird. Der Unternehmung steht seit gestern also nichts mehr im Wege.«

Was auch auf viele andere Unternehmungen vieler anderer Bellilois zutraf, deren Ideen und Pläne von Provost blockiert worden waren. Hatten sie sich in ihrer Ermittlung nicht genug um diesen Aspekt gekümmert? Wer alles wie genau von Provosts Tod profitierte? Aber welchen Sinn ergäben dann die Erpressungen und die Entführung? Und vor allem: Warum hatte Agnès Griffon sterben müssen? Der Mord an Provost hätte doch völlig gereicht.

»So ist es«, bestätigte Madame Corbel mit schauspielerischem Pathos, »und ich versuche erst gar nicht zu verhehlen, wie glücklich ich darüber bin. Auch nicht, dass ich nun keine Sekunde mehr warten werde, das Projekt umzusetzen!«

Sie klatschte affektiert in die Hände.

Madame Megret ergänzte ernst: »Exakt so ist es, Monsieur le Commissaire. Die Gemeinde Sauzon wird ganz sicher der neue Eigentümer des Landstücks hier oberhalb des Forts, auf dem der Ausbau des Museums erfolgen wird. Alles ganz regulär und legal. Im unmittelbaren öffentlichen

Interesse. Der Bürgermeister hat gestern Nachmittag bereits angekündigt, das Grundstück von uns, dem *Smart-Island*-Projekt, kaufen zu wollen.«

Inzwischen waren sie in einen kleinen, lang gezogenen Raum getreten, mit einem winzigen Fenster, der offenbar als Büro diente. Auch hier war alles mit historischen Möbeln ausgestattet, ein schmaler Tisch, alte Regale, unter dem Fenster ein Sekretär, darauf ein Computer.

»Und Sie beide verschwenden keine Zeit. Ist der Neubau das Thema des Treffens mit den Bürgermeistern?«

Über dem Tisch hing eine großformatige Schwarzweißfotografie. Sarah Bernhardt schaute dramatisch in die Kamera. Sie hatte eine kokette Pose eingenommen und trug ein schneeweißes langärmeliges Kleid mit einem ebenso schneeweißen mondänen Hut. Neben ihr stand eine Kommode voller Blumen, Schminkzeug und mehreren Porzellanpuppen. Ganz außen am Bildrand zwei Damen, die Bernhardt erstaunlich ähnlich sahen und die exakt gleiche Aufmachung trugen.

Madame Corbel bemerkte Dupins Blick. »Alle Welt liebte sie, alle Welt wollte sie. Und sie gab sich der Welt hin! Aber ab und zu brauchte auch sie ihre Ruhe, deswegen engagierte sie junge Frauen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit ihr aufwiesen, kleidete sie wie sich selbst und ließ sie über die Insel promenieren.«

Sie machte eine kurze Pause, dann kam sie auf Dupins Frage zurück.

»Dieses Treffen heute war seit Längerem anberaumt. Ich habe es einberufen.« Sie ereiferte sich jetzt geradezu. »Es geht um eine ganze Reihe von Punkten, wie die Insel noch wirkungsvoller als Sarah Bernhardts Insel hervorgehoben werden kann. Ich sehe zum Beispiel eine internationale Theaterwoche hier. Vor allem Schauspielseminare, die von echten Stars geleitet werden. Multimediale Insel-Touren auf den Spuren Sarah Bernhardts. Aber«, räumte sie großmütig ein, »natürlich haben die aktuellen Ereignisse nun die Frage nach einem raschen Vorgehen beim Neubau auf die Tagesordnung gesetzt ...«

Dupins Handy unterbrach sie.

Riwal.

Er ging in den Flur.

»Ja?«

Er bog ins nächstgelegene Zimmer ab.

»Wo sind Sie, Chef? Wir suchen Sie.«

»Ich statte Madame Corbel einen Besuch ab. Madame Megret ist ebenfalls zugegen, es findet ein Treffen der Inselbürgermeister statt, bei dem es auch um den Ausbau des Museums gehen wird, auf Provosts Grundstück, das, wie es aussieht, an die Gemeinde Sauzon geht, was grünes Licht für das Vorhaben bedeutet.«

»Hervorragend.«

So viel stand fest: Riwal war für den Ausbau.

»Tja, interessante Nebeneffekte, Chef. Die Gemeinde Bangor wird das Land von *Jean* und *Jeanne* kaufen und etwas für die Menhire tun, wie Trotter es fordert. Die Whisky-Brennerei wird ausgebaut, Margot Fidelin bekommt ihr Keramik-Atelier. Wenn Zinc freikommen sollte und alles gut geht, wird er sein Haus umgestalten können. Tenom Burlot wird eventuell die Schafzucht kaufen, vielleicht ja auch etwas Land, zumindest das hinter dem *Plage des Grands Sables*. Und wäre Madame Griffon nicht ermordet worden, wäre sie bald eine freie, sehr wohlhabende Frau gewesen ...«

Dupin war unwillkürlich stehen geblieben. Führte man sie sich einmal derart geballt vor Augen, waren es in der Tat beeindruckende Nebeneffekte.

»Haben Sie die Schwester und den Lebensgefährten von Agnès Griffon erreicht, Chef?«

»Hab ich.« Dupin berichtete kurz.

Er war ins Schlafgemach des Weltstars geraten, in dem ein Ungetüm von einem Bett stand. Massives, fast schwarzes Holz, mit unendlichen Schnitzereien verziert, einem wulstigen Unterbau und hohem, verschnörkeltem Kopfteil. Das Bett sah selbst aus wie ein grimmiges Fort. Vor dem Bett, wie in einem Horrorfilm, stand eine lebensgroße Sarah Bernhardt. Eine Wachspuppe, auf die selbst Madame Tussaud stolz gewesen wäre und die, das war besonders unheimlich, in exakt dem Kleid steckte, das sie auf dem Foto getragen hatte.

»Die Leiche von Madame Griffon ist mit einem Polizeiboot unterwegs ins Labor«, setzte Riwal seinen Bericht fort. »Und die Leute von der Spurensicherung untersuchen den Wagen, den Tatort und den Fluchtweg, die Reifenspuren. Über die Verbindungsstücke haben Sie ja schon mit Nolwenn gesprochen.«

»Noch was, Riwal?«

»Zwei Kollegen sind zum Haus von Madame Griffon gefahren. Vor allem, um nachzusehen, ob sie irgendwelche Droh- oder Erpresserbriefe finden. Vielleicht hat sich jemand gedacht, dass Madame Griffon nun reich ist und es sich auch bei ihr lohnen könnte.«

Es würde durchaus Sinn ergeben.

»Und?«

»Bisher haben sie nichts gefunden.«

»Okay.«

Dupin rieb sich die Schläfe. Wichtig war, auch jetzt nach dem Mord an Madame Griffon die Entführung von Zinc im Blick zu behalten.

»Sollen wir auf Sie warten, Chef? Der Tatort ist abgesperrt. Ansonsten würde ich jetzt zwei Gendarmen hier positionieren und noch mal kurz nach Hause fahren. Wir sind eben Hals über Kopf aufgebrochen, ich ...«, etwas war ihm unangenehm, »ich bin nur provisorisch angezogen.«

»Gut. Wir treffen uns in einer Dreiviertelstunde im *Goulou*.«

»Es macht doch erst um zwölf auf, Chef.«

»Verdammmt.« Das hatte er ganz vergessen.

»Dann dort, wo wir gestern Abend gegessen haben.«

So oder so, er brauchte dringend Kaffee.

»In Ordnung. Bis dann, Chef.«

»Bis dann.«

Dupin begab sich zurück zum Zimmer am Ende des Flurs. Die Damen hatten sich gesetzt und redeten mit gesenkten Stimmen.

»Wenn Sie erlauben würden, dass wir uns nun noch ein paar Minuten ungestört unterhalten, Monsieur le Commissaire.« Madame Corbel hob mit strenger Miene den Kopf. »Es war schon unglücklich genug, dass ...«

»Ihre Nachbarin wurde eben in Sichtweite von hier ermordet.« Dupin hatte sich vor das winzige Fenster gestellt. Es war makaber: Von hier aus sah man genau auf den Leuchtturm und den Teil des Inselchens, wo es passiert war.

»Es ist schrecklich.« Die Bürgermeisterin blickte merkwürdig ins Leere. Ihre Stimme war brüchig.

»Aber unser Wirken darf jetzt nicht pausieren«, dozierte Madame Corbel, »es geht schließlich um Sarah Bernhardt. Sie hat schon viel zu lang auf den Neubau warten müssen.«

Tiefe Empörung sprach aus ihr.

»So – und nun ...«

»Hallo? Madame Corbel? Wir sind da.«

Eine Männerstimme tönte aus dem Flur.

»Na, wunderbar! Das haben wir jetzt davon«, herrschte Madame Corbel Dupin an, »nun sind sie alle da und wir haben so gut wie nichts besprochen.«

Sie stieß einen verächtlichen Laut aus und erhob sich.

»Monette, dann musst du danach noch etwas bleiben.«

Die Bürgermeisterin nickte abwesend.

»Wenn Sie uns nun entschuldigen würden, Monsieur le Commissaire.«

Madame Corbel ließ den Kommissar stehen. »Da sehen Sie, wie bitter nötig der Ausbau ist. Wir können hier nicht einmal tagen. Wir müssen es draußen tun. Immerhin steht uns dafür das *Sarahtorium* zur Verfügung.« Ruckartig wandte sie sich Dupin zu. »Sie werden nicht einmal wissen, was das ist, Monsieur! Ihre ganz private Terrasse, ein intimer Ort im Schatten des Hauses. Da bat sie am frühen Nachmittag die erlesensten Köpfe zu Unterhaltungen und Kaffee. Hier, und nur hier, gab sie sich selbst preis.«

Madame Corbel fegte aus dem Raum. Die Bürgermeisterin folgte ihr.

»Sie können sich gerne noch das Museum ansehen, solange Sie unsere Sitzung nicht stören«, schallte es aus dem Flur.

Dupin wartete einen Moment. Die Vorstellung, der Gruppe von Bürgermeistern zu begegnen, die dringend wissen wollten, wie er mit der Untersuchung vorankam, und selbst wortreich erörtern würden, wie nachteilhaft sich Morde in der Hochsaison auf den Tourismus auswirken, schreckte ihn ab.

Dupin war froh über die gewonnene halbe Stunde, die ihm noch bis zu ihrer Lagebesprechung blieb. Er würde ein wenig spazieren gehen. Nachdenken. Er hatte eben, in diesem merkwürdigen Fort, mit einem Mal das Gefühl gehabt, etwas zu übersehen. Er kannte das, es löste ein ausgeprägtes Unbehagen in ihm aus und eine Art Ohnmacht, vor allem, weil es vollkommen vage war. Er wusste nicht einmal, was der Auslöser gewesen war – die Gespräche mit den beiden Damen, das Telefonat mit Riwal, etwas

im Haus, vielleicht auch ein ganz anderer Gedanke? Manchmal entpuppte sich der Auslöser irgendwann selbst als Spur, als Fährte. Dafür musste er aber erst mal wissen, was es gewesen war.

Vielleicht übersah er auch gar nichts, diese fiebrige Nervosität gestern Abend, auf der Terrasse des *Goulou*, hatte schließlich auch zu nichts geführt. Dabei könnte er eine plötzliche Eingebung jetzt gut gebrauchen. Wenn schon Beobachtung und Verstand nichts zuwege brachten, würde ja eventuell sein Unbewusstes einspringen? Nun waren es zwei Morde, eine Erpressung und eine Entführung. Die Ausmaße des Falls waren gewaltig. Allerdings war es bei den vorherigen Taten um Geld gegangen, das man erpressen wollte, bei dem Mord an Agnès Griffon anscheinend nicht.

Dupin verließ das Fort und lief über einen unwegsamen, berückend schönen Pfad zum nahen Meer und erreichte den Wanderweg, der einmal um die gesamte Insel führte. An ihm entlang ragten unzählige der bizarr geformten Felsen aus dem Wasser, voller Flechten. Manche erinnerten mit ihrer imposanten Größe an Menhire – und ihn damit an seinen grässlichen Traum.

Das Himmelblau hatte kräftig angezogen. Genau wie die Temperaturen. Immer noch war kein Lüftchen zu spüren. Und seine Kappe lag im Wagen.
»Verflucht!«

Er war stehen geblieben. Weit und breit war kein Mensch zu sehen.
Was ging hier vor sich?

Fern am Horizont meinte er plötzlich Land zu sehen. Berge. Er orientierte sich, es war eindeutig: Er blickte nach Westen. Und da war kein Land. Bis Neufundland nicht. Aber je genauer er hinschaute, desto deutlicher sah er es. Es waren keine Wolken und auch kein Nebel, ganz sicher. Er schüttelte sich. Ohne dass die Berge verschwanden. Im Gegenteil, sie wurden immer plastischer. Es würde sich um eine dieser optischen Täuschungen handeln, die sich das Meer im Zusammenspiel mit den atmosphärisch-meteorologischen Verhältnissen ausdachte. Claire hatte ihm das einmal erklärt, selbst die optischen Gesetze waren ihr kein Rätsel. Oder war es doch einfach ein Sonnenstich?

Der penetrante Ton seines Handys schreckte ihn auf.

Erneut Riwal.

»Ja?«

»Neuigkeiten, Chef.«

»Ja?«

»Ich bin ja noch mal der Sache mit den *Acadiens* nachgegangen«, Dupin hörte eine Art Zerknirschtheit in Riwals Stimme, »diesem Thema mit der Vetternwirtschaft. Also ...«

»Riwal, raus damit.«

»Also, an den meisten Aufträgen für das *Smart-Island*-Projekt sind *Acadiens* beteiligt. Nicht an der Konstruktion der Windräder selbst, aber an beinahe allem anderen. So werden sämtliche Baumaßnahmen auf der Insel von dem größten Bauunternehmer hier ausgeführt. Aber all das wird von der Administration in Rennes penibel kontrolliert, auch weil enorme Summen von der Region kommen. In einem solchen Fall kommen sehr strenge Regeln zur Anwendung.«

»Und? War Provost in irgendetwas verwickelt? Oder Zinc?«

»Es gibt keinerlei Indizien für irgendetwas, nein.«

»Madame Griffon?«

»Nein.«

»Die Bürgermeisterin?«

»Auch nicht.«

»Dann forschen Sie weiter, Riwal.«

Vielleicht kam da ja noch etwas. Das Thema war jedenfalls interessant.

»Machen wir, Chef. Nevou sitzt dran.«

»Gut, Riwal. Wir sehen uns gleich.«

Schon hatte Dupin aufgelegt. Er musste langsam zum Auto zurück. Vorsichtig warf er einen Blick aufs Meer, Richtung Westen. Doch da war nichts mehr zu sehen, kein Land, kein Berg, nur der Horizont mit seiner filigranen Linie in Ultramarin.

Wieder der enervierende Ton des Telefons.

Der Inselkommandant.

»Ja?«

»Zinc! Er ist auf der Île d'Houat. Er konnte sich befreien und hat es zu einem Haus geschafft. Leicht verletzt, aber okay.«

»Der Kapitän?«

Dupin stand wie angewurzelt. Bevor Cosqueric fortfahren konnte, legte Dupin mit weiteren Fragen nach: »Hat er etwas gesagt? Hat er seinen

Entführer gesehen?«

»Der Anruf ist gerade erst eingegangen. Von einem Pariser Monsieur, der mit seiner Frau ein Haus auf der Insel hat. Zinc ist plötzlich in seinem Garten aufgetaucht. Der Monsieur hat den Notruf gewählt.«

»Wie kommen wir nach Houat?«

Dupin war in einen Laufschritt verfallen.

»Goulch. Sein Boot liegt in Le Palais. Ich rufe ihn an. Bis Houat sind es fünfzehn Minuten.«

Dupin wusste, was das bedeute. Fünfzehn Minuten Full-Speed. Egal.

»Wir haben den Inselarzt von Houat bereits verständigt«, fügte Cosqueric rasch hinzu.

»Wir treffen uns am Hafen. Haben Sie die Nummer von diesem Pariser?«

»Ich schicke sie Ihnen, Commissaire.«

»Und rufen Sie ZinCs Bruder an. Er sollte es sofort wissen.«

»Mache ich.«

Schon hatte Dupin aufgelegt.

Ein paar Minuten später erreichte er seinen Wagen. Aus dem Augenwinkel bemerkte er, dass er seinen Auspuff verloren hatte, das musste das Geschepper vorhin gewesen sein.

Die SMS von Cosqueric war bereits eingegangen, er hatte es auf dem Weg zum Auto gehört. Dupin wählte die Nummer mit der linken Hand, mit der rechten drehte er den Zündschlüssel. Er presste das Telefon fest ans Ohr, der Fahrtwind würde heftig sein, er kannte das schon.

»Hallo, ja?«

Eine besonnene Männerstimme.

»Hier Commissaire Georges Dupin, ich leite die Ermittlungen im Fall der Entführung von Albert Zinc, der sich bei Ihnen befindet, ist das richtig?« Ein atemloser Satz.

»Das tut er, Monsieur le Commissaire. Er ist in Sicherheit.«

»Ist er in der Lage zu sprechen?«

»Er wirkt äußerst schwach und mitgenommen, er hat einen schweren Bluterguss am oberen Nacken und eine offene Wunde, die aber nicht mehr blutet. Er liegt auf unserem Sofa. Der Arzt müsste jeden Moment da sein.«

Dupin hatte Mühe, den hin- und herschaukelnden Wagen im Sand unter Kontrolle zu halten.

»Aber er ist bei Bewusstsein?«

»Ja. Dehydriert, scheint mir. Meine Frau und ich haben ihm etwas zu trinken gegeben.«

»Hat er etwas über seinen Entführer gesagt?«

»Nein. Bisher hat er nur gestammelt. Ein paar wenige Worte. Dass er in einem Verschlag gefangen war. Anscheinend östlich von hier, er hat nur in die Richtung gedeutet.«

»Weitere Verletzungen?«

»Blutige Striemen an den Handgelenken, von Fesseln, vermute ich. Vielleicht auch an den Füßen.«

Dupin befand sich mittlerweile auf der D 25, er trat das Gaspedal bis zum Anschlag herunter.

»Wir sind in ungefähr zwanzig Minuten bei Ihnen, Monsieur.«

»Ihr Kollege weiß, wo unser Haus liegt, oberhalb einer kleinen Bucht, mit dem Boot gut zugänglich.«

Dupin hatte jetzt – bei der Höchstgeschwindigkeit von hundertzwanzig Stundenkilometern – Mühe, ihn zu verstehen. Auch weil der Wagen ohne das Endrohr des Auspuffs noch ein beachtliches Stück lauter war.

»Bis gleich, Monsieur.«

»Bis gleich, Monsieur le Commissaire.«

Dupin warf das Handy auf den Beifahrersitz.

Bei der Vollbremsung an der Kreuzung, an der es links nach Le Palais ging, flog es wie immer in den Fußraum, wo schon die Kappe, die Karte und die Wasserflasche lagen.

Mit dröhnendem Motor legte die *Bir* in Le Palais ab. Genau von der Stelle am Kai, an der sie gestern früh angelegt hatten. Es schien eine Ewigkeit her. So war es immer während eines Falles: Die Zeit verlor alle gewöhnlichen Maße und Strukturen. Sie dehnte sich, rollte sich plötzlich zusammen, verdichtete sich, blieb stehen, dann sprang sie wieder. Sie tat, was ihr passte. Manchmal hatte man das Gefühl, als wäre etwas eben erst passiert, dann wieder, als wäre es Wochen her oder gar nur eine Einbildung gewesen. Zeit-Anomalien. Und auch diese waren auf der Belle-Île, so Dupins Empfinden, noch einmal ausgeprägter als sonst. Riwal hatte ihn gewarnt.

Dupin wusste, was jetzt folgen würde. Mit »mäßiger Geschwindigkeit« würde das Schnellboot bis zur letzten Mole der Hafenanlage fahren, dann würde Goulch die Motoren aufs Maximum hochjagen. Wie gestern. Das einzig Tröstliche war, dass das Ganze nur eine Viertelstunde dauern würde.

Bald schossen sie, Riwal und er, über das silberblaue Meer. Le Menn und Kadeg waren auf der Belle-Île geblieben, Kadeg hatte nun das Kommando dort.

Sie rasten an der Insel vorbei und ließen sie hinter sich. Schon bald wurde sie kleiner und kleiner. Mit ihrem Ziel, der Île-d'Houat, geschah das genaue Gegenteil: Sie erschien und wurde größer und größer. Doch richtig groß war die Insel auch nach einer Viertelstunde noch nicht. Eher ein niedliches kleines Fleckchen Land im Meer. Rechts davon ein noch kleineres. Hoëdic.

Dupin stand wie gestern im Heck des Bootes. Er hielt sich an der Reling fest und schaute in Fahrtrichtung. Immerhin war heute der Horizont zu sehen, im Gegensatz zur ersten Fahrt, wo alles im Nebel versunken war. Er hatte sich geschworen, tapfer zu sein, aber es war stärker. Abermals verlor er sich in einem Taumel. Seine Knie wurden weich. Riwal gesellte sich zu ihm, ein Ritual, um den Kommissar abzulenken. Ihm beizustehen.

»Und, Chef?«

»Alles in Ordnung, Riwal.«

Dupin rann der Schweiß von der Stirn, dieses Mal nicht der Hitze geschuldet. Die Tahiti-Kappe hatte er fest in der Hand.

»Und was denken Sie über die Belle-Île, Chef? So ganz allgemein?«

Dupin blieb stumm. Aber eine Antwort seinerseits war auch gar nicht nötig, das erledigte Riwal selbst.

»Es gibt auf der Insel alles, was man braucht. Wäre man hier plötzlich von der Welt abgeschnitten, es ließe sich gut leben: bester Fisch, beste Meeresfrüchte, bestes Gemüse, famoses Fleisch, Lamm in Hülle und Fülle, wundervoller Käse, Whisky, Honig von schwarzen Bienen, großartige Restaurants.«

Die Aufzählungen ließen erahnen, wie sich Riwal das Schlaraffenland vorstellte. Und Dupin wäre so weit ganz einverstanden. Bis auf die fehlenden Kaffeefeldern und Röstereien. Und Weinreben.

»Ja, sehr schön«, presste er hervor und klammerte sich noch fester an die Reling.

»Ich habe übrigens gerade mit Cosqueric telefoniert. Das Polizeiboot von Quiberon wird kurz nach uns eintreffen. Sie werden sich die Gegend östlich vom Haus des Pariser Ehepaars anschauen, wo sich der Verschlag befinden muss, in dem Zinc festgehalten wurde. Cosqueric sagt, es gebe dort nur ein paar davon. Er und seine Brigade sind übrigens offiziell auch für Houat zuständig.«

»Gut.«

Mehr brachte Dupin nicht hervor.

»Auf Houat gibt es nur ein winziges Dorf mit einem kleinen Hafen, da, wo die Fähre anlegt. Aber auch den vielleicht schönsten Strand der gesamten Bretagne.«

Dupin hatte davon gehört.

»Eine riesige Lagune, sichelförmig, fast zwei Kilometer feinster, strahlend weißer Sand, eine Sandzunge, die sich ins flache Meer streckt. Alle Blau- und Türkistöne, die Sie sich wünschen, Chef, und noch mehr. Nur langsam wird es tiefer. Lupenreine Karibik.«

So wie es aussah, würden sie zwischen Houat und Hoëdic hindurchfahren.

»Sie wissen ja, was Houat und Hoëdic bedeutet, oder?« Der Inspektor wartete keine Reaktion ab. »Ente und Entenküken. Wegen ihrer Form. Aber«, er neigte den Kopf zur Seite, »tatsächlich ähneln sie eher Seeschwalben. Übrigens: Die Delfine lieben das Meer hier. Und mittlerweile auch exotische Fische. Vor drei Wochen wurde in dieser Gegend ein *Tête de Lapin* gefangen, ein Tropenfisch. Dreißig Zentimeter lang. Das Meer hatte 23 Grad. Das ist für bretonische Verhältnisse natürlich wirklich tropisch.« Riwal runzelte die Stirn. »Er ist hochgiftig. Tetrodotoxin, ein heftiges Neurotoxin. Tötet Sie auf der Stelle.«

Auch wenn Dupin es seit einiger Zeit vorhatte, war er doch bisher noch nicht zum Angler geworden, und so war die Gefahr des versehentlichen Fangs eines tropischen *Hasenkopfes* nicht allzu groß.

»Das ist alles schrecklich.« Riwal zuckte mit den Schultern. »Diese Klimaveränderungen.«

Sie befanden sich jetzt genau zwischen den beiden Inseln. Schon legte sich die *Bir* scharf auf die linke Seite. Eine glühend helle, blendende Sichel kam in den Blick.

»Voilà, la Plage de Trea'ch. Und da ist der kleine Hafen.«

Schon waren sie an ihm vorbeigeflogen.

Dann verlangsamte das Schiff mit einem Mal seine Fahrt, der Bug tauchte ins Wasser, Dupin hätte beinahe den Halt verloren. Er stieß sich heftig an der Reling. Doch das war egal, die Bremsung bedeutete, dass die Pein bald ein Ende haben würde. Er versuchte tief ein- und auszuatmen.

»Wissen Sie was, Chef?« Riwals Tonfall hatte sich verändert, er wirkte jetzt beinahe melancholisch. »Wissen Sie, warum es uns so tief berührt, wenn wir uns auf einer Insel aufhalten?«

Dupin war aus mehreren Gründen außerstande zu antworten.

»Weil es in uns das tiefe Bewusstsein wachruft, dass wir alle auf Inseln leben. Dass die Menschheit immer nur auf Inseln lebte. Wir sind Inselwesen. Über zwei Drittel der Oberfläche unseres Planeten sind Wasser, auch der größte Kontinent ist in Wahrheit bloß eine Insel.«

Dupin hatte nicht die Kraft einzuschreiten.

»Und wissen Sie, woher all das Wasser kommt? Direkt aus dem Weltraum, Chef! Von Kometen und Asteroiden, den Materiebrocken, aus denen sich die Erde formiert hat. Das Wasser war von Anfang an da, schon in seiner Geburtsstunde war unser Planet ein Wasserplanet, auch wenn es noch nicht flüssig war ...«

»Riwal ...«

»Da!«

Dupin zuckte zusammen.

Riwal deutete auf eine sandige Bucht, die diesen Teil der Insel ausmachte. Genau über dem Strand, auf kunstvolle Weise in die Felsen gebaut, war ein einzelnes Haus zu sehen. Mit einer riesigen Terrasse inmitten eines üppigen exotischen Gartens. Palmen und andere Bäume, von denen ansonsten auf der Insel nicht viele wuchsen, ragten hoch auf.

Rasch näherten sie sich der Bucht, dann gab es einen heftigen Ruck und das Boot verharrte auf der Stelle.

Auch jetzt wusste Dupin, was folgen würde.

Das Beiboot.

Schon bald brachte sie der Außenborder an Land, er fuhr direkt auf den Sand auf. Auch hier kein Anflug einer Welle.

In den Stein gehauene Stufen führten in engen Serpentinen den steilen

Hang hinauf. Für Dupins weiche Knie eine mächtige Herausforderung. Er hatte keine Zeit, die unglaubliche Landschaft zu bestaunen, die himmlisch grüne Oase, den Garten Eden.

»Hallo? Hierhin!«

Jemand rief nach ihnen.

Ein schmaler Pfad führte durch die üppige Vegetation.

»Hier!«, wiederholte die Stimme.

Nach drei weiteren Stufen befanden sie sich auf der Terrasse. Schon von unten hatte sie groß ausgesehen, doch tatsächlich war sie noch viel größer, sicher sechzig, siebzig Quadratmeter, schätzte Dupin. Verwitterte Bohlen. Eine bauchhohe Brüstung aus Plexiglas ließ einem die fulminante Sicht aufs Meer.

»Der Kapitän liegt immer noch auf dem Sofa, kommen Sie.«

Dupin erkannte die Stimme wieder, der Monsieur aus Paris. Er stand an der Terrassentür. Ende sechzig vielleicht, mit weißem strubbeligem Haar, dezent gebräunt.

»Es geht ihm schon ein wenig besser. Er hat noch etwas getrunken.«

Der Mann trat ins Haus. Dupin, Riwal und zwei der Polizisten aus Goulchs Mannschaft folgten. Der Raum, der sich vor ihnen auftat, war riesig. Möbel und Boden waren in hellem Holz gehalten, es wirkte maritim. Atlantische Farben, atlantische Töne.

Der Kapitän lag auf einem breiten Sofa. Nicht bloß wegen seiner im Moment freilich etwas ramponierten navyblauen Uniform sah er aus, wie man sich einen Kapitän vorstellte. Hochgewachsen, stattlich, schlank, dunkle Haare mit silbernen Schläfen, kantige Gesichtszüge, die, auch in seinem mitgenommenen Zustand noch, Autorität und Stärke markierten. Die Uniform war an vielen Stellen heftig verdreckt. Auch die linke Gesichtshälfte des Kapitäns war schmutzig. Insgesamt gab er ein elendes Bild ab.

Neben dem Sofa standen eine blonde Frau und ein hagerer Mann mit einer runden Brille.

»Meine Frau und Docteur Malou. Der Arzt.«

Dupin nickte freundlich und steuerte ohne Umschweife auf das Sofa zu.

»Bonjour, Monsieur Zinc.«

Der Kapitän öffnete die Augen.

»Ich bin Commissaire Dupin, wie geht es Ihnen?«

Anstelle einer Antwort begann Albert Zinc sich aufzurichten, es schien ihm erhebliche Anstrengungen abzuverlangen.

»Sie sollten liegen bleiben, Monsieur«, intervenierte der Inselarzt.

»Nein, nein.«

Er schaffte es. Bald saß er, zumindest halbwegs, Rücken und Kopf angelehnt, das Gesicht verzerrt, er musste große Schmerzen haben. Am oberen Nacken war der Rand eines dunklen Blutergusses zu sehen, zudem etwas aufgeplatzte Haut und getrocknetes Blut.

»Ich werde mich gleich um die Wunde kümmern«, der Arzt hatte Dupins Blick bemerkt, »Kapitän Zinc hat Glück gehabt, das mit dem Schlag auf den Hinterkopf hätte auch ganz anders ausgehen können.«

»Halb so schlimm«, protestierte Zinc, wenn auch mit schwacher Stimme.

»Ich kann Ihnen nur raten, sich zu schonen, Kapitän. Es handelt sich zwar um keine lebensgefährlichen Verletzungen, dennoch.« Der Arzt zog die Stirn in Falten, »Sie haben ordentlich eins abbekommen. Zudem sind Sie erheblich entkräftet und dehydriert. Und stehen unter Schock.«

»Ich habe bloß ein paar wenige Fragen, Monsieur Zinc.« Dupin war unmittelbar vor dem Kapitän stehen geblieben. »Es muss sein.«

»Ja.« Der Kapitän riss sich zusammen. »Natürlich.«

»Haben Sie Ihren Entführer sehen können?«

Zinc schloss die Augen, konzentrierte sich.

»Es war ein Mann. Groß.« Er sprach stockend, aber deutlich. »Über eins achtzig.«

Eine längere Pause. Dupin holte sein Notizheft hervor.

»Jeans, ein dunkles Sweatshirt, eine schwarze Maske, wie eine Skimaske.« Er schaute grimmig, Wut schien in ihm aufzukommen, Dupin verstand ihn nur zu gut. Die Wut gab ihm offensichtlich neue Kraft, die Sätze wurden flüssiger: »Von seinem Gesicht konnte ich also leider nichts sehen. Er hat dunkle Turnschuhe getragen.«

Er setzte sich noch ein Stück aufrechter.

»Ich habe ihn erst hier gesehen, auf Houat. Als ich wieder bei Bewusstsein war. Und auch nur einmal, ganz kurz. Als er mich in den Schuppen gezerrt hat. Ich hatte einen Sack oder so was über dem Kopf. Aus grobem Leinen. Einmal ist er verrutscht, für einen Moment.«

Dupin hatte mitgeschrieben.

»Sie sind sich sicher mit diesen Angaben?«

Ein Nicken.

»Ein Mann, ohne Zweifel? Nicht vielleicht eine große Frau?«

»Nein. Es war ein Mann. Auch wegen der Stimme.«

»Aus welcher Entfernung haben Sie ihn gesehen?«

»Drei, vier Meter.«

»Ein einzelner Mann?«

»Ja.«

»Wie ist die Entführung passiert?«

Zinc mobilisierte noch einmal alle Kräfte: »Ich war auf dem Weg zu einem Freund. Bei Le Skeul. Plötzlich stand ein Wagen mitten auf dem Sträßchen. Ein Clio. Mit offenen Türen. Es war ...«

»Welche Farbe hatte der Clio?«, hakte Riwal nach.

»Dunkelblau. Es war niemand zu sehen. Ich habe angehalten, um im Auto nachzuschauen. Dabei hat er mich niedergeschlagen.« Er deutete mit der rechten Hand auf seinen Nacken beziehungsweise Hinterkopf. »Ich weiß nicht, womit. Ich war bewusstlos. Als ich zu mir kam, war ich gefesselt auf einem Boot. Er muss sich hinter dem Wagen versteckt haben. In der Gegend gibt es weder Bäume noch Büsche.«

»Hat er mit Ihnen gesprochen? Auf dem Boot? Oder später?«, wollte Riwal wissen.

»Nur ein paar Worte.«

»Und die Stimme kam Ihnen nicht bekannt vor?«

»Nein.«

Was nicht unbedingt etwas heißen musste, seine Stimme konnte man verstehen.

»Was hat er gesagt?«

»Dass ich entführt worden sei und mich fügen solle, sonst würde er mich töten. Ich habe ihn gefragt, was er will.«

»Und?«

»Geld, hat er gesagt«, der Bericht strengte Zinc sichtlich an, »aber dass ich mir darüber nicht den Kopf zerbrechen solle. Er würde das mit meinem Bruder regeln. Er ...«

Ein Schreck durchfuhr Zinc, mit einem Mal saß er fast aufrecht: »Mein

Bruder, geht es ihm gut?«

»Alles in Ordnung, Monsieur Zinc«, beruhigte Dupin, »es geht ihm gut. Er wollte umgehend zahlen, eine Million Euro. Er ist bereits darüber informiert, dass Sie freigekommen sind.«

»Eine Million?«, wiederholte Zinc mechanisch.

»Können Sie sagen, wo sich der Schuppen befindet?«, wollte Riwal wissen. Zinc deutete unbestimmt mit der linken Hand nach Osten.

»In der Richtung. Ich habe keine Ahnung. Ich bin einfach weg. Man konnte das Meer sehen.«

»Wie lange waren Sie bis hierher unterwegs?«

»Ich weiß es nicht genau. Zwanzig Minuten? Vielleicht länger. Ich war ziemlich benommen.«

»Hat er Sie vom Boot direkt zum Schuppen gebracht?«

»Ja.«

»Und dann? Ist er beim Schuppen geblieben?«

»Ich habe danach nichts mehr von ihm mitbekommen. Ich glaube, er ist sofort wieder weg.«

Dupin hatte begonnen, vor dem Sofa auf- und abzulaufen.

»Wie hat man Sie gefesselt«, Riwal war konzentriert bei der Sache, »und wie haben Sie sich befreien können?«

»Mit einer dicken Paketkordel.«

Zinc streckte beide Hände vor, man sah tiefe Einschnitte an den Handgelenken, wunde Stellen, manche schienen bereits entzündet.

»Allerdings nicht sehr gut gebunden.« Er klang trotzig. Und wieder verstand Dupin den Kapitän nur zu gut.

»Ich habe begonnen, daran zu zerren, und irgendwann gemerkt, dass sie sich ein wenig lockerten. Es hat lange gedauert.«

»War der Schuppen nicht verschlossen?«

»Ich habe mich von innen gegen die Tür geworfen, mit letzter Kraft ... Es war ein alter Holzschuppen.«

Ein gewisser Stolz lag in seinem Ausdruck.

»Über eins achtzig, sagen Sie. Und eindeutig ein Mann.« Dupin war abermals direkt vor Zinc stehen geblieben. Der Kapitän hatte die Augen zusammengekniffen, als würde er in ein helles Licht schauen, seine Stimme klang gepresst.

»Genau.«

»Nur eine letzte Sache noch, Monsieur Zinc«, Dupin fuhr sich durch die Haare, »haben Sie in den letzten Tagen Patric Provosts Hund gesehen oder gehört?«

Große Verwunderung zeigte sich auf ZinCs Gesicht.

»Seinen Hund?«

»Genau. Louis.«

»Ich weiß nicht. Ich muss nachdenken.« Er hielt inne, dann: »Nein, das ist schon eine Weile her.«

»Na gut. Nicht so wichtig.«

Dupin wandte sich ab und zog sein Telefon hervor.

Es war Zeit zu handeln.

Er trat auf die Terrasse und lief bis zur Brüstung.

»Kadeg?«

»Monsieur le Com...«

»Hören Sie zu, Kadeg. Sie werden umgehend zwei Verdächtige auf die Gendarmerie bitten. Und wenn sie nicht freiwillig kommen, werden Sie ihnen mit vorläufiger Festnahme drohen. Es bestehen akute Verdachtsmomente und Fluchtgefahr. Cosqueric und Le Menn sollen dabei sein.«

»Natürlich, Monsieur le Commissaire. Und wen nehme ich vorläufig fest?«

Kadeg war in seinem Element.

»Manuel Trotter. Und Tenom Burlot.«

So wenig Zinc zu dem Entführer sagen konnte: Die beiden waren die einzigen Männer aus Islonk, auf welche die Angaben überhaupt zutrafen. Nicht auf Byn Fidelin jedenfalls. Und Männer über eins achtzig schien es auf der Belle-Île tatsächlich kaum zu geben.

»Den Menhir-Forscher und den Schäfer?«

Eine kuriose Nachfrage.

»Erst einmal bitten Sie sie zu kommen, Kadeg. Erst dann die härtere Gangart!«

Eine Art Grummeln.

»Warten Sie mit ihnen in der Gendarmerie auf mich. Ich mache mich sofort auf den Weg«, erneut überkam Dupin ein Schwindelanfall, »ich bin in

zwanzig Minuten da.«

»Jawohl.«

»Bis gleich, Kadeg.«

Dupin lief zum Haus zurück und blieb in der Terrassentür stehen.

»Inspektor Riwal.« Er machte ihm ein Zeichen.

Riwal verstand sofort und erschien auf der Terrasse.

»Nur kurz.«

Sie gingen bis zur Brüstung.

»Sie bleiben vorerst hier und organisieren die Suche nach dem Schuppen, dann die Spurensuche. Ich fahre umgehend zur Belle-Île zurück.«

Mit wenigen Worten erläuterte er Riwal, was er mit Kadeg besprochen hatte.

»Gut, Chef.«

»Ich verabschiede mich nur kurz, Riwal.«

Drei Minuten später, er hatte es eilig, stieg der Kommissar in das Beiboot mit dem Außenborder. Weitere drei Minuten später fuhren die Motoren der *Bir* hoch.

Die Marter begann erneut.

Und ohne Riwal. Er würde Nolwenn anrufen.

Dupin seufzte tief, klammerte sich an die Reling und biss die Zähne zusammen.

Die Gendarmerie – *Brigade territoriale autonome du Palais* – lag mitten in Le Palais, in einem der hübschen Häuser direkt auf dem *Quai Bonelle*. Aus den Fenstern im ersten und zweiten Stock konnte man dem bunten Treiben im Hafen zusehen. So auch aus Cosquerics Büro im zweiten Stock: ein freundliches Zimmer, grobe knarrende Holzdielen, ein einfacher Holztisch mit vier Stühlen, direkt am Fenster stand ein schlichter Schreibtisch. An den weißen Wänden hingen Karten der Belle-Île und Seekarten, auch die Aktenregale mit den obligatorischen Aktenbergen fehlten nicht.

Dupin war direkt auf den Tisch zugesteuert, an dem die beiden Männer saßen. Trotter und Burlot. Ihnen gegenüber Kommandant Cosqueric und Inspektor Kadeg, Le Menn war sicherheitshalber in Islonk geblieben. Vor der Tür waren zwei Gendarmen postiert, Cosqueric war vorsichtig.

»Messieurs!« Dupin nickte nur kurz zur Begrüßung und begann ohne Umschweife, Burlot und Trotter fest im Blick: »Kapitän Zinc konnte sich befreien.«

Der Kommissar ließ eine Pause entstehen.

»Wirklich? Das ist ja großartig«, reagierte Burlot. Dupin meinte eine tiefe Erleichterung auf seinen Gesichtszügen zu erkennen.

»Ja, das ist gut zu hören. Auch wenn ich ihn nur vom Sehen kenne.« Der Menhir-Forscher strich sich die Haare hinter die Ohren.

In aller Seelenruhe umrundete Dupin einmal den Tisch, ohne die beiden aus den Augen zu lassen. »Er wurde auf der Île d'Houat festgehalten. Das Entscheidende aber ist, er hat seinen Entführer für einen Moment sehen können.«

Die Männer starrten ihn gebannt an. Ihre Mienen waren schwer zu lesen; Angst oder Unruhe konnte er bei keinem der beiden feststellen. Aber das hieß nicht das Geringste. Sie hatten es, wer immer der Täter war, mit einem abgefeimten Charakter zu tun.

»Und zwar einen von Ihnen beiden.« Dupin ging aufs Ganze.

Burlot reagierte als Erster: »Sie wissen, dass ich mit den Schafen unterwegs war«, die sanfte Art, die Dupin mittlerweile gut kannte, »und dass ich eine Zeugin habe.«

»Ihre Freundin.«

Was den Status der Zeugin relativierte.

»Mit einer Million, Monsieur Burlot«, Cosqueric fixierte den Schäfer, »ließe sich Ihr sehnlichster Wunsch umgehend verwirklichen: eine eigene Schafzucht. Damit könnten Sie jetzt sogar Provosts Zucht kaufen. Dem würde nichts mehr im Wege stehen.«

So formuliert klang es geradezu perfekt.

»Ich war es aber nicht. Ich habe Zinc nicht entführt.« Mit einem Mal wirkte er verzweifelt. »Ich habe auch Provost weder erpresst noch getötet. Auch Agnès nicht. Und ich kann es auch gar nicht gewesen sein, Sie wissen, dass ich gestern und heute zur Tatzeit beim Bäcker in Le Palais war.«

Das Dumme war: Burlot hatte recht. Er konnte es nicht gewesen sein.

»Vielleicht haben Sie sich mit jemandem zusammengetan.«

»Nein«, die Verzweiflung steigerte sich, »das habe ich nicht. Und warum sollte ich Agnès Griffon überhaupt töten? Sie war eine Freundin von mir.

Sie ...«

Er hielt auf seltsame Weise inne. Er wirkte zutiefst mitgenommen.

»Vielleicht ist sie Ihnen«, Kadeg schaltete sich ein, »auf die Schliche gekommen. Oder hat zufällig irgendetwas gesehen oder gehört, war zur falschen Zeit am falschen Ort.«

So gesehen hätte es gar kein anderes Motiv für diese Tat gebraucht.

»Ich habe nichts getan.«

»Und Sie«, richtete sich Dupin abrupt an Trotter und setzte zu einer weiteren Runde um den Tisch an, »Sie könnten es ebenso gut gewesen sein. Sie haben kein Alibi. Für keine der beiden Tatzeiten. Nicht einmal eine Freundin, die Ihre Anwesenheit bestätigen würde.«

Aber bedauerlicherweise auch kein erkennbares Motiv. Und wenn es stimmte, dass er in größerem Stil geerbt hatte, mangelte es ihm auch nicht an Geld.

»Ich war bei den Menhiren, wie ich es Ihnen gesagt habe. Und zu Hause in Islonk.«

»Fakt ist: Kapitän Zinc konnte einen Mann erkennen. Über eins achtzig«, wiederholte Dupin, die beiden abwechselnd fixierend. »Byn Fidelin scheidet aus. Und seit dem Mord an Agnès Griffon«, Dupin legte den Kopf in den Nacken und fuhr dann in aller Seelenruhe fort, »halte ich es für ausgeschlossen, dass wir es mit einem Fremden zu tun haben. Irgendeinem Unbekannten.«

Das hatte er eigentlich auch schon zuvor nicht wirklich in Erwägung gezogen.

»Was tun wir also?« Dupin sprach gleichermaßen zu den beiden Männern wie zu sich selbst.

Die Blicke der Männer lagen gespannt auf dem Kommissar.

»Vielleicht sollte ich auf Nummer sicher gehen und Sie beide vorläufig festnehmen lassen.«

»Aber warum denn?« Burlot riss die Augen auf.

Dupin hatte die Runde beendet. Er entschied sich zu einer dritten.

»Vielleicht hat es ja mit den Menhiren zu tun, Monsieur Trotter«, meldete sich Kadeg zu Wort, mit einem unerwarteten Punkt, musste Dupin zugeben. »Mit irgendeiner spektakulären Entdeckung. Mit Carnac. Mit den von Ihnen vermuteten Verbindungen der beiden Menhire hier.«

Diese Erklärung hätte selbst für Riwals Verhältnisse reichlich mysteriös geklungen.

»Warum sollte ich deswegen Leute erpressen und ermorden, die ich nicht einmal kenne?«

Natürlich konnte es bei Trotter einen bisher verborgenen Zusammenhang geben.

»Sie haben angegeben, keinerlei Verbindungen nach Nantes zu haben, Monsieur Trotter.« Dupin hatte den Punkt ohnehin noch auf seiner Liste gehabt. »Nun stellt sich heraus, dass Sie einem Verein angehören, der genau dort, in Nantes, ein Zentrum zur Erforschung von megalithischen Steinmonumenten plant. Das heißt, dass Sie sich doch dort aufgehalten haben. Wir gehen davon aus, dass Sie sogar ein Stifter des Zentrums sind.«

Manuel Trotter lächelte, es sah nicht einmal gezwungen aus. Und Dupin entdeckte einen bisher unbekannten Ausdruck auf seinem Gesicht: etwas Brutales.

»Das ist alles noch völlig vage. Ich war ein einziges Mal in Nantes.«

»Also haben Sie gelogen. Und ...«

Dupins Telefon unterbrach die Vernehmung.

Riwal.

Dupin nahm umgehend an.

»Ja?«

Er lief auf den Flur vor Cosquerics Büro.

»Wir haben den Schuppen gefunden, Chef. Ungefähr einen Kilometer von dem Haus des Pariser Paars entfernt. Über einer felsigen, unzugänglichen Bucht. Ein Verschlag, lange nicht mehr benutzt, drei mal zwei Meter, er war mit einem Vorhängeschloss gesichert, das noch ganz intakt ist. Die Angeln der Tür wurden jedoch aus dem alten Holz gerissen. Alles passt. Ich habe ein Foto gemacht und es dem Kapitän gezeigt. Es ist der Schuppen, in dem er festgehalten wurde.«

»Sehr gut. Die Spurensicherung soll sich alles haargenau ansehen.«

»Ist auf dem Weg.«

»Wie geht es Zinc?«

»Ein wenig besser.«

»Hat der Arzt ihn näher untersucht?«

»Ja. Aber da gibt es nichts Neues.«

»Wo sind die Schnüre, mit denen Zinc gefesselt war?«

»Im Schuppen. Was ist mit Trotter und Burlot?«

»Wir kommen keinen Schritt weiter.«

Dupin berichtete. Und merkte, dass der eben erst neu gewonnene Elan auch schon wieder verflogen war. Er würde Burlot und Trotter nicht beikommen, womit auch? Es reichte alles nicht. Das nagende Gefühl war zurück, irgendetwas ging in den unzugänglichen Sphären seines Gehirns vor sich. Es fühlte sich an, als würde sich gerade irgendetwas verknüpfen. Aber was? Es war zum Verrücktwerden.

»Kommen Sie zurück auf die Belle-Île, Riwal.«

»Kapitän Zinc will unbedingt nach Hause, Chef. Verständlicherweise.«

»Nehmen Sie ihn mit. Dann bis später, Riwal.«

»Ken emberr, Chef.«

Schon hatte Dupin aufgelegt. Und war rasch zurück in Cosquerics Büro gelaufen.

»Noch etwas zu den Menhiren?«

Dupin blickte Kadeg an.

»Nein.«

»Zu diesem Zentrum?«

»Nein.«

Erst jetzt richtete er sich an Burlot und Trotter: »Haben Sie eigentlich auf irgendeine Weise mit dem *Smart-Island*-Projekt zu tun?«

Dieses Mal begann Trotter: »Ich habe von dem Projekt gelesen, aber ich habe damit natürlich nichts zu tun, nein. Wieso sollte ich?«

»Und Sie, Monsieur Burlot?«

»Nein.«

»Profitieren Sie in irgendeiner Weise davon?«

»Überhaupt nicht. Unsere Schafzucht spielt keine Rolle bei dem Projekt. Aber selbstverständlich finde ich es wichtig.«

»Gut, dann danke ich Ihnen für Ihr Kommen, Messieurs.«

»Aber Monsieur le Commissaire«, Kadeg konnte seine Enttäuschung kaum verbergen, er war fest von einer Eskalation ausgegangen, von vorläufigen Festnahmen, »Sie hatten doch ...«

»Alles gut so, Kadeg.«

Manuel Trotter hatte sich bereits erhoben. Tenom Burlot schien noch

etwas unsicher.

»Wir müssen Sie beide bitten, die Insel nicht zu verlassen«, fügte Dupin hinzu, »unter keinen Umständen. Auch kein Angelausflug oder dergleichen. Wir haben den Schuppen gefunden, in dem Monsieur Zinc festgehalten wurde. Mal sehen, ob wir dort nicht auch Spuren des Täters finden.«

Burlot hielt einen Moment auf seltsame Weise inne, dann steuerte er wie Trotter auf die Tür zu, die Dupin hatte offen stehen lassen. Cosqueric, Kadeg und Dupin blieben allein zurück. Der Kommissar lief zum Fenster und setzte die Kollegen von Riwals Bericht in Kenntnis.

»Sollten wir die beiden nicht überwachen lassen?« Cosqueric hatte sich direkt neben Dupin gestellt. »Trotter und Burlot?«

Dupin hatte auch schon daran gedacht.

»Wir ... « Dupin fuhr sich heftig durch die Haare. »Gut. Ja. Wir lassen sie überwachen.«

Wie das auf dieser kleinen Insel funktionieren sollte, jemandem unbemerkt zu folgen, war Dupin zwar nicht ganz klar. Aber einen Versuch war es wert.

»Das Labor in Quimper hat sich gemeldet. An Madame Griffons Leiche sind keine Spuren eines Kampfes auszumachen. Keine Hämatome, keine Haut unter den Fingernägeln, nichts Derartiges.«

Dupin nickte bloß. Es wäre ja auch zu schön gewesen, eine Spur zu haben.

Er sah auf die Uhr.

»Ich muss los.«

Um zwölf servierte man im *Goulou* den *Bon*.

Vielleicht war das der Zaubertrank, der sie der Lösung näherbringen würde.

Dupin war selten auf die Sekunde pünktlich, dieses Mal allerdings schon.

Es war zwölf Uhr. Exakt.

Die Zeremonie fand in der Destillerie statt. Einem ohnehin alchemistischen Ort. Das Ritual wurde von Byn Fidelin ausgeführt. Auf einem schmalen Gasherd in der hinteren Ecke des Raums stand eine Messingkanne, die aussah, als würde sie der heiligen Prozedur schon hundert Jahre und länger dienen.

»Es ist die älteste Methode der Kaffeezubereitung.« Byn Fidelin hatte nur die Kanne im Blick, er war hoch konzentriert.

Bislang war Dupin der einzige Gast. Fidelin hatte große Mengen frisch und äußerst fein gemahlenes Kaffeepulver in die Kanne gegeben.

»Kaffeestaub!« Dupin hatte das wunderbare Wort bisher nicht gekannt, es klang wie »Sternenstaub«. »Selbstverständlich mit der Hand gemahlen.« Monsieur Fidelin hatte dabei auf eine hölzerne Kaffeemühle gedeutet, wie sie Dupin aus seiner Kindheit kannte. Dann hatte Fidelin Wasser hinzugegeben. Nun kochte er das Gemisch auf und rührte es dabei mit einem sehr langen Edelstahllöffel um.

»Kein Holz. Das wären völlig falsche Noten.«

Es klang nach einem exquisiten Wissen. Dupin verehrte das echte *Savoir-faire*. In ihm konzentrierte sich die Kultur der Menschheit. Insbesondere der Bretagne.

»Das Wichtigste ist natürlich der Kaffee selbst. Die Sorte, die Herkunft, die Röstung. Für den *Bon* muss er kräftig, würzig, aromatisch sein. Zugleich samtig! Wir nehmen nur Sorten aus Äthiopien, dem Jemen oder Brasilien. Und reines Quellwasser von der Insel.«

Also wirklich ein keltischer Zaubertrank.

»Die Mischung erhitzen, aber auf keinen Fall kochen! Kurz unter dem Siedepunkt halten!« Es waren ernste Instruktionen. »Und fortwährend vorsichtig rühren, denken Sie nur an eines: an die maximale Entfaltung der Aromen.«

Eine Aufforderung, der Dupin liebend gerne nachkam. Vor allem weil sie sich bereits heftig entfalteten.

»Es ...«, Byn Fidelin führte den Satz nicht zu Ende. Mit einem Mal wirkte er verändert. Es war beinahe unheimlich.

»Agnès. Sie ist tot. Und ich ... ich mache meinen *Bon*. Geht das? Dürfen wir das? Sie«, er stockte, »sie hat den *Bon* sehr geliebt. Sie kam manchmal mittags extra von der Arbeit. Nur für diesen Kaffee.« Eine lange Pause.

»Margot hat gesagt, dass wir ihn genau deswegen auch heute machen sollten.«

Byn Fidelin erwartete keine Antwort; er hatte mit sich selbst gesprochen.

»Wir werden auf Agnès trinken. Einen echten *Bon*.«

Für einen einzigen kurzen Moment hob er den Kopf und blickte den

Kommissar an. Dupin sah die Traurigkeit in seinen runden, dunklen Augen.

»Immerhin ist Albert gleich zurück. Und lebt.« Seine Stimme klang nun heller. Dupin hatte es ihm berichten wollen, aber Tenom Burlot hatte bereits alle angerufen.

»Immerhin«, wiederholte Dupin ein wenig mechanisch.

»Rühren, bis der Kaffee absinkt!«, widmete sich Byn Fidelin nun erneut seiner Zeremonie, er drehte die Flamme höher. »Jetzt einmal beinahe aufkochen. Aber«, eine eindringliche Warnung, »nicht zu schnell und nicht ganz, man muss den Aromen Zeit geben. Und«, diese Warnung fiel noch schärfer aus, »nun auf keinen Fall mehr umrühren! Weg mit dem Löffel.« Er legte ihn demonstrativ ab.

Die Aromen hatten den gesamten Raum erfüllt. Maximale Aromen, die Dupin maximal verrückt machten, obgleich sie sich bisher nur in der Luft entfalteten, noch nicht in seinem Mund. Sie mischten sich zudem mit den ohnehin starken Grundaromen des Raumes: des Whiskys. Zusammen stellten sie Unglaubliches an.

»Jetzt zu rühren würde den Kaffeeschaum zerstören – und der ist das Kostbarste. Schauen Sie.«

Es war Magie: Vor ihren Augen materialisierte sich köstlich aussehender luftiger Schaum. Mehr und mehr.

»Kurz bevor er richtig aufkocht«, fuhr Byn Fidelin fort, sein Tun und seine Worte waren streng synchronisiert, »nimmt man ihn vom Herd«, er brauchte beide Hände dazu, »und lässt das Elixier kurz abkühlen. Das wiederholt man zweimal.« Er stellte die Kanne wieder zurück auf die Flamme.

Dupin war gebannt.

»So viel Schaum wie möglich ist das Ziel. Die Konsistenz ist es!«

Er hob das Kinn.

»Man trinkt ihn sehr heiß.«

Dupin war bereit. Egal wie heiß das Elixier sein würde.

»Davor ein Glas kaltes Wasser, um den Gaumen empfänglich zu machen.«

Wasser war nicht so Dupins Sache, aber wenn das den Kaffeegenuss steigerte ...

»Die Methode entspricht im Großen und Ganzen dem klassischen Mokka. Die Korsaren haben ihn nach Europa gebracht. Nach Saint-Malo. Wir

Bretonen haben damit begonnen.«

Dupin wusste Bescheid.

»Allerdings gibt man beim Mokka Zucker und Gewürze hinzu, das tun wir nicht.«

Fidelin nahm die Kanne und ging auf die Tür zur Bar zu.

»Getrunken wird er aus kleinen, flachen Tassen. Den Cidre-Tassen ähnlich. Margot stellt sie selbst her.«

Margot Fidelins Gewerbe, die Keramik, Dupin vergaß es immer wieder. Und den nun ohne Zweifel bevorstehenden Ausbau.

Sie betraten die Bar.

Eben noch war sie fast leer gewesen. Jetzt waren alle Tische besetzt. Fünfzehn Leute hatten sich hier inzwischen versammelt, schätzte Dupin. Offenbar alle Liebhaber des Bon.

Begierige Blicke folgten Byn Fidelin, der die Kanne wie bei einer Prozession mit feierlichem Ausdruck vor sich hertrug. Leise »Ahs« und »Ohs« waren zu hören. Der Patron nickte ihnen zu. Er schien mit allen vertraut zu sein.

Kurz vor der Theke, auf der mehrere kleine flache Tassen in Erdtönen standen, machte Fidelin halt.

»Die feinen Schwebstoffe geben dem Kaffee eine sämige Textur. Sie trinken bloß die oberen drei Viertel, den Rest lassen Sie zurück. Aus dem Kaffeesatz lesen wir dann gleich die Zukunft.« Die letzte Mitteilung nahm sich genauso selbstverständlich aus wie die Anweisungen zuvor. »Einfach auf eine Untertasse umstülpen, und schon liegt sie vor Ihnen wie ein offenes Buch.«

Er füllte eine der Tassen mit zeremonieller Würde.

»Et voilà!« Byn Fidelin strahlte, das Ritual hatte seine Vollendung gefunden: »*Servir un Bon.*« Der abschließende Zauberspruch.

Dupin nahm die Tasse ehrfurchtsvoll entgegen. Es fühlte sich ein wenig an wie bei der ersten Kommunion. Er erwartete Wunderbares.

»Commissaire!«

Dupin kannte die Stimme. Beinahe hätte er laut »Nein!« gerufen.

Le Menn stürzte in die Bar. Sie blieb stehen und schaute verwirrt in die große Runde.

»Ich muss Sie sofort sprechen, Commissaire.«

Schon wandte sie sich um.
Dupin stellte die Tasse schweren Herzens ab.
»Ich bin gleich zurück«, teilte er der Runde mit und verließ die Bar, alle Augen waren auf ihn gerichtet.
Le Menn wartete vor der Tür.
»Was ist ...«
»Der Hund«, unterbrach ihn Le Menn, »Provosts Hund, Louis. Er treibt tot im Meer. Eine Bucht weiter.«
»Was?«
»Am *Plage de Donnant*. Ein paar Minuten von hier. Urlauber haben ihn entdeckt, die Strömung hat ihn Richtung Strand getrieben. Wir sind auf dem Weg dahin.«
Dupin sah den froschgrünen Van vor dem Haus, im Wageninneren erkannte er Kadeg und Cosqueric.
»Woher wissen wir, dass es Provosts Hund ist?«
»In Provosts Büro gibt es zwei Bilder von ihm. Kadeg hat sie abfotografiert.«
Dupin erinnerte sich an die Fotos.
»Ich komme mit«, knurrte er. »Ich meine, wir treffen uns dort.«
Mit finsterer Miene lief er in die Bar zurück.
»Ich brauche zwanzig Minuten«, rief er Byn Fidelin zu, der damit beschäftigt war einzuschenken. »Dann trinke ich ihn«, stellte Dupin sicherheitshalber klar. Noch stand seine Tasse auf der Theke, hatte er erleichtert festgestellt.
»Ich gieße einen zweiten auf, dann kriegen Sie ihn frisch, keine Sorge.« Einigermaßen beruhigt machte sich Dupin auf den Weg.

Der Hund lag im trockenen, feinkörnigen Sand.
Die beiden Gendarmen, die kurz vor ihnen eingetroffen waren, hatten ihn aus dem Wasser gezogen. Das eigentlich voluminöse lange Fell, weiß und braun, klebte klitschnass am Körper. Es war ein großer Hund. Der feine, schmale Kopf, den Dupin an Collies so mochte, lag seltsam abgewinkelt da. Vielleicht war das Genick gebrochen.
»So lange treibt er noch nicht im Meer.« Kadeg wirkte äußerst schlecht

gelaunt.

Er hatte recht, das war merkwürdig. Dupin war schon beim ersten Anblick etwas komisch vorgekommen, aber er hatte nicht zu sagen gewusst, was. Er ging in die Hocke und musterte das Tier eingehend.

»Was denken Sie, Le Menn?«

Die Polizistin hatte sich neben ihn gekniet.

»Keine Ahnung, wie lange genau, aber eine Woche auf keinen Fall.«

»Ausgeschlossen«, bestätigte Cosqueric, der neben Kadeg stand. »Wir lassen ihn am besten schnell ins Labor bringen. Dann wissen wir bald, wann und wie er gestorben ist.«

»Vielleicht ist er schon länger tot und der Entführer hat ihn erst kürzlich ins Meer geworfen.« Kadeg zuckte mit den Schultern.

Dupin stand auf.

Dann lief er aufs Meer zu, das sich, es war tiefste Ebbe, weit zurückgezogen hatte. Erst an der Wasserlinie blieb er stehen. In jeder Bucht, auf jedem Strand der Insel hatte Dupin bisher gedacht: Schöner geht es nicht. Und so war es auch dieses Mal. Bei Ebbe entstand hier eine riesige Sandlandschaft mit mehreren großen Einbuchtungen und Felsvorsprüngen. Da waren der rosa schimmernde Sand, die Dünen, das silbrig grüne Dünengras, das Dupin so liebte, und lang gezogene Priele, ganze Mini-Meere, die die Flut zurückgelassen hatte. Die Felsen fielen sanft ab, auf ihren abgerundeten Kuppen wuchs kurzes Gras, das grellgrüne Flecken bildete. Und Flechten, in allen Farben. Dupin stand ein paar Minuten lang regungslos da. Tief in Gedanken versunken. Die Hände in den Hosentaschen. Das mit dem Hund war sonderbar. Dupins Gefühl war, dass er noch nicht lange im Meer getrieben hatte, und mehr noch: dass er überhaupt noch nicht lange tot war.

Mit einem Mal machte er kehrt.

»Ich fahre zurück ins *Goulou*«, verkündete der Kommissar, als er die kleine Gruppe erreichte.

»Wir schließen uns an«, erwiderte Kadeg eifrig. »Riwal kommt auch bald. Wir sollten ohnehin unbedingt eine Lagebesprechung abhalten.«

Einer der Gendarmen hatte eine große, schwere Plastikfolie aus dem Wagen mitgebracht. Er breitete sie neben dem Hund aus, zog ihn darauf und wickelte ihn mithilfe seines Kollegen darin ein.

»Dann sehen wir uns dort!« Dupin stapfte durch den Sand Richtung Parkplatz.

Fünf Minuten später betrat er ein zweites Mal an diesem Mittag die Bar des *Goulou*, die immer noch gut gefüllt war. Vergeblich hielt er nach Byn Fidelin Ausschau. Einer der Gäste machte Dupin ein Zeichen. Nebenan. Dupin hatte es gehofft. Fidelin brühte die zweite Kanne.

»Na, da sind Sie ja schon wieder«, begrüßte ihn der Patron. »Und Sie kommen genau richtig.«

Himmlische Dämpfe erfüllten den Raum. »Wussten Sie, dass sich das Kaffearoma aus rund tausend verschiedenen Einzelaromen zusammensetzt? Wein bringt es gerade einmal auf vierhundert.«

Dupin hatte es nicht gewusst oder, genauer: Er hatte es immer schon gewusst. Schließlich war er aus gutem Grund süchtig.

»Achten Sie auf die karamellisierten Haselnüsse, die dunkle Schokolade, das Aschige, die überreifen dunklen Beeren. Und – auf den Jasmin!«

Dupin glaubte Fidelin jedes Wort, egal wie verrückt es klang.

»Nehmen Sie!« Fidelin reichte ihm eine Tasse.

Behutsam goss er ein.

»Da haben Sie es endlich, das göttliche Elixier. Und nun genießen Sie es.« Fidelin lief mit der Kanne an ihm vorbei in die Bar.

Dupin überlegte kurz.

Dann trat er durch die schmale Tür neben den Fässern direkt in den Garten. Die Landschaft und der Kaffee, für ein paar kurze Momente würde es perfekt sein.

Dupin war neben den großen Blumenkübeln und vor dem hellblauen Holzboot stehen geblieben. Das Meer in der Bucht schien sich zunehmend in seine Türkistöne zu vernarren und sie alle ausprobieren zu wollen. Kristallin, zart und zaghaft beginnend, doch je tiefer das Meer wurde, desto dunkler wurden die Farbtöne. Linker Hand sah man am Haus vorbei bis zur Terrasse mit den aufgespannten knallgelben Sonnenschirmen. Die Hitze stand, brütend, drückend, unerträglich, es schien noch heißer als gestern zu sein.

Dupin hatte die Tasse in der Hand. Jetzt würde er endlich probieren

können.

Sein Handy klingelte.

Dupin war kurz davor, es einfach klingeln zu lassen.

Aber es war Riwal.

»Was gibt es?«

»Wir sind jetzt in Le Palais angekommen. Kadeg hat uns à jour gebracht. Komische Sache, das mit dem Hund. Zinc und ich fahren jetzt mit zwei Gendarmen nach Islonk. Dem Kapitän geht es schon besser, Chef.«

»Noch was, Riwal?«

»Wir ...«, ein Stocken. »Wir haben eine neue Information zu den *Acadiens*. Es scheint wohl eine Art ›Inner Circle‹ zu geben, eine kleine Gruppe, sechs Leute, die sich auch separat treffen und Inselpolitik machen. Ganz informell natürlich. Neben der Bürgermeisterin gehört auch Margot Fidelin dazu.«

Dupin war hellwach.

»Was meinen Sie mit Inselpolitik? Worum geht es konkret?«

»Na, um Vorentscheidungen. Wo engagiert man sich, wo nicht, da wird wohl auch dafür gesorgt, dass Geschäfte, wenn möglich, untereinander gemacht werden.«

»Konkreter, Riwal.«

»Ich habe nichts Konkreteres.«

»Ist Albert Zinc auch einer der sechs?« Jetzt klangen die *Acadiens* endgültig nach Geheimloge.

»Nein. Neben dem Bauunternehmer gehören ihnen noch ein Arzt, ein Notar und zwei Hotelbesitzer an, alles vermögende Leute.«

»Irgendwelche Verbindungen zum *Smart-Island-Projekt*?«

»Wie gesagt: Der Bauunternehmer wird profitieren. Bei den anderen kann man das nicht sagen.«

»Woher haben Sie die Informationen?«

»Von meinem Nachbarn. Es ist schwerer, als ich dachte, sie halten zusammen wie Pech und Schwefel.«

»Noch was, Riwal?«

»Nein.«

»Nevou und Nolwenn sollen den sechs weiter nachspüren. Bis gleich, Riwal.«

Schon hatte Dupin aufgelegt.

Margot Fidelin, Dupin hatte es aus dem Augenwinkel gesehen, war auf die Terrasse getreten und blickte nun auf die Bucht. Sie wirkte angeschlagen, matt.

Sie hatte Dupin nicht bemerkt.

Er ergriff die Gelegenheit und nahm einen ersten Schluck vom *Bon*.

So etwas hatte er noch nie getrunken. Etwas so Herrliches. Ein Destillat. Ganz und gar Kaffee, aber in einer anderen Intensität, auf seine Essenz reduziert. Er würde ganz sicher auf die tausend Aromen kommen, wenn er einmal zu zählen begäne.

»Ah, Monsieur le Commissaire!«, wurde Dupin in die Realität zurückgeholt.

Rasch nahm er einen zweiten Schluck.

Margot Fidelin kam auf ihn zu.

»Das pure Glück, habe ich recht?«

Dupin nickte. Nicht bloß der Geschmack war phänomenal, auch die Wirkung war es. Er hatte sie direkt mit dem ersten Schluck gespürt.

»Ein Geheimnis besteht in den flachen Tassen. So entfaltet sich das volle Aroma!«

Sie lächelte kurz. Und doch wirkte sie immer noch mitgenommen.

Dupin nahm einen weiteren Schluck. Ein zarter Duft von Lavendel, der in den Kübeln zu riesigen Büschen herangewachsen war, mischte sich in die Kaffearomen. Die kräftig lila blühenden Köpfe hingen noch etwas mehr als gestern, bildete er sich ein.

Er fixierte sie: »Sie werden nun sicher in Kürze den Ausbau für Ihre Glas- und Keramik-Manufaktur verwirklichen können, Madame Fidelin.«

»Oh ja.«

»Wahrscheinlich werden Sie auch versuchen, das Haus hier zu kaufen?«

»Das werden wir.«

»Alle Träume erfüllen sich auf einmal.«

Es war genau, wie Riwal gesagt hatte.

»Wir haben lange genug darauf gewartet.«

Bleierner Ernst lag in ihrem Satz.

»Aber dass es so kommen musste, das ...« Sie brach ab. Dann fasste sie sich: »Ich halte es nicht aus, das mit Agnès. Ich verstehe das nicht. Ich meine, es ist fürchterlich. Es ...« Wieder brach sie ab.

»Ja, das ist es, Madame, fürchterlich.«

Dupin trank den letzten Schluck. Eigentlich hätte er es gerne noch länger hinausgezögert. Dann hörte er sich auf einmal sagen: »Die Pflanzen, Madame, Sie haben sie in den letzten Tagen nicht gegossen, oder?«

Ihm war etwas eingefallen. Wie aus dem Nichts.

Margot Fidelin war sichtlich irritiert.

»Ich meine, hier im Garten. Die Kübel, den Lavendel, die Kräuter, die Wiese hier. Überhaupt hier hinter dem Haus?«

Dupin steuerte zwischen den großen Lavendeln auf das hellblaue Boot zu, das kopfüber auf einem Hänger befestigt war, wie ihn hier in der Bretagne alle Bootsbesitzer hatten.

»Nein. Natürlich nicht. Seit vorletzter Woche, seit der irren Hitze, dürfen wir das nicht mehr. Das Wasser auf der Insel ist knapp geworden.«

Dupin erreichte das Boot.

Ihn interessierte der Rasen davor.

Er ging in die Hocke und fuhr mit der Hand über das Gras.

Trocken. Der Rasen war vollkommen trocken.

Er wiederholte das Ganze an verschiedenen Stellen. Er umkreiste das Boot. Untersuchte auch das Stück Wiese bis zur Gartenzufahrt am Ende des Grundstücks. Trocken.

»Was tun Sie da?« Margot Fidelin war ihm gefolgt.

»Wann haben Sie das Boot zum letzten Mal benutzt?«

»Unser Boot? Hm. Am Wochenende. Sonntagmorgen, ganz früh. Da ist mein Mann zum Angeln raus. Wir bringen es hier unten in der Bucht ins Wasser. Direkt da vorne.« Sie deutete auf den Sandfinger.

»Seit Sonntag nicht mehr?«

»Nein.«

Hastig holte Dupin sein Notizheft hervor. Blätterte.

Doch! Er hatte sich richtig erinnert. Uhrzeiten. Es ging um Uhrzeiten. Und um einen nassen Rasen. Von dem natürlich nichts in seinem Notizheft stand. Aber er erinnerte sich auch so.

»Ich komme gleich wieder, Madame Fidelin. Entschuldigen Sie mich.« Er wandte sich zur Bucht und war schon ein paar Schritte gegangen, als er sich noch einmal umdrehte. »Ich möchte, dass Sie Islonk nicht verlassen, Madame, Sie und Ihr Mann. Dass Sie hier im Haus bleiben.«

»Aber Monsieur le Commissaire.« Sie reagierte mit einer Mischung aus Entrüstung und Besorgnis. »Was ist denn los? Warum denn?«

»Ich bin gleich wieder da, Madame.«

Schon lief Dupin auf das Ende des Gartens zu. Behände kletterte er über die hüfthohe alte Steinmauer, die das Grundstück umgab.

Augenblicklich hatte er das Handy am Ohr.

»Chef?«

»Wo sind Sie, Riwal?«

»Eben gerade in Islonk angekommen. Ich bringe Zinc nach Hause. Er soll sich hinlegen und viel trinken. Er ...«

»Kadeg, Cosqueric, Le Menn und die Fidelins. Ich will alle im *Goulou* sehen. Rufen Sie alle zusammen. Und bitten Sie die anderen Gäste zu gehen. In fünf Minuten! Nein, warten Sie ...« Er brauchte noch ein bisschen Zeit zum Nachdenken.

»Chef?«

»Sagen wir in einer Viertelstunde.«

»Gut, Chef.«

Riwal wusste, dass es in brenzlichen Situationen sinnlos war, Dupin Fragen zu stellen. Und die Situation schien sehr brenzlig zu sein.

Dupin erreichte den Strand. Er ging weiter, auf das Meer zu. Von der Landschaft nahm er nichts wahr. Er nahm überhaupt nichts wahr. Seine Gedanken rasten wild.

Dupin war auf das Plateau gelaufen, bis zu den fantastischen Monet-Felsen, der Stelle, wo er bereits gestern gestanden hatte. Seine Füße hatten die Pfade von allein genommen, es war eine Art Schlafwandeln gewesen. Sein Gehirn arbeitete auf Hochtouren, ein großartiger Zustand. Dupin war zufrieden, und das war er äußerst selten. Es war der Wunderkaffee gewesen. Der Zaubertrank. Die Situation hatte sich verändert. Er hatte jetzt einen Anhaltspunkt. Das erste Mal in diesem Fall. Auch wenn natürlich noch Entscheidendes fehlte. Er würde einfach loslegen. Und dann weitersehen. Manchmal ging es nicht anders.

Byn Fidelin stand an der Theke, als Dupin das *Goulou* zum dritten Mal an diesem Tag betrat. Ein ruhiges, freundliches Nicken. Vor ihm die magische

Kanne. Von den Kollegen und Madame Fidelin war nichts zu sehen. Dupin durchquerte den Raum und trat auf die Terrasse. Riwal, Kadeg, Le Menn und Cosqueric saßen eng beieinander auf der Bank mit dem Rücken an der Hauswand, Margot Fidelin saß allein auf der anderen Bank. Alle hatten sie eine der flachen Tassen in der Hand.

»Würden Sie mir jetzt bitte sagen, was los ist, Monsieur le Commissaire?« Madame Fidelins Ton war durchaus bestimmt, aber nicht aggressiv.

»Wir gehen rein.«

Ohne ein weiteres Wort kehrte Dupin in die Bar zurück. Die anderen folgten ihm. In der Mitte des Raums blieb er stehen. »Setzen Sie sich, Madame Fidelin. Ich werde Ihnen alles erklären.« Dupin sprach ganz ruhig.

Madame Fidelin schaute ihren Mann unsicher an, doch dessen Züge blieben entspannt. Sie wählte den ersten Tisch, die Polizeitruppe setzte sich an den unmittelbar daneben.

»Monsieur«, Dupin richtete sich an Byn Fidelin, »wenn Sie sich zu Ihrer Frau setzen würden?« Er wollte sie beide im Blick haben.

Byn Fidelin setzte sich ohne Einwände zu ihr.

Dupin wartete.

Eine merkwürdige Stille trat ein.

Dann durchbrach sie der Kommissar. Er bewegte sich langsam auf die Fidelins zu: »Es war *Ihr* Boot, mit dem Kapitän Zinc gestern auf die Île d'Houat gebracht wurde. Ich möchte wissen, wer es gesteuert hat.«

Auf Margot Fidelins Gesicht lag offenes Entsetzen, auf Byn Fidelins der gleiche langmütige Ausdruck wie immer.

»Was reden Sie da, Monsieur le Commissaire?« Margot Fidelin rang um Fassung. »Wie kommen Sie zu dieser Behauptung? Das ist doch aberwitzig.«

»Als ich gestern Abend um halb elf hier ankam, war der Rasen um das Boot herum nass. Richtig nass. Aber«, eine Pause, »Sie haben gar nicht gegossen, Madame Fidelin. Sie haben es mir eben selbst gesagt. Seit vorletzter Woche nicht mehr.«

Er ließ die Worte wirken.

»Boote, die an Land geholt werden, tropfen noch über Stunden.«

Nach zehn Jahren Bretagne wusste man so etwas. Es war überall zu sehen, die Beiboote auf den Kais, um die sich stundenlang riesige Wasserpützen bildeten, sogar in der prallen Sonne. Es floss aus Ritzen, die man gar nicht

sah, es war unglaublich, wie viel Meer sich noch in einem Boot befand, nachdem es schon längst an Land war.

»Madame Fidelin, Sie sagten, Sie hätten das Boot seit Sonntag nicht benutzt. Aber es war im Wasser. Ganz eindeutig. Und zwar gestern. Gestern Nachmittag.«

Jetzt zeigte sich Verzweiflung in Madame Fidelins Augen.

Dupin sah zu Byn Fidelin.

»Was für einen Außenborder hat Ihr Boot, Monsieur? Wie stark ist der Motor?«

»60 PS«, kam die Antwort ohne Zögern.

Dupin war kein Experte. Aber das war anständig, wusste er, einem Boot dieser Größe verliehen 60 PS eine beachtliche Geschwindigkeit.

»Wie lange brauchen Sie mit Ihrem Boot zur Île d'Houat?«

Dupin bemerkte erst jetzt, dass er seine Kappe noch aufhatte. Er ließ sie auf.

»Eine Dreiviertelstunde.«

Byn Fidelin wirkte wie immer, in sich ruhend, gemütlich.

»Riwal? Was meinen Sie?«

»Das kommt hin, Chef.«

»Dann hätte die ganze Aktion – eine Fahrt von hier nach Le Skeul, von dort mit Kapitän Zinc nach Houat, das Einsperren im Schuppen und die Rückfahrt – rund zweieinhalb Stunden gedauert. Vielleicht drei. Der Anruf bei ZinCs Bruder ging um 16 Uhr 52 ein.«

»Was wollen Sie mit alldem sagen, Monsieur le Commissaire?« Madame Fidelins Ton war jetzt offen aggressiv, von Verzweiflung und Entsetzen keine Spur mehr. »Dass mein Mann und ich den Kapitän entführt haben? Provost erpresst und ermordet? Agnès ermordet? Wir?«

Ein kalter, durchbohrender Blick.

»Möglicherweise. Ich weiß es noch nicht.«

Eine ehrliche Antwort.

»Sie wissen genau, dass wir gestern und heute früh hier waren. Dass es Zeugen gibt.«

Das war das Problem.

Und es gab noch ein anderes: Neben der Person, die Zinc mit dem Boot zur Île d'Houat gefahren hatte, musste es, anders war es nicht denkbar, eine

zweite Person geben: denjenigen, der Zinc entführt hatte. Der mit einem Wagen nach Le Skeul gefahren war und ihn dort abgefangen und bewusstlos geschlagen hatte. Natürlich hätten sich die Fidelins aufteilen können, einer das Boot, einer den Wagen, aber: keiner von ihnen brachte es auf eins achtzig Körpergröße, auf die Statur des Entführers, die Zinc beschrieben hatte. Der Täter im Wagen konnte weder Byn noch Margot Fidelin sein. Dennoch, Dupin war sich sicher: Es war ihr Boot gewesen, das bei der Entführung zum Einsatz gekommen war. Hier von der Bucht aus. Er würde alles darauf wetten. Alles.

»Sie sollten scharf nachdenken, Madame, Monsieur«, schaltete sich Kadeg ein. »Wer kann bezeugen, wo Sie sich gestern zwischen fünfzehn und neunzehn Uhr aufgehalten haben? Falls Ihnen niemand einfällt, sieht es übel aus für Sie.«

Dupin hatte begonnen, im Raum auf- und abzulaufen: »Ich will, dass wir Tenom Burlot und Manuel Trotter zu unserer Unterhaltung hinzuholen.«

Cosqueric erhob sich.

»Sie halten sich beide hier im Weiler auf, wie ich von den Kollegen weiß.«

Le Menn stand ebenfalls auf: »Holen Sie Trotter, ich hole Burlot.«

Schon brachen die beiden auf.

Madame Fidelin rutschte unruhig auf ihrem Stuhl hin und her.

»Mir ist immer noch unklar, was Sie beabsichtigen, Monsieur le Commissaire, aber ich habe jetzt zu tun. Ich muss um 14 Uhr 30 zu einem Termin in meine Werkstatt, das ist in zehn Minuten.«

»Ihr Termin wird warten müssen. Alles wird warten müssen.« Dupin sah Riwal an. »Sorgen Sie dafür, dass sich die Spurensicherung das Boot vorknöpft. Bis dahin kommt ihm niemand nahe, postieren Sie jemanden dort.«

»Geht klar, Chef.« Riwal hatte bereits das Handy in der Hand.

Dupin steuerte auf die Terrassentür zu.

»Ich bin gleich wieder da«, rief er und ließ Kadeg mit den Fidelins zurück.

Der Menhir-Forscher und der Schäfer hatten sich an den Tisch neben dem der Fidelins gesetzt.

»Das ist jetzt das zweite Mal, dass ...«, hob Manuel Trotter an.

»Der Hund«, schnitt ihm Dupin in aller Seelenruhe das Wort ab, um anschließend erst einmal eine Weile nichts zu sagen. Brûsk stellte er sich vor die Tische der Fidelins und der beiden Männer. »Provosts Hund, Louis. Er war die letzten Tage noch hier. Monsieur Trotter«, er nahm den Forscher in den Blick, »hat ihn nachts noch bellen gehört. Er ist eben tot aufgefunden worden, im Meer, in der Bucht von Donnant. Er hat nicht lange im Wasser gelegen.«

Dupin schaute abwechselnd von einem zum anderen. Ohne Hast, geradezu aufreizend langsam.

»Es stimmt also nicht, was Sie behaupten.« Dupin ließ die Anrede unbestimmt. »Dass der Hund schon über eine Woche verschwunden war.«

Alle hatten die gleiche Aussage gemacht. Alle Nachbarn. Außer Trotter.

»Das ist doch Blödsinn.« Madame Fidelin schüttelte verächtlich den Kopf. »Wir haben ihn seit Längerem nicht mehr gesehen. Und nicht mehr gehört. Keiner von uns.«

»Monsieur Trotter hat ihn letzten Samstag oder sogar Montag noch gehört.«

»Ich«, Trotter wirkte ratlos, »ich weiß es ja eben nicht genau. Sie selbst waren es, der Zweifel in mir geweckt hat. Vielleicht ist es ja doch länger her.«

»Na sehen Sie!«, bekräftigte Madame Fidelin.

»Wir wissen jetzt auch, wie die Entführer Albert Zinc auf die Île d'Houat gebracht haben.« Dupin bewegte sich ein Stück auf Trotter und Burlot zu. »Mit dem Boot der Fidelins. Einer der Entführer hat ihn in Le Skeul gekidnappt, der andere hat ihn von dort mit dem Boot nach Houat gebracht.«

Dupin war sich immer sicherer. Er spürte den Kaffee noch immer, er stand auf wundersame Weise unter Strom.

»Derjenige, der Zinc nach Houat gebracht hat, war höchstwahrscheinlich der, der auch schon mit dem Boot nach Le Skeul kam. Der andere ist mit dem Wagen weggefahren, mit dem er gekommen war. Also war es der Mann vom Boot, den Zinc auf der Île d'Houat kurz gesehen hat.«

Dupin versuchte, die Geschehnisse Schritt für Schritt zu rekonstruieren, für sein Publikum, vor allem aber für sich. Er spürte, er war ganz nah dran.

»Ein Mann, über eins achtzig.«

»Das hatten wir doch eben auf der Gendarmerie schon«, kommentierte

Trotter unbeeindruckt.

»Ich war es nicht«, ertönte die sanfte Stimme des Schäfers. »Ich habe, wie gesagt, keines dieser Verbrechen begangen.«

Dupin wandte sich jäh von den beiden ab.

»Cosqueric, haben Sie persönlich mit Yvonne von der Bäckerei gesprochen? Wo Monsieur Burlot gestern und heute früh die Baguettes gekauft hat?«

»Das habe ich. Tenom Burlot war definitiv da. Zu der von ihm angegebenen Zeit.«

»Wie viele Baguettes hat er gekauft? Gestern? Heute?«

»Das weiß ich nicht.« Cosqueric zuckte mit den Schultern.

Dupin blickte zum Schäfer.

»Vier.« Burlot machte einen irritierten Eindruck. »Ich habe Ihnen doch gesagt, wem ich welche mitgebracht habe. Heute vier. Gestern«, er überlegte, »gestern drei.«

Dupin begann abermals in der Bar auf- und abzulaufen. Noch immer bekam er die Puzzleteile dieser tragisch vermischten Realität nicht zusammen. Die verschiedenen Alibis waren es, die es unmöglich machten. Sie blockierten alles. Aber immerhin hatte er nun ein paar Teile beisammen. Das Boot, den Hund, den hochgewachsenen Mann und den mutmaßlichen Ablauf. Sie ermöglichten ihm eine Vorstellung von einzelnen Strängen des Geschehens, die sich allerdings noch nicht zu der einen Geschichte fügen ließen. Er drehte sich im Kreis.

»Und diese drei Baguettes gestern, die ...«

Dupin ereilte ein Schwindel. Eigentlich war es eher ein Gedanke. Ein ungeheuerlicher Gedanke, eine taumelnde Vorstellung. Streng genommen war es ein einziges Wort. Hämmерnd hallte es durch seinen Kopf.

Im nächsten Moment stürmte er los.

Aus der Bar. Zu seinem Wagen. Er ließ alle ratlos zurück. Schon saß Dupin in seinem Méhari, startete den Motor und gab Gas. Steinchen flogen durch die Gegend. Beim Wenden sah er, wie Le Menn und Kadeg aus der Bar traten, er fuhr einen Schlenker und bremste scharf.

»Holen Sie Madame Corbel her! Hier ins Goulou. Auf der Stelle. Egal, was sie gerade zu tun hat. Egal, was sie sagt.«

»Aber wir ...« Kadeg wollte etwas einwenden.

»Holen Sie sie her!«
Schon heulte der Motor erneut auf.

Mit einer Hand lenkte der Kommissar, mit der anderen holte er sein Telefon hervor.

Eine überaus scharfe Linkskurve, er wartete, dann drückte er die Nummer.

»Monsieur le Com...«

Offenbar hatte sie die Nummer erkannt.

»Ich muss Sie sprechen, Madame le Maire. Im *Goulou*, sagen wir in dreißig Minuten.«

»Das ist leider völlig ausgeschlossen ...«

»Im *Goulou*. In dreißig Minuten.«

»Ausgeschlossen.«

»Bis gleich, Madame Megret.«

Dupin hatte aufgelegt. Die Zeit für Diskussionen war vorbei.

Er fuhr durch Le Petit Cosquet, am Ortsausgang trat er das Gaspedal bis zum Anschlag herunter und nahm die D 25 Richtung Le Palais. Er erreichte den schmalen Meeresarm, an dessen Ende der Hafen lag. Erst jetzt fiel ihm ein, dass er keine genaue Adresse hatte. Er würde sie trotzdem finden. Er kannte den Namen. In den kleineren Orten waren sie ausgeschildert. Er fuhr den *Quai Gambetta* entlang. Dutzende Boote lagen zu beiden Seiten, eins neben dem anderen, hübsche Segelboote. Am linken Ufer der Hügel mit der gewaltigen Festung, die alles überragte.

Le Fournil. Da stand es. Die Bäckerei.

Einmal rechts. Und noch einmal rechts.

Route de Bangor.

Bald sah er sie. Er parkte direkt vor dem Laden und sprang aus dem Wagen.

Ein Donnerstagnachmittag, fünfzehn Uhr, Strandwetter, Dupin war der einzige Kunde. Hinter der Verkaufstheke lehnte eine müde dreinblickende, ältere Frau.

»Madame Yvonne?«

»Das ist meine Chefin.«

»Ist sie zufällig da?«

»Soll ich sie holen?«

»Das wäre ausgesprochen nett.«

Wortlos verschwand sie, und eine Frau um die vierzig erschien, kurzer Pony, ein warmes Lächeln, strahlende Augen.

»Bonjour, Monsieur. Sie wollen mich sprechen? Wie kann ...« Sie musterte Dupin und lachte.

»Sind Sie nicht dieser Kommissar aus Tahiti? Ich habe ein Foto gesehen, im *Télégramme*. Mit der schicken Kappe. Und dem orangenen Wagen.«

Wie immer hatte er vergessen, sie abzunehmen.

»Sie können mir vielleicht helfen, Madame.«

Sein Blick fiel auf die aufwendig gestalteten Schokoladentörtchen in der Auslage.

»Na, Sie scheinen Schokolade ja zu mögen! Kennen Sie den famosen Insel-Chocolatier Thomas? Ein echtes Genie, seit 2001 lässt er seine Schokoladenkreationen hier in Le Palais entstehen.«

Sie ging zum anderen Ende der Theke. Hier lag die Auslage voller Schokolade. Unregelmäßig gebrochene Blöcke in allen Sorten.

»Gestern früh, Madame, war Tenom Burlot hier bei Ihnen. Ungefähr um 7 Uhr 30. Sie haben ihn bedient. Der Schäfer aus Islonk.«

»Ich kenne ihn. Und das habe ich, ja. Kir hat mich gestern schon danach gefragt. Kir Cosqueric. Tenom war tatsächlich hier, ich kann es bezeugen. Auch die Uhrzeit. Es stimmt alles.« Mit einem Mal griff sie nach einem Stück Schokolade und hielt es Dupin hin. »Probieren Sie. Vierundachtzig Prozent Kakao, aber unfassbar cremig.«

»Was hat er gekauft?«

»Baguettes.«

»Nur Baguettes?«

»Nur Baguettes.«

»Wie viele?«

Hartnäckig hielt sie Dupin das Stück Schokolade entgegen. Er nahm es, er würde wohl nicht umhinkommen zu probieren.

»Sie wollen wissen, wie viele Baguettes er gekauft hat?«

»Genau.«

»Das soll helfen, die Morde aufzuklären?«

»Madame, ich ...«

»Manchmal kauft er nur eins oder zwei, manchmal drei, vier. Oder mehr. Ganz unterschiedlich.«

»Mich interessieren nur gestern und heute.«

»Hm.«

Sie presste die Lippen zusammen, hob die Augenbrauen.

»Das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht mehr sagen. Um diese Zeit ist die Hölle los. Da ist die Schlange manchmal fünfzehn Meter lang.«

Daran erkannte man sie, die richtig guten Bäckereien.

»Nun probieren Sie schon.«

Dupin schob sich das Stück in den Mund, um weitere Diskussionen zu vermeiden.

»Sehr gut.« Er kaute. »Fantastisch. Wirklich.« Er meinte es ernst. Keine tausend Aromen, aber genug, um aufrichtig begeistert zu sein.

Dupin schaute sich nach der Kasse um. Die Bäckerin war seinen Blicken gefolgt.

»Ein ganz almodisches System. Sie summert die Beträge bis zum Abend. Und spuckt kleine Zettelchen für die Kunden aus.«

Dupin kannte diese Zettelchen gut. Im Laufe weniger Tage waren seine Jeanstaschen in der Regel voll von ihnen.

»Aber sie registriert die Einzelbeträge mit Uhrzeit, oder, Madame?«

»Oh ja, aber von allen Bedienungen. Bis zehn Uhr sind wir in der Hochsaison zu dritt. Wissen Sie, wie viele Kunden da jeder in fünf Minuten bedient?«

Auch das kannte Dupin.

»Wie sollten wir das jetzt noch zurückverfolgen können?«

Die Bäckerin stand nun hinter einer Auslage mit Keksen.

»Die müssen Sie ebenfalls probieren. Traditionelle bretonische Kekse, *La Bien Nommée*, auch von der Insel ...«

»Ich kenne sie«, sagte Dupin; und es stimmte wirklich, Riwal brachte sie ab und zu ins Büro mit. »Ganz fantastisch.«

»Ach ja«, sie nickte, »Inspektor Riwal, das ist ja Ihrer. Klar.«

»Genau. Und Sie erinnern sich wirklich nicht, wie viele Baguettes Monsieur Burlot gekauft hat. Eins? Mehrere?«

»Irgendwann in den letzten Tagen hat er mal sechs gekauft. Aber ich weiß

nicht mehr, wann das war. Vielleicht Sonntag«, sie neigte den Kopf zur Seite, schien angestrengt nachzudenken, »aber einmal auch nur eins.«

So kam er nicht weiter. »Burlot sagt, heute seien es vier gewesen und gestern drei.«

»Hm. Das kann natürlich sein.« Sie wirkte dennoch skeptisch.

Es war müßig. Dupin resignierte. Dabei konnte diese Information von alles entscheidender Bedeutung sein.

»Kennen Sie denn schon die *Crème de caramel au beurre salé?*« Sie griff nach einem Glas neben den Keksdosen.

Eine famose Idee, auf die nur Bretonen kommen konnten:
Karamellcreme mit viel gesalzener Butter.

»Selbstverständlich, die ist ganz hervorragend, Madame. Ich schreibe Ihnen meine Nummer auf. Vielleicht fällt es Ihnen ja doch noch ein.«

»Sie sind Optimist, merke ich.«

Madame Yvonne drehte sich um, nahm einen schmalen Block, einen Bleistift und legte Dupin beides an die Kasse.

»Dann danke ich Ihnen, Madame. Au revoir.«

»Es war mir ein Vergnügen, Monsieur le Commissaire.«

Sie schien unverändert gut gelaunt.

Schon war Dupin draußen. Verdrossen kletterte er in seinen Wagen und zog sich die Kappe tief ins Gesicht. Er schlug mit der Hand auf das Lenkrad. »Verdamm!« Das hätte es sein können. Vor allem: Er sah gar keine andere Möglichkeit. Keine einzige. Es war zum Verrücktwerden. Er drehte den Schlüssel. Beinahe übertönte der Motor das Klingeln seines Telefons.

Eine unbekannte Nummer.

Widerwillig nahm er an.

»Monsieur le Commissaire?«

Er erkannte die Stimme nicht gleich.

»Am Apparat.«

»Hier Yvonne.«

»Ja?«

»Von der Bäckerei.«

Jetzt erkannte er sie. Am Telefon klang sie ganz anders.

»Ich stehe noch vor Ihrer Bäckerei.«

Die Situation hatte etwas Absurdes.

»Mir ist was eingefallen.«

»Ja?«

Dupin saß kerzengerade. Er stellte den Motor wieder ab.

»Nolwenn hat gestern elf Baguettes gekauft, sie hat die Kinder da.«

»Nolwenn?«

»Nolwenn, die Apothekerin. Ihre drei Kinder sind da, mit den Enkelkindern, sie hat ein Haus ...«

»Und?«

»Tenom Burlot war direkt nach Nolwenn dran, ist mir eingefallen. Und elf Baguettes auf einmal, das finde ich auf der Kassenliste«, eine Pause, Dupin hörte ein Rascheln, »ich schaue gerade nach.«

Dupin verstand. Er schwieg. Und wartete.

Es dauerte eine Weile.

»Hier! Ich bin gut. Elf *Baguettes Traditions*. 7 Uhr 33. Und dann 7 Uhr 34.

Das kommt hin.«

»Ja?«

»Zwei.«

»Zwei?«

»Zwei Baguettes. Nicht mehr. Warten Sie, ich schaue mir die anderen Kassenbeträge an, wie gesagt, wir waren gestern früh zu dritt. Vor 7 Uhr 34 kann es nicht gewesen sein.« Sie dachte laut nach, schien es. »Hier. Ein zweiter Betrag von 7 Uhr 34. Mist. Und einer von 7 Uhr 35.«

Dupin schwieg.

»Hm. Dann schauen wir doch mal. Der andere Kassenbetrag um 7 Uhr 34, da sind es vier Baguettes!«

Es würde so enden wie zuvor: ergebnislos.

»Aber«, ein triumphierender Ton, »da waren es zusätzlich zwei *Pains au chocolat* und vier *Croissants*. Das war er nicht.«

Eine Pause.

»Und bei dem Betrag von 7 Uhr 35, da war es ein einziges Baguette. Auch ein *Tradition*. Aber das heißt: Selbst wenn das Tenom Burlots Bon gewesen sein sollte, hat er gestern entweder eines oder zwei gekauft. Mehr nicht. Das steht fest. Ich denke, zwei. Aber heute, das weiß ich wirklich nicht.«

»Großartig!«

Es war unglaublich.

»Das reicht mir schon, Madame Yvonne. Wirklich großartig.«

Es würde tatsächlich reichen. Er hatte, was er brauchte.

»Ich denke, dass Sie gerade den Fall gelöst haben, Madame. Tun Sie mir einen Gefallen und sichern Sie die Kassenliste gut. Ich melde mich wieder. Bis gleich.«

»Gut, Monsieur le Commissaire.« Sie klang hochzufrieden.

Schon drehte Dupin den Zündschlüssel erneut.

Ein Lächeln erschien auf seinem Gesicht.

Das war es.

Er hatte das imposante Stadttor von Le Palais erreicht, als sein Handy erneut klingelte.

Nolwenn.

Es war jedes Mal heikel, den Méhari, der keine Servolenkung hatte, mit nur einer Hand zu steuern.

»Ja?«

»Der nette Chef vom *Aéro-Club* hat mich gerade angerufen. Ich gehe davon aus, Sie wissen, dass Madame Megret gleich von dort starten wird.«

»Was?«

»Monette Megret bricht zu einem Flug auf. Auf die Île de Ré. So hat sie es zumindest bei der Anmeldung des Flugs angegeben.«

Dupin spürte, wie heiße Wut in ihm aufstieg.

»Wann genau?«

»Innerhalb der nächsten Minuten. Sie sitzt bereits in der Maschine.«

»Ich melde mich, Nolwenn.«

»Na dann: *Chañs vat* – viel Glück, Monsieur le Commissaire.«

Grimmig drückte Dupin das Gaspedal durch. Es war nicht weit. Erneut schoss der Wagen mit Höchstgeschwindigkeit durch die hochsommerlichen Landschaftsmosaike. Ein paarmal sah und hörte er Schafe. Wie immer unterschätzte er die Bremsung beim Kreuzen der D 25. Wie immer flog alles vom Beifahrersitz.

Drei Minuten später fuhr er auf den Flughafen zu.

Als er das Gelände erreichte, sah er ein kleines weißes Flugzeug, noch kleiner als das von gestern. Es fuhr gerade auf die Startbahn. Dupin dachte

nicht lange nach. Er hielt frontal auf den Maschendrahtzaun zu und gab noch einmal Gas. Der Zaun knickte um wie ein Streichholz. Dennoch tat es einen heftigen Schlag. Irgendwas unter dem Wagen hatte sich gar nicht gut angehört. Dupin fuhr schnurstracks auf die Startbahn. Ziemlich genau in der Mitte legte er eine Vollbremsung hin.

Monette Megret fuhr den Motor der Maschine hoch, mit einem Mal begann sie loszupreschen. Blitzschnell gewann sie an Tempo. Doch die Strecke würde nicht ausreichen, um auf die nötige Geschwindigkeit zu kommen.

Dupin bewegte den Méhari nicht von der Stelle.

Erst im letzten Moment nahm die Bürgermeisterin das Gas zurück. Sie kam knapp vor Dupin zum Stehen. Ganz knapp.

Dupin war im Begriff, mit gezogener Waffe aus dem Wagen zu springen, als er sein Handy hörte. Mit einer Hand hob er es vom Wagenboden auf.

Riwal.

Ein äußerst ungünstiger Zeitpunkt.

»Gerade ist es wirklich schlecht, Riwal, ich ...«

»Corbel. Sie will die Insel verlassen. Sie ist schon auf der Fähre. Der Kapitän der *Vindilis* hat Cosqueric angerufen. Sie wurde zwar nicht überwacht, aber Cosqueric hatte das Fährunternehmen angewiesen, Bescheid zu geben, falls einer der Verdächtigen die Insel verlassen will.«

»Gut gemacht.«

Auf einmal schienen sich alle aus dem Staub machen zu wollen.

Dupin musste einen kühlen Kopf bewahren.

»Lassen Sie sie sofort ins *Goulou* bringen.«

»Ja, gerne, Chef.«

»Der Kapitän soll auch kommen, Riwal.«

»Ich glaube nicht, dass Zinc in der Lage ...« Der Inspektor führte den Einwand nicht zu Ende. »Wird gemacht.«

Die Dinge spitzten sich zu, in chaotischer Weise – und zu Dupins großer Zufriedenheit.

Er schnellte aus dem Wagen. Madame Megret saß hinter dem Steuer der Maschine und starrte ihn mit zornigem Blick an, ohne die geringsten Anstalten zu machen auszusteigen. Dupin lief zur Tür des Cockpits. Die Bürgermeisterin schien kurz nachzudenken, dann öffnete sie die Tür mit

einem so heftigen Schwung, dass sie Dupin nur knapp verfehlte.

Kein Wimpernzucken.

»Was soll das, Monsieur le Commissaire?«

»Steigen Sie aus, Madame Megret. Sie kommen jetzt mit.«

»Ich werde mich auf der Stelle mit meinem Anwalt in Verbindung setzen, wenn Sie die Startbahn nicht freigeben.«

»Steigen Sie einfach aus, Madame.«

»Ich habe einen dringenden Termin auf der Île de Ré. Sie interessieren sich für unser *Smart-Island*-Konzept, der Bürgermeister und eine ganze Delegation erwarten mich.«

»Dann werden sie vergeblich warten.«

»Außerdem verbitte ich mir die Waffe.«

Eine Weile schien sie unschlüssig, dann atmete sie tief ein.

»Ich kann die Maschine hier doch nicht einfach ...«

»Können Sie.«

Sie rollte mit den Augen, atmete ein weiteres Mal theatralisch ein und aus, griff nach ihrer Handtasche und kletterte aus dem Flugzeug.

»Das wird ernste Folgen haben, Monsieur le Commissaire«, zischte sie ihn an.

»Ich denke auch, ja.«

Dupin steuerte auf seinen Wagen zu. Er machte der Bürgermeisterin ein Zeichen Richtung Beifahrersitz. Sie hatte das Handy bereits am Ohr.

»Maître Pascal? ... Hier Monette Megret ... Bedauerlicherweise habe ich ein äußerst lästiges Problem und brauche Ihre umgehende Hilfe.«

Dupin startete den Motor.

Alle waren sie versammelt.

Ganz Islonk, das innerhalb von vierundzwanzig Stunden zwei Nachbarn verloren hatte. Ganz Islonk – und die Bürgermeisterin. Madame Corbel war als Letzte eingetroffen, sie wurde von zwei Gendarmen begleitet und schimpfte mit schriller Stimme vor sich hin. Die beiden Männer, Trotter und Burlot, saßen an einem Tisch, die Bürgermeisterin und Madame Corbel an einem zweiten, dann die Fidelins und Albert Zinc, an einem Tisch nahe dem Eingang. Der Kapitän trug eine Halskrause, beide Handgelenke waren

verbunden. Er hatte sich umgezogen und trug jetzt dunkelblaue Chino-Hosen, ein dazu passendes Polo, bequeme Slipper. Seine Züge jedoch waren noch matt und ausgelaugt. »Es wird nicht lange dauern, Monsieur«, hatte Dupin ihn begrüßt.

Nach dem Abbeben der Tiraden von Madame Corbel und einiger scharfer Bemerkungen von Madame Megret war es seltsam still geworden. Nur Dupin hatte mit halblauter Stimme ein paar Worte mit den Kollegen gewechselt. Er hatte keine Eile. Jetzt nicht mehr. Die Anspannung im Raum war förmlich mit den Händen zu greifen. Es war genau, was er wollte.

»Na gut, fangen wir an.«

Der Kommissar stand in der Mitte der Bar. Die Hände in den Taschen.

Er war ganz ruhig.

»Es war nicht einfach. Am Ende dann aber doch.«

Er wartete.

Dann senkte er die Stimme und sprach betont langsam.

»Alle, nicht einer, nein, alle.«

Er war kaum zu verstehen gewesen.

»Sie alle – Sie waren es alle zusammen.«

Ungläubige Gesichter, rundherum.

»Bis auf Monsieur Trotter. Er ist unschuldig.«

Es dauerte eine Weile, bis jemand reagierte. Madame Corbel, natürlich.

»Wenn das ein Witz sein soll, ist er Ihnen gründlich misslungen. Was glauben Sie, mit wem Sie es hier zu tun haben? Ich habe bereits meinen Anwalt verständigt. Er ist unterwegs. Und wissen Sie was?« Sie erhob sich.

»Ich werde jetzt einfach gehen. Das ist Freiheitsberaubung.« Sie bewegte sich tatsächlich in Richtung Tür. Dupin rührte sich nicht von der Stelle. Er bemerkte, wie Kadeg sich bereit gemacht hatte. Dupin gab ihm ein Zeichen, er schüttelte den Kopf.

»Ich nehme Sie hiermit vorläufig fest, Madame. Wie Sie alle übrigens.«

»Das können Sie gar nicht!«

Madame Corbel blieb stehen.

»Das ist infam, Monsieur le Commissaire«, reagierte nun auch die Bürgermeisterin. »Mein Anwalt wird in Kürze ebenfalls hier eintreffen.«

Dupin ging nicht weiter auf die Damen ein.

Ohne Hast wandte er sich dem Schäfer zu.

»Monsieur Burlot, Sie sagten, Sie hätten gestern früh drei Baguettes gekauft.«

»Das habe ich.«

»Das haben Sie nicht. Es waren bloß zwei, Monsieur, zwei Stück, keins mehr.« Dupin hatte begonnen, zwischen den Tischen hin- und herzulaufen, seine Blicke wanderten von einem zum anderen. »Was bedeutet«, er machte eine längere Pause, »dass höchstens *eine* andere Partei ein Baguette von Ihnen bekommen hat. Wenn überhaupt. Auf keinen Fall aber, wie Sie sagten, zwei Ihrer Nachbarn.«

Jetzt blieb er vor den Fidelins stehen.

»Sie aber«, er richtete sich an Margot Fidelin, »und Madame Corbel haben bestätigt, jeweils ein Baguette von Tenom Burlot erhalten zu haben. Also haben Sie gelogen.« Dupin verschränkte die Arme vor der Brust. »Und, noch entscheidender: Nicht nur einer von Ihnen hat gelogen, sondern, zwangsläufig, *Sie alle vier*. Niemand hat widersprochen, und das kann nur eines bedeuten: Sie haben sich abgesprochen.«

Dupin ließ die Worte wirken.

»Sie brauchten plötzlich sichere Alibis. Die wollten Sie sich gegenseitig auf diese Weise im Nachhinein verschaffen.« Wieder begann er zwischen den Tischen umherzulaufen. »Das Gleiche mit dem Hund. *Sie alle*, bis auf Monsieur Trotter, haben übereinstimmend behauptet, ihn seit mehr als einer Woche nicht mehr gehört oder gesehen zu haben. Sie haben sich auch zu dieser Lüge verabredet.«

Er blieb vor Tenom Burlot stehen und sah ihn an.

»Ich war eben in der Bäckerei. Madame Yvonne verfügt über sämtliche Kasseneinträge von gestern früh. Die belegen, was Sie gekauft haben – und was nicht.«

»Das muss ein Fehler sein. Vielleicht hat sie es falsch eingegeben.« Aus der sanften Stimme war urplötzlich eine schwächliche geworden, ganz gegen seinen Willen, wie man merkte.

»Warum sollten wir das getan haben?« Margot Fidelin warf den Kopf zurück. »Was wäre das Motiv?« Sie hatte ihre Augen zusammengekniffen und wirkte wie verwandelt. »Warum sollten wir Provost erpresst haben? Albert entführt? Agnès ermordet? Und wer? Was meinen Sie mit »alle«?«

Dupin wartete einen Moment mit der Antwort.

»Es gab keine Erpressung, Madame. Und auch keine Entführung. Nur zwei Morde.« Er setzte seinen Gang zwischen den Tischen fort. »Es ging nur um Patric Provost. Er sollte verschwinden. Sie wollten ihn verschwinden lassen. Einer von Ihnen sollte ihn in Doëlan auf seinem Boot töten und ins Meer werfen. Sie wussten von seinem jährlichen Ausflug. Die Umstände waren perfekt.« Dupin sprach noch immer sehr langsam. »Sie wussten, dass die Ebbe kommen würde, Sie kennen die enorme Kraft der Strömungen, wenn der Atlantik aus einer Ria herausläuft. Diese Strömungen hätten Monsieur Provost für immer mit ins Meer ziehen sollen. Er wäre gestern Abend einfach nicht zurückgekommen. Und Sie als besorgte Nachbarn hätten es bemerkt, heute Morgen vielleicht, und die Polizei informiert. Man hätte sein Boot gefunden und eine groß angelegte Suche begonnen, vierundzwanzig Stunden nach seinem Verschwinden. Natürlich ohne Erfolg. Die Suche wäre nach ein paar Tagen eingestellt worden. Wie immer. Man hätte es für einen tragischen Unfall gehalten. So etwas kommt vor. Und hier in der Bretagne gar nicht so selten. Menschen gehen über Bord. Das Meer nimmt sie mit sich. Sie verschwinden und bleiben unauffindbar.«

Dupin machte bei Madame Corbel halt, die reglos auf der Stelle verharrte. Ihre Züge waren versteinert. Voller Verachtung, ja, Hass, sah sie ihn an.

Er fuhr ungerührt fort. »Ihr Plan war einfach, aber perfekt, die Sache nicht allzu kompliziert. Doch leider«, er lächelte die pensionierte Lehrerin an, »leider ging die Sache schief. Provost tat, was er immer tat, selbst als Toter. Er ruinierte Ihre Pläne, ruinierte Ihre Lebensträume. Sein toter Körper verfing sich an einer Boje und wurde gefunden.«

Abermals blieb Dupin in der Mitte des Raumes stehen.

»Als Sie davon hörten, mussten Sie umgehend etwas tun. Eine Geschichte musste her, sofort. Sie hatten nicht viel Zeit. Ein, zwei Stunden, dann würde die Polizei hier auftauchen. Sie mussten für Ablenkung sorgen, andere Motive ins Spiel bringen. Und das taten Sie. Geld, mysteriöse Täter. Ihnen ist der Erpressungsfall aus Nantes eingefallen. Eine ideale Vorlage. Also haben Sie die Erpresserbriefe geschrieben. Und Sie kamen auf die Idee mit dem Hund. Das machte die Geschichte noch glaubwürdiger, vor allem schuf sie eine vermeintliche Tatsache: die nämlich, dass die Erpressung schon über eine Woche zurücklag. Und das Ganze hätte auch gut funktioniert, wenn Monsieur Trotter nicht gewesen wäre, dem Provost das Haus

vermietet hatte. Wieder kam Ihnen Provost in die Quere ... Dann hat jemand den Hund erledigt. Und zwar gestern erst. Und ihn ins Meer geworfen.«

Dupin hielt inne.

»Ich ...« Manuel Trotter erhob sich. »Ich denke, ich kann jetzt gehen, oder?«

»Das können Sie, Monsieur«, nickte Dupin abwesend.

Der Menhir-Forscher begab sich schnurstracks zur Tür. Trotters Worte hatten den Bann, in dem sich alle für eine Weile befunden hatten, durchbrochen, Madame Corbel schritt resolut auf Dupin zu: »Das alles ist eine bodenlose Frechheit, die Sie teuer zu stehen kommen wird.«

»Sie hat recht! Das ist bodenlos!« Auch Margot Fidelin erhob sich. Sofort waren die vier Polizisten auf den Beinen, Kadeg als Erster. Schnurstracks bewegte er sich auf Madame Fidelin zu, die ihn ungläubig anstarre. Madame Corbel baute sich vor Dupin auf, als wollte sie ihn ohrfeigen. Er war auf alles gefasst. Es beeindruckte ihn nicht.

Der Kommissar bewegte sich auf den Kapitän zu, der in sich versunken schien und bisher kein Wort gesagt hatte. »Es gab, wie gesagt, auch keine Entführung. Es war«, jetzt blieb er direkt vor Zinc stehen, »eine Inszenierung, die uns endgültig auf die falsche Fährte bringen sollte.«

Dupin senkte kurz den Kopf und hob ihn dann wieder.

»Auch das – ein ziemlich perfekter Plan.«

Er bedachte Zinc mit einem stumpfen Blick.

»Sie wurden gefesselt, es musste echt wirken, man hat Ihnen sogar einen ordentlichen Schlag verpasst, der uns beeindrucken sollte. Dann hat man Sie auf die Insel gebracht, wo Sie sich, so war es vorgesehen, schließlich selbst befreien sollten, so wie Sie es auch getan haben, um dann den Verdacht auf jemanden Bestimmtes zu lenken. Auf Manuel Trotter. Ein Mann von über eins achtzig Körpergröße.«

Albert Zinc blinzelte, er schien etwas sagen zu wollen. Ließ es dann aber doch. Gab auf. Es war jämmerlich.

»Monsieur Burlot hatte das sichere Alibi mit der Bäckerei. Monsieur Trotter hatte keines. Da Manuel Trotter aber nicht der Mörder war, wie Sie wussten, war auch klar, dass wir schlussendlich keine weiteren Indizien, nicht einmal vage Verdachtsmomente, finden würden. So wäre auch diese Fährte irgendwann im Sande verlaufen. Darauf spekulierten Sie.«

So stellte Dupin es sich zumindest vor, er wusste längst nicht alles. Vor allem nicht, wer am Ende tatsächlich die Morde begangen hatte.

»Ich vermute, Agnès Griffon hat Gewissensbisse bekommen und wollte aussteigen. Vielleicht wollte sie zur Polizei gehen. Und musste deswegen sterben. Sie werden es mir sicher gleich erzählen.«

»Gar nichts werden wir!« Corbels Tonfall war offen aggressiv. »Sie delirieren, Monsieur le Commissaire, die Hitze bekommt Ihnen nicht!«

»Wir hätten Agnès Griffons Tod irgendwann wahrscheinlich als Kollateralschaden eingestuft, genau das war Ihr Kalkül.«

Es war auf finstere Weise beeindruckend, wie präzise sie sie manipuliert hatten.

»Wir hätten vermutet, dass sie etwas wusste, das sie nicht hätte mitbekommen sollen, dass sie lediglich zur falschen Zeit am falschen Ort war.«

Dupin steuerte auf Byn Fidelin zu.

»Ich nehme an, dass Sie es waren, der Zinc mit dem Boot auf die Île d'Houat gebracht hat.«

Byn Fidelins Miene war schwer zu deuten.

»Antworten Sie mir, Monsieur.«

»Lassen Sie meinen Mann in Frieden!« Margot Fidelin beugte sich vor, als wollte sie ihn abschirmen.

Byn Fidelin blieb stumm.

Dupin hatte sich inzwischen mit dem Rücken an die Theke gelehnt.

»Es wird an einem der Abende hier im *Goulou* gewesen sein. Vielleicht während der langen Herbst- und Wintermonate. Während der Stürme. Wenn kein Mensch auf die Insel kommt und Sie monatelang unter sich sind.«

Dupin musste an Riwals Bild von den vielen Inselchen auf der Insel denken. Die Weiler, die eigene kleine Welten für sich bildeten.

»Vielleicht war es eine wilde Sturmnacht, in der Sie hier zusammenkamen. Bei einem Whisky. Und vielleicht haben Sie sich, wie immer, Geschichten erzählt, Ihre Geschichten. Von Ihren Vorhaben, Plänen, Ideen, Träumen. Die Geschichten Ihrer möglichen Leben, wie glücklich Sie sein könnten, was Sie alles tun könnten, wenn, ja, wenn Provost nicht alles verhindern würde. Ihre Träume zerstören würde. Aus reiner Böswilligkeit.

Und vielleicht war da plötzlich ein Gedanke: Was, wenn er nicht mehr wäre?«

Dupin suchte den Blick jedes Einzelnen.

»Am Anfang war es nur eine Fantasie, ein Gedankenspiel. Makaber. Und nur zu verständlich. Provost hat ja wirklich alles boykottiert. Manche Menschen finden den Sinn ihres Lebens nur darin, die Leben anderer zu erschweren, vielleicht war es bei Provost genauso. Es gibt diese Menschen. Und man denkt sich manchmal: Was wäre, wenn es ihn oder sie nicht gäbe ...«

Die Worte standen dunkel im Raum.

»Zuerst war es nur so dahergesagt. Im Affekt. Vielleicht war an diesem Tag wieder etwas Frustrierendes vorgefallen.«

Abermals schaute Dupin sich um.

Er richtete sich an Margot Fidelin: »Vielleicht hat er Ihnen den Ausbau Ihrer Werkstatt endgültig untersagt. Aus der Traum. Oder vielleicht hat er Ihnen«, er wandte sich Burlot zu, »erklärt, dass Sie nie Verantwortung tragen würden in seiner Zucht – und mit Ihrer eigenen keine Chance haben würden, weil er das verhindern würde.« Jetzt richtete er sich an Madame Corbel: »Sie konnten seinen Tod, wie Sie selbst sagten, ohnehin nicht erwarten. Damit wäre der Weg für das neue Museumsgebäude sofort frei, alle anderen unterstützen Ihre Pläne bereits ... Und Gleiches galt für Agnès Griffon. Es hätte mit einem Mal keinen Ehemann mehr gegeben, keine zermürbenden Verhandlungen der Anwälte, keine Demütigungen, kein Aufbrechen alter Verletzungen, keinen Gerichtsprozess. Und auf alle Fälle den Pflichtteil des Erbes. Sie alle hatten ein Motiv. Auch Sie.« Dupin kehrte zu Zinc zurück. »Selbst wenn es bei Ihnen keine ganz so große Sache war wie bei den anderen. Dennoch.«

Dupin wartete auch jetzt keine Reaktion ab, sondern richtete sich an die Bürgermeisterin, die erstaunlich ruhig geblieben war. »Und Sie, Madame, wussten zwar, dass Sie das ganz große Los gezogen hatten. Aber Sie brauchten das Geld nicht erst in zehn Jahren, sondern jetzt. Jetzt oder nie. Ihre Chance ist da, die Chance, sich nicht bloß in der Bretagne, sondern in ganz Frankreich und Europa hervorzusezten. Die erste grüne Insel des Kontinents! Allen anderen voraus. Sie hätten eine ganz andere Karriere starten können. In der Politik, in der Wirtschaft.«

»Ich kommentiere das erst gar nicht, Monsieur le Commissaire.«

Madame Corbel schien sich erneut zur Tür bewegen zu wollen: »Worauf stützen Sie Ihre lächerliche Geschichte? Auf ein nicht gekauftes Baguette? Tenom kauft so oft Baguette für uns alle, wir haben uns halt im Tag vertan. Wir waren aufgeregt, standen unter Schock. Unser Nachbar ist umgebracht worden. Oder berufen Sie sich auf einen verrückten Menhir-Forscher, der selbst nicht mehr weiß, wann er den Hund gehört hat? Übrigens: Vielleicht hat man das arme Tier eine Woche eingesperrt und erst gestern umgebracht? Am selben Tag wie Provost. Als klar war, dass er nicht zahlen würde. Wissen Sie was, Monsieur le Commissaire? Wissen Sie, was wir jetzt tun werden? Wir werden gehen. Versuchen Sie doch, uns davon abzuhalten!«

Sie stapfte zur Tür.

Dupin war weit davon entfernt, nervös zu werden. Obwohl er im Moment tatsächlich noch nichts Handfestes vorweisen konnte. Die nasse Wiese, der Hund, die Baguettes, das alles würde nicht reichen. Madame Corbel machte es vor: Sie würden alle einfach behaupten, er fantasiere einen Roman zusammen, der zwar alle Fäden vereinte und ein diabolisches großes Ganzes plausibel mache, aber eben bloß genau das war: Fiktion.

»Micheline hat vollkommen recht«, Margot Fidelin sprang auf, »wir werden jetzt ...«

»Hat sie nicht.«

Byn Fidelin war seiner Frau ins Wort gefallen.

»Sie lügt.«

Er erhob sich langsam.

»Wir alle haben gelogen.«

Er senkte den Kopf.

Dann kam er auf Dupin zu: »Und Sie«, er stellte sich Dupins Blick, »Sie haben recht, Commissaire. Mit fast allem.«

Er stand ganz aufrecht.

»Wir ... wir waren es. Wir haben es zusammen getan. Es uns zuvor zusammen ausgedacht, in einer Winternacht. Kein Sturm, aber Regen, über drei Wochen Regen. Ununterbrochen.«

Er trat noch einen Schritt auf Dupin zu.

»Ja, am Anfang war es eine Art Spaß, ein Gedankenspiel. Wir ...«

»Byn!«

Ein beinahe hysterisches Kreischen.

»Bist du verrückt geworden? Was tust du?« Margot Fidelin schoss auf ihn zu. Kadeg war schneller. Sofort war er bei ihr, griff nach ihrem Arm und hielt sie fest.

Byn Fidelin fuhr unbirrt fort.

»Aber ein paar Tage später kam das Thema wieder auf. Was, wenn Patric nicht mehr wäre ... Es wurde zu einer fixen Idee. Wir haben immer weiter herumgesponnen. Dann haben wir eines Tages gescherzt, wir würden Streichhölzer ziehen, wer es tun muss.«

Margot Fidelin begann zu schluchzen. Es wirkte theatralisch.

»Auch dabei haben wir so getan, als wäre es bloß ein Spaß.« Byn Fidelins Augen wirkten hohl, es war gespenstisch. »Ich ... ich habe es gezogen, das kürzeste Streichholz.« Er schaute plötzlich zu Boden. »Irgendwann hörte es sich dann alles fast normal an. Ein Vorhaben. Ein Plan. Margot hat es vorangetrieben. Sie und Micheline.«

Es hatte nichts von einer Anklage oder Denunziation. Er berichtete bloß.

»Und ich ... habe nicht widersprochen. Ich erinnere mich nicht«, seine Stimme war tonlos, aber nicht wehleidig, »wann es ernst wurde. Aber das wurde es an irgendeinem Punkt. Wir haben es nie offiziell beschlossen, sondern nur noch über das mögliche Vorgehen gesprochen. Margot kam eines Abends auf die Idee mit dem Geburtstag von Patrics Onkel. Es schien perfekt. So würde es nicht einmal auf der Insel geschehen müssen, sondern auf dem Festland. Und selbstverständlich dachten wir, seine Leiche würde nie auftauchen ...«

Er stockte.

Cosqueric war aufgestanden und näherte sich Monsieur Fidelin.

»Und Agnès ...« Jetzt fiel ihm das Sprechen schwer. Aber er schien es zu Ende bringen zu wollen. »Sie hat es nicht mehr ausgehalten. Nachdem es ... passiert war. Nachdem ich es getan hatte. Auf einmal, gestern Nacht, hier bei uns in der Bar, sagte sie, wir müssten uns stellen. Dass sie damit nicht leben könne. Sie war am Ende.«

Man merkte, wie Fidelin all seine Kräfte aufbot, um weiterzureden.

»Sie sagte, sie würde zur Polizei gehen. Irgendwann ist sie regelrecht zusammengebrochen. Margot hat sie versucht zu beruhigen. Ihr ein paar

Whiskys eingeflößt. Und eine Valium. Und gesagt, sie solle erst einmal schlafen, wir würden morgen früh weitersehen. Sie hat Agnès ins Bett gebracht. Margot hat ihr nicht mehr vertraut. Und dann«, wie in Zeitlupe drehte er sich zu seiner Frau um, deren Gesicht von Wut, Verachtung und Verzweiflung entstellt war, »als sie sah, wie Agnès heute ganz früh ihr Haus verließ, ist sie ihr gefolgt.«

»Ich verstehe.« In Dupins Worten lag eisige Kälte.

Das war sie, die ganze hässliche Geschichte.

»Ich habe nie gedacht, dass sie es wirklich tun würden«, Madame Corbel schüttelte heftig den Kopf, »ich dachte, es wäre doch bloß ein Spiel, mehr nicht. Eine kleine dämonische Fantasie, die jeder Mensch mal hat. Wer das leugnet, lügt ...«

»Hör auf, Micheline! Ich kann es nicht hören.« Der Kapitän, klar und gefasst. »Sei einfach still.«

Die große Bernhardt-Verehrerin warf ihm einen entsetzten Blick zu, schwieg aber.

»Wenn wir schon bei der Frage sind, wer wie tatsächlich an diesen Verbrechen beteiligt war und nicht bloß in Ihrer Fantasie, Monsieur le Commissaire«, die Bürgermeisterin griff nach ihrer Handtasche, »dann kann ich ja gehen. Denn wie ich es Ihnen bereits gesagt habe: Ich war nicht beteiligt. An gar nichts.« Sie erhob sich. »Mein Flugzeug wartet auf mich.« Ohne Weiteres wandte sie sich zur Tür. Le Menn war sofort bei ihr.

»Sie hat recht.« Erneut Albert Zinc. »Monette hat nichts mit der Sache zu tun. Überhaupt nichts.«

Le Menn schaute fragend zu Dupin. Der Kommissar zögerte kurz, dann nickte er. In diesem Punkt hatte er sich vertan. Er war sich sicher gewesen, dass sie mit drinsteckte. Aber er hatte keinen Grund, an Zincks Worten, denen niemand widersprach, zu zweifeln. »Sie hören von meinem Anwalt, Monsieur le Commissaire.« Schon war die Bürgermeisterin an der Tür. Dort blieb sie unversehens noch einmal stehen. »Das ist unfassbar. Diese ganze Geschichte.«

Dupin hätte nicht sagen können, ob sie es ernst meinte oder ob es bloß eine Pose war.

»Das ist ein düsteres Kapitel in der Geschichte von Bangor. Der ganze Weiler, kriminell!«

In der nächsten Sekunde war sie verschwunden.
Dupin hatte genug. Er wollte nicht mehr. Er konnte nicht mehr.
Er verspürte Ekel. Das Gefühl war langsam aufgekommen, dann fortwährend stärker geworden. Es kam aus seinem tiefsten Inneren. Jetzt kannten sie die Wahrheit. Sie wussten alles, was sie im Moment wissen mussten, und würden ohne Zweifel jedes noch fehlende Detail erfahren. Schon allein, weil sich die Nachbarn nun gegenseitig zerfleischen und alles preisgeben würden, um sich selbst zu entlasten.

Dupin wandte sich an seine Kollegen: »Bringen Sie sie weg. Alle.«
»Klar, Chef.«
»Ich will noch einmal festhalten, dass ich ...«
»Es reicht, Madame.« Dupin schnitt Madame Corbel das Wort ab. Er wollte nichts mehr hören. Er wollte nur noch raus. Er verschwand durch die Tür zur Terrasse. Dann ging er durch den Garten, stieg über das Steinmäuerchen und hielt auf das wilde Plateau zu. Auf Monets fantastische Felsen.

Dupin war lange gelaufen. Durch die sengende, flirrende Nachmittagshitze. Länger, als er vorgehabt hatte. Er hatte sich bewegen müssen, es keine Sekunde mehr ausgehalten. Das Telefon hatte ein paarmal geklingelt. Er hatte es klingeln lassen – und nicht einmal nachgesehen, wer es war. Auf eine Weise war er zutiefst erschöpft, ja, aber da war noch etwas anderes. Es war schwer zu beschreiben. Er fühlte sich mitgenommen. Lädiert.

Einen Anruf musste er allerdings machen, es war höchste Zeit.

»Nolwenn?«

»Monsieur le Commissaire! Da sind Sie ja endlich!«

Eine Rüge.

»Und – chapeau, muss ich sagen!«

Ein Lob.

Das kam selten vor bei Nolwenn.

»Sie haben den Fall rechtzeitig gelöst. Das Fest ist nicht gefährdet!
Bravo.«

Natürlich, darum ging es ihr.

»Man hätte es sich auch denken können – Islonk!«

Dupin hatte keinen Schimmer, was sie meinte.

»Islonk: der Abgrund! Was ist mit Ihrem Bretonisch, Monsieur le Commissaire! Aber gut, Sie haben anderes im Kopf.«

Eine nette Umschreibung.

»Riwal hat mir alles berichtet. Eine besonders abscheuliche Geschichte.«

Das war sie.

»Von wegen *Saludin un amezeg* – Freundlich einen Nachbarn grüßen! Eher ›Ein schmutziges Schaf reibt sich gern an den anderen‹, eine uralte bretonische Weisheit.«

So war es.

»Wie auch immer: Es ist Zeit, nach Hause zu kommen, Monsieur le Commissaire, es ist vorbei.«

Dupin musste sich sammeln.

»Mein Wagen steht noch in Islonk. Und – ich muss noch kurz etwas in Le Palais erledigen.«

»Lassen Sie den Méhari einfach am Kai stehen. Legen Sie die Schlüssel ins Handschuhfach. Ich habe mit der Autovermietung gesprochen.«

»Gut.«

»Dann bis morgen früh, Monsieur le Commissaire. Der große Tag! *Ken emberr!*«

»*Ken emberr, Nolwenn.*«

Dupin steckte das Handy in die Tasche.

Eben schon, als er das Plateau erreicht hatte, hatte er erneut den Eindruck gehabt, Land zu sehen. Wie gestern und heute früh, im Süden, wo es gar kein Land gab. Eine Küste dieses Mal, eine Steilküste, grellgrüne Klippen, ungleich gewaltiger noch als die, auf denen er stand. Sie erinnerten ihn an die Cliffs of Moher, im äußersten, wilden Westen Irlands, er war vor vielen Jahren einmal dort gewesen. Er hatte seine Kappe nicht auf, sie lag immer noch im Wagen. Die Sonne brannte ihm unbarmherzig auf den Kopf. Daran würde es liegen. Oder es war wieder eine dieser raffinierten optischen Täuschungen? Für den Bruchteil einer Sekunde überfiel ihn ein leiser Taumel. Begleitet von einem komischen Geräusch, wie das Zoomen einer Kamera. Schon war die irische Steilküste verschwunden, der Horizont wieder frei.

Dupin trat den Rückweg an.

Der Weiler wirkte wie ausgestorben.

Kein Mensch war mehr zu sehen, kein Wagen. Nur Dupins Méhari. Er gab ein trauriges Bild ab, daran änderte auch sein leuchtendes Orange nichts. Islonk wirkte wie ein verlassenes Dorf. Es war gespenstisch. Die Tür des *Goulou* stand offen, auch das passte zur Szenerie. Der Ort war zum Schauplatz eines bemerkenswerten Horrors geworden. Zwei Nachbarn waren tot, fünf in Untersuchungshaft und bald im Gefängnis. Mit langen, wenn auch unterschiedlich langen Haftstrafen. Aber niemand würde davonkommen. Islonk, der Abgrund.

Eigentlich war es der Himmel auf Erden, egal, was der Name bedeutete. Der Weiler, das *Goulou*, die ganze Gegend hier. Wie überhaupt die ganze Insel. Ein grandioses Stück Natur, ein kleines großes Paradies, das sich magisch durch den Raum bewegte. Letztlich war die Belle-Île wahrscheinlich wirklich das im Meer treibende Diadem der Feenkönigin.

»Hallo, Chef!«

Dupin zuckte zusammen.

Riwal. Er war aus dem *Goulou* getreten.

»Ich habe auf Sie gewartet. Die fünf befinden sich bereits in der Gendarmerie, bei Cosqueric. Ein Boot bringt sie gleich aufs Festland, dann ein Wagen nach Vannes.«

Dupin nickte.

»Wahnsinn, das Ganze, da zweifelt man wirklich an der Menschheit, Chef.«

Das tat Dupin regelmäßig.

»Goulch wartet bereits am Kai auf uns.«

Dupin hielt auf seinen Wagen zu. Ihm war nicht nach Reden zumute.

Der Inspektor schloss die Tür des *Goulou*.

Zehn Minuten später kletterten sie aus dem Méhari. Sie hatten vor einer lang gezogenen alten Bootshalle geparkt, mit einer großen Glasfront, einem riesigen Schaufenster. Daneben ein lila Schild mit weißer Schrift: *Fluid*. Dupin hatte es nicht vergessen. Und war froh darüber. Claire wäre sehr enttäuscht gewesen.

Schon im Schaufenster waren sie zu bestaunen, arrangiert wie eine Kunst-Installation: die hundert Gläser in den hundert Farben. Dupin kaufte die, die Claire ihm genannt hatte. Und er nahm noch etwas mit, einen

kleinen bizarren Glasfelsen, der aussah wie eine von Monets Felsnadeln. Oder, je nachdem, wie ein Menhir. Er würde Claire gefallen.

Wenig später standen sie mit zwei lila Tüten auf dem *Quai Bonelle*, dort, wo ihr Inselabenteuer am Tag zuvor begonnen hatte. Wie immer herrschte ein fröhliches Treiben am Hafen. Mit Sonnenbrand, unrasiert, der Kappe auf dem Kopf und den Einkaufstüten in der Hand sah Dupin aus wie ein Tourist.

Der Kommandant der Inselbrigade war gekommen, um sie zu verabschieden, er streckte Dupin die Hand entgegen: »Gute Heimfahrt. Es war mir ein Vergnügen, Monsieur le Commissaire.«

»Ganz meinerseits, Commandant.«

Es stimmte. Er mochte Cosqueric.

»Ich rufe Sie heute Abend an, Monsieur le Commissaire, und berichte über den Fortgang.«

»Tun Sie das.«

Eine Zustimmung ganz gegen sein Gefühl. Aber es musste sein, natürlich.

»Jetzt kommt leider noch der ganze Formalitätenkram.«

Bedauerlicherweise wusste Dupin nur zu gut, was der Kommandant meinte.

»Können Sie übrigens behalten. Ein Souvenir.« Cosqueric tippte sich mit dem Finger auf den Kopf. Es dauerte einen Moment, bis Dupin verstand. Die Kappe!

»Danke.« Dupin war ein wenig verlegen.

Cosqueric lächelte. »Es ist nicht leicht, die Reporter immer auf Abstand zu halten«, er deutete den Kai entlang, wo Dupin zwei Männer mit professionellen Kameras sah, »und diesen Teleobjektiven kann man ohnehin nicht entkommen.« Es musste ungefähr die Perspektive sein, aus der das Foto gestern bei ihrer Ankunft aufgenommen worden war. Womit auch klar war, mit welchem Foto die Zeitungen morgen aufmachen würden.

Trotzdem: Cosqueric hatte auch in dieser Hinsicht einen hervorragenden Job gemacht.

»Na dann.« Dupin kletterte auf die *Bir*.

Riwal war bereits an Bord, er stand neben dem Kapitänshäuschen, bei Kadeg und Le Menn. Umgehend lösten Goulchs Männer die Leinen. Die Motoren fuhren hoch, die *Bir* drehte ab und lief aus dem kleinen Bilderbuch-

Hafen aus. Dupin war zu erledigt, um sich über die Bootsfahrt Sorgen zu machen. Cosqueric hob die Hand zu einem Winken. Dupin erwiderte es. Sein Blick streifte den verrückten orangen Wagen, der auf dem Kai stand. Auch ihn hatte er ins Herz geschlossen.

Dann nahm er die Kappe vom Kopf. Sie würde sonst davonfliegen.

Der dritte Tag

Es war halb sieben.

Dupin hatte fast nicht geschlafen. Es war ein harter Fall gewesen, ein verstörender Fall.

Claire hatte eine Nachschicht gehabt, er war gestern Abend nach der Rückkehr allein gewesen – und hatte nicht einmal die Kraft besessen, ins *Amiral* zu gehen. Dafür hatte er den Kühlschrank geplündert und ein Stück Käse, etwas gesalzene Butter und eine Tomate gefunden. Und die Flasche Languedoc, die er vor ein paar Tagen geöffnet hatte.

Er hatte befürchtet, dass es keine ruhige Nacht würde, und hinausgezögert, sich hinzulegen, bis es nicht mehr ging. Er hatte auf der Terrasse gesessen und in den Himmel geschaut, sich im unendlichen Meer der wild funkelnenden Sterne verloren. Man hatte die Milchstraße sehen können, das diffuse, geheimnisvolle Lichtband. Er hatte versucht, über Claire und sich nachzudenken, aber natürlich war das in seinem Zustand eine unsinnige Idee gewesen. Was feststand: Für ihn war alles unverändert, seine Gefühle ganz klar. Er würde alles für sie tun. Alles. Vielleicht sollte er wirklich etwas tun? Ja, das würde er. Er würde etwas tun.

Vor zehn Minuten war er aufgestanden und hatte sich einen *café* gemacht. Dann hatte er seine Badehose angezogen und war zum Strand gegangen. Die Nacht hatte kaum Abkühlung gebracht. Im Osten war es bereits hell genug, um die Welt sehen zu können, *ihren* Strand. Beinahe direkt vor ihrem Haus. Klein, aber mit wunderbar feinem weißem Sand – und famosen Farben, die im Laufe des Tages zu leuchten begännen.

Dupin war unruhig.

Wo war sein Freund?

Er sah die Robbe nirgendwo.

Dupin tauchte ein. Es war wundervoll. Kühl, frisch. Endlich. Danach hatte er sich in der brütenden Hitze der Insel die ganze Zeit gesehnt. Das klare

Wasser machte einen selbst klar. Alles fühlte sich mit einem Mal anders an, die Welt sah anders aus. Er hätte schon gestern Nacht schwimmen gehen sollen.

Aber – wo war sie?

Dupin schwamm weit raus, die Strecke, die er immer schwamm. Die letzten Meter zur Boje kralzte er.

Dann, mit einem Mal, sah er sie. Direkt vor sich. Den spitz zulaufenden Kopf, die Schnauze, die langen weißen Schnurrhaare zu beiden Seiten und die glänzend dunklen Augen.

Ein Lächeln huschte über Dupins Gesicht. Ein glückliches Lächeln.

Das *Ty Mad* war ein Juwel.

Dupin hatte das Hotel und das dazugehörige Restaurant vor ein paar Jahren zufällig entdeckt, es hatte ihn während eines Falles hierher verschlagen. Es war ein fast unscheinbares Juwel, das im Gewimmel der engen, verwinkelten Gassen von Tréboul verborgen lag, dort, wo einst die Fischer gewohnt hatten.

Schöner ging es nicht. Das außergewöhnliche Licht der *Baie de Douarnenez*, die außergewöhnliche Stimmung, heiter und leichtfüßig. Schon Matisse, Max Jacob und andere Maler, Literaten, Musiker, Bohemiens, hatten hier das Flair bretonischer Sommerfrische in vollen Zügen aus gekostet.

Dupin trug anstelle des dunkelblauen Poloshirts ein dunkelblaues Hemd. Bei der Jeans war es allerdings geblieben. Claire hatte ein knielanges, ärmelloses Kleid an, auch in Blau – »etwas zwischen Kobalt- und Perlachtblau« –, das wunderbar zu ihren hellblauen Augen und den normannisch blonden Haaren passte. Sie sah umwerfend aus, aber das tat sie immer.

Das Fest begann mit dem Aperitif im Garten. In einem hellgrünen Bambuswäldchen, durchzogen von Inselchen aus weißem Kies mit gemütlichen Stühlen und Holztischchen. Später würde es ins Restaurant gehen, in den Wintergarten mit Blick auf die Bucht von Douarnenez, die, so hieß es, schönste von ganz Frankreich, auf deren Grund die goldene Stadt Ys lag. Das keltische Atlantis.

Armelle, die Chefin des *Ty Mad* – Douarnenez lag traditionell in den Händen starker Frauen –, hatte für den Abend alles aufgeboten: Ihr sagenhafter Koch Didier Lecuisinier hatte lange an dem Überraschungsmenü getüftelt. Zur Begrüßung gab es *Suzes Ty Mad*, einen Sommerdrink des Hauses, ganz kalt und frisch, oder einen ebenso eiskalten Muscadet. (Die letzten Wochen war im Kommissariat ausführlich Probe getrunken worden.) Dazu wurden Austern von der Île de Sein mit einer Algenemulsion gereicht, Dupin war vernarrt in sie, zudem gab es geräucherte Makrelen mit Blinis aus bretonischem Buchweizen und einem Chutney aus Algen mit Cidre-Essig und konfierten Äpfeln sowie die große lokale Spezialität: fangfrische Sardinen, mariniert in Zitrone und Olivenöl.

Die Düfte der Köstlichkeiten schwebten durch den Garten, hüllten ihn ein, vermischten sich mit denen der Kräuter und Pflanzen. Eine leichte Brise war aufgekommen, das erste Mal seit Wochen.

»Na gut, Monsieur le Commissaire.« Nolwenn schlug mit der Gabel an ihr Glas. Sie stand in der Mitte einer der Kiesinseln, um sie herum drängten sich die rund vierzig Gäste. »Wo Lobreden sind, sind Lügen, sagen wir Bretonen«, begann Nolwenn, »also sehen wir von Lobreden ab.«

Immerhin: Der Abend lief nicht Gefahr, sentimental zu werden.

»Aber ein paar Worte müssen doch gesagt werden, Monsieur le Commissaire.« Sie warf Dupin einen strengen Blick zu. »Mit Ihren bretonischen Anfängen beginnen wir dabei lieber nicht, die waren hoffnungslos.«

Eine Schmeichlerin war Nolwenn noch nie gewesen.

»Aber in der Bretagne weiß man: In allen Farben gibt es gute Pferde, in allen Ländern gute Leute. Wir haben Sie nicht aufgegeben. Konzentrieren wir uns also auf die entscheidenden Dinge. Eigentlich ist es ja nur eine einzige Frage, um die es bei einem solchen Anlass geht!«

Das musste man der Rednerin lassen: Innerhalb kürzester Zeit hatte sie Höchstspannung erzeugt.

»Sind Sie in diesen zehn Jahren nun ein wahrer Bretone geworden – oder nicht?«

Nolwenn ließ eine längere Pause entstehen.

»Sie wissen, dass man nicht durch Geburt, Glaube oder Herkunft ein wahrer Bretone wird, bei uns geht es nicht um Blut und all diesen Unsinn.

Nein, es verhält sich viel einfacher und viel schwieriger zugleich: Bretone zu sein, ist eine Frage der Einstellung, der Haltung, der Philosophie.

Gegenüber dem Leben, der Welt, den Menschen und allen Mitgeschöpfen.« Kurz geriet Nolwenns Tonfall energisch, aber sie fing sich wieder.

»Selbstredend existiert keine offizielle Liste dieser Eigenschaften, die man Punkt für Punkt abhaken könnte, aber ein paar der Anforderungen an einen wahren Bretonen kann man schon nennen.«

Sprich: eine Nolwenn'sche Liste existierte sehr wohl.

»Ich gehe also mal durch.« Sie hielt plötzlich mehrere Zettel in der Hand, Dupin schwante nichts Gutes.

»Eine blühende Fantasie: Oh ja, allerdings, die liegt bei Ihnen in Überfülle vor! Gepaart mit pragmatischem Realismus und Entschiedenheit in der wirklichen Welt. Erbarmungslose Sturheit, mit Momenten des Mürrischseins und der Bärbeißigkeit: bei Ihnen kein Problem. Unbeugsamer Freiheitsdrang, rebellisches Naturell, prinzipielle Widerständigkeit und damit unüberwindbare Probleme mit Autoritäten: verkörpern Sie ohne Abstriche, muss man neidlos anerkennen. Die ausgeprägte Liebe zu Essen und Trinken, einhergehend mit einer instinktiven Abneigung gegen Wasser: volle Punktzahl.«

Nolwenn blieb ganz ernst.

»Dann natürlich das maßlose Schwärmen von der Bretagne sowie das Bewusstsein, dass sie der Anfang und das Ende aller Dinge ist: Das geht, ehrlich gesagt, noch besser, Monsieur le Commissaire!«, ein empfindliches Minus, das wusste Dupin. »Des Weiteren die prinzipielle psychische und physische Unfähigkeit, Regen wahrzunehmen, sprich überhaupt zu bemerken, dass man nass wird: Hier haben Sie eine wahre Meisterschaft erworben, ebenso volle Punktzahl. Die unerschöpfliche bretonische Erzähllust: Bedauerlicherweise ist diese Anforderung ungemein wichtig für die Gesamtwertung und leider haben wir hier nicht einen einzigen Punkt zu vergeben.«

Es gab ein Punktesystem, eine Gesamtwertung? Das Ganze nahm eine eigenwillige Wendung, fand Dupin.

»Radikale Offenheit und Toleranz, jeder darf so eigensinnig sein, wie er will, besser: wie er überhaupt nur kann. Eigensinn ist ein bretonischer Imperativ, Tics und Marotten bis hin zur Kauzigkeit: die volle Punktzahl bei Ihnen. Die Liebe zur keltischen Musik«, Nolwenns Miene verfinsterte sich, »hier muss ich eine Rüge verteilen!«

Dupin hätte gerne protestiert, aber sie hatte nicht unrecht.

»So – und zum Schluss noch ein paar grundlegende Anforderungen.«

Die bisherigen waren nicht grundlegend?

»Eine außerordentlich ausgeprägte Liebe zum Leben, die eben weil sie umfassend ist, immer um die Gegenwart von Ankou, dem Tod, weiß.« Eine kleine dramaturgische Pause, dann: »Das haben Sie eindrücklich unter Beweis gestellt.«

Dupin hätte nicht einmal sagen können, was Nolwenn genau meinte. Egal, es schien ihm weitere Punkte einzubringen.

»Die respektvolle Anerkennung der Anderswelt, das Wissen, dass es ungleich mehr zwischen Himmel und Erde gibt als das, was unser Verstand zu fassen vermag: nicht mal im Ansatz ein Punkt!«

Nolwenn hob streng die Augenbrauen.

»Nun gut! Selbstredend sind das nur ein paar wenige Punkte des bretonischen Wesens. Wir hatten ursprünglich eine Liste von siebenundsechzig Anforderungen und haben sie dann streng gekürzt.«

Nolwenn holte noch einmal Atem.

»Um es kurz zu machen: Wir kamen bei der Auswertung auf folgendes Ergebnis.«

»Und zwar«, nun übernahm Riwal, das Ganze war offensichtlich choreografiert, »vergeben wir insgesamt«, eine weitere Pause, »eine Drei plus. Ein gutes Befriedigend.«

»Das ist ein exzellentes Ergebnis für einen Pariser nach nur zehn Jahren in der Bretagne!« Nolwenn begann heftig zu klatschen. Aufrichtig, man sah es ihren Zügen an. Riwal ebenfalls. Die anderen Gäste schlossen sich an.

Dupin würde erst gar nicht anfangen, über das Bewertungssystem nachzudenken, es wäre sinnlos, außerdem schien es, gemessen an den Reaktionen der anderen, tatsächlich ein passables Ergebnis zu sein ... Ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus.

»Aber nun zum wichtigsten Teil des Abends«, strahlte Nolwenn, »den weiteren Menüfolgen. Ich übergebe an Armelle.«

Mit zeremonieller Würde trug Armelle die Köstlichkeiten vor: »Als Vorspeise gibt es die feinsten Muscheln, die der Atlantik zu bieten hat: *Ormeaux* von der Île de Sein, mit kleinen *Crêpes au blé noir* und Wildkräutern. Dann *Lieu jaune* in einer Algenkruste, gefolgt von einem rosa gebratenen

Salzwiesenlamm mit *Piment d'Espelette*, zwar nicht von der Belle-Île, Georges, aber auch überaus schmackhaft.«

Unter den Gästen kam eine freudige Unruhe auf.

»Später Käse, ein bretonischer *Tome du Ménez-Hom*. Und vollendet wird das Menü mit einem *Omelette bretonne*, flambiert mit Lambig.«

Es klang himmlisch.

»Wir trinken zu alldem einen weißen Sancerre und einen roten Côtes de Provence, *Domaine Château Léoube*«, schloss Armelle.

Das würden sie. Und zwar reichlich. Alle Gäste waren im *Ty Mad* untergebracht, Claire und Dupin ganz oben, im dritten Stock, mit Aussicht auf die Bucht.

»*Bon appétit* euch allen.«

Armelle gab das Zeichen, sich ins Restaurant zu begeben.

Der Garten lag im Zauberlicht der Abendsonne. Nolwenn trat zu Dupin, erhob ihr Glas und warf ihm einen verschwörerischen Blick zu: »Wie wir Bretonen sagen: Lasst uns leben!«

Hat Ihnen das Buch gefallen? Entdecken Sie weitere Fälle mit Kommissar Dupin



[Mehr Infos](#)

Über Jean-Luc Bannalec

Jean-Luc Bannalec ist der Künstlername von Jörg Bong. Er ist in Frankfurt am Main und im südlichen Finistère zu Hause. Die ersten neun Bände der Krimireihe mit Kommissar Dupin wurden für das Fernsehen verfilmt und in zahlreiche Sprachen übersetzt. Im Jahr 2016 wurde der Autor von der Region Bretagne mit dem Titel »Mécène de Bretagne« ausgezeichnet. Seit 2018 ist er Ehrenmitglied der Académie littéraire de Bretagne. Zuletzt erhielt er den »Preis der Buchmesse HomBuch für die deutsch-französischen Beziehungen«.

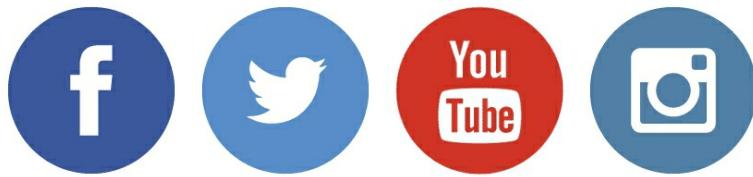
Über dieses Buch

Malerische Abgründe – Kommissar Dupin ermittelt auf der paradiesischen Belle-Île

Die Hitzewelle hat in diesem August sogar die Bretagne fest im Griff. Keine Aussicht auf Abkühlung für Kommissar Dupin. Und zu allem Überfluss planen die Kollegen auch noch die große Feier seines zehnjährigen Dienstjubiläums. Doch dann wird eines Morgens an der Küste bei Concarneau ein Toter aus dem Meer gefischt, ein Schafzüchter von der legendären Belle-Île. Und ehe Dupin sich's versieht, befindet er sich an Bord eines Schnellbootes auf dem Weg zur »schönsten Insel der Welt«, wo er schon bald auf tiefste menschliche Abgründe stößt ...

[zurück](#)

Folgen Sie **Kiepenheuer**
& Witsch *auch auf unseren*
Social Media Kanälen



... und erhalten Sie regelmäßig relevante News über unsere Bücher und Autoren, über Sonderaktionen und attraktive Gewinnspiele rund um unser Programm im

[KIWI NEWSLETTER](#)
[jetzt abonnieren](#)

Impressum

© 2021, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Covergestaltung: Rudolf Linn, Köln

Covermotiv: © akg-images / Bruno Barbier

Kartografie: Birgit Schroeter

Fonteinbettung der Schrift DejaVu nach Richtlinie von Bitstream Vera

Deja Vu: Copyright © 2003 by Bitstream, Inc. All Rights Reserved.

Alegreya: Copyright © 2011, Juan Pablo del Peral (juan@huertatipografica.com.ar), with Reserved Font Name »Alegreya«

Alegreya Sans: Copyright © 2013, Juan Pablo del Peral (juan@huertatipografica.com.ar), with Reserved Font Name »Alegreya Sans«

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

ISBN 978-3-462-32083-1

Klimaneutraler Verlag

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der *Verlag Kiepenheuer & Witsch* zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter
www.klimaneutralerverlag.de

